



HALINA BIRENBAUM
DIE HOFFNUNG STIRBT ZULETZT
AUFBRUCH IN DIE VERGANGENHEIT



HALINA BIRENBAUM – Schriftstellerin, Dichterin, Übersetzerin – ist 1929 in Warschau geboren. Die Besatzungszeit verbrachte sie im Warschauer Ghetto und später in den Konzentrationslagern in Majdanek, Auschwitz, Ravensbrück und Neustadt-Glewe, wo sie 1945 befreit wurde.

1947 emigrierte sie nach Israel. Bis zur Eheschließung im Jahre 1950 arbeitete sie in einem Kibbutz. Zur Zeit lebt sie mit ihrem Mann und ihren zwei Söhnen in Hertzliya. Während der zahlreichen Vorlesungen und Begegnungen mit israelischen Jugendlichen vermittelt sie ihr Wissen über den Holocaust.

Das Leben und der Tod in der Besatzungszeit, das Märtyrertum der polnischen Juden in den Ghettos und in den Konzentrationslagern bilden die Hauptthemen der Prosa und der Dichtung von Halina Birenbaum („Die Hoffnung stirbt zuletzt“, „Aufbruch in die Vergangenheit“, „Rückkehr zum Boden der Urahnen“, „Sogar wenn ich lache“). Ihre Werke sind traurig, aber frei von Haß. Von ihnen strahlen Ruhe, Güte und Glaube an den Menschen aus.

Sie schreibt polnisch – in der Sprache ihrer Kindheit – aber veröffentlicht ihre Werke in Polen, Israel, Deutschland und in den Vereinigten Staaten.

STAATLICHES MUSEUM IN OŚWIĘCIM

HALINA BIRENBAUM

DIE HOFFNUNG STIRBT ZULETZT
AUFBRUCH IN DIE VERGANGENHEIT
POLEN 1986, BERLIN 1989

Aus dem Polnischen von Esther Kinsky

Verlag Staatliches Museum in Oświęcim

2011

Graphische Gestaltung
Piotr Kutryba

Redaktion
Teresa Świebocka

Technische Redaktion und Korrekturen
*Cornelia Brink, Andrea Genest, Katharina Menzel,
Karen von Sydow-Blumberg*

© Copyright by Halina Birenbaum

ISBN 978-83-7704-000-3

Drukarnia Ekodruk
30-553 Kraków, ul. Powstańców Wielkopolskich 3
www.eko.druk.eu

DIE HOFFNUNG STIRBT ZULETZT

Vorwort der Autorin

Ich kam nach Israel, als der Krieg von 1947 begann. Alle Leute in diesem Land kämpften damals um ihre eigene Existenz und um das Bestehen des Staates, der gerade erst entstanden war. Es war keine Zeit für Erinnerungen, die noch so frisch waren. Ich kämpfte mit meinem täglichen Pflichten und der Erfüllung der Notwendigkeiten des alltäglichen Lebens. Das beanspruchte mich in einem Masse, als hätte ich nie etwas anderes gekannt, als hätte mein ganzes Leben eben hier seinen Anfang genommen. Die ganze Vergangenheit hingegen sank tief in meine Seele hinab. Erst der Eichmann-Prozess brachte eine Wende in meinem Leben. Als ich im Radio die Stimme des Anklägers Gideon Hausner gehört hatte, wich ich keine Minute mehr von dem Apparat. Ich liess meine Hausarbeit liegen, vernachlässigte meine Kinder, verrichtete nur das Allernotwendigste... und hörte den Prozess in Jerusalem an. Meine Herkunft, mein Lebenslauf tauchten aus der Anonymität auf. Es wurde mir bewusst, dass ja auch ich von irgendwoher hierhin gekommen war, eine Familie gehabt, mit anderen Menschen gelebt hatte, auch wenn jetzt weder diese Menschen noch dieses Leben mehr existierten. Es war, als kehrte ich wieder nach Hause zurück, und durch diese merkwürdige Fügung des Schicksals war ich mir selbst nähergekommen.

Doch in den erschütternden Aussagen der Zeugen fehlte etwas. Es fehlte etwas ganz Wesentliches – die Atmosphäre dieser unausgesetzten Bedrohung des täglichen Lebens inmitten all der Schrecken des Krieges. Ich hatte dieses Grauen fast sechs Jahre lang eingeatmet, sechs Jahre, deren jede einzelne Stunde eine Ewigkeit oder die Stunde vor dem Ende war.

Meinem Mann erzählte ich Tag und Nacht davon, bis er mir schliesslich vorschlug: «Schreib doch ein Buch darüber!» Ich nahm das mit Verwunderung auf – und mit Schrecken. Wie sollte man das alles beschreiben? Alle diese Fakten, Ereignisse, Leiden und verzweifelten Hoffnungen. Als diese Fakten, Ereignisse, Leiden und verzweifelten Hoffnungen. Als ich meine Aufzeichnungen beendet hatte, fühlte ich mich grossartig: Ich hatte mich einer Last entledigt! Das war es, was ich hatte tun müssen, was man von mir verlangte. Ich empfand diesen Augenblick als den erhabensten meines Lebens.

Meine nächsten Angehörigen, ihre Vergangenheit, meine Vergangenheit, die ich mit ihnen teilte, ihr Leben, ihr Tod – das war nicht mehr nur meine Sache. Sie waren wieder lebendig, als seien sie bei mir. Und alle können jetzt ihr Schicksal erfahren, vor allem die, die mir heute am nächsten stehen: meine Kinder, ihre Freunde, meine Bekannten. Mit diesem Buch habe ich den Weg zu vielen Herzen gefunden. Ich habe Freunde in den verschiedenen Ländern gewonnen: Erwachsene und Kinder, Juden und Angehörige anderer Völker. Man hat mir tiefstes Verständnis und Anerkennung entgegengebracht – ich habe nicht genug Worte, dafür zu danken. Ich habe erfahren, dass überall Menschen bereit sind zu hören und zu verstehen, wenn sich ihnen ehrlich und aufrichtig ein Herz öffnet, um in Liebe und Vertrauen die Wahrheit weiterzugeben, die es in sich trägt. Diese Wahrheit wird angenommen, so schwer und schmerzlich sie auch sein mag, ja es zeigt sich sogar, dass sie Trost und Glauben an das Leben spenden kann.

Ich möchte aus ganzen Herzen all denen danken, die zur Veröffentlichung meiner Erinnerungen aus der Zeit der nationalsozialistischen Verfolgungen beigetragen haben.

Halina Birenbaum

Ich bin in Warschau geboren. Mit meiner Mutter, meinem Vater und zwei Brüdern wohnte ich in der Nowiniarskastrasse. Mein Vater war ein kleiner Handelsvertreter, er kam aus Biała Podlaska. Meine Mutter besorgte den Haushalt und besserte unser bescheidenes Budget durch Häkelarbeiten auf. Sie kam aus Zelechów. Meine Mutter war eine aussergewöhnlich tüchtige und kluge Frau; ich liebte und verehrte sie mehr als alle anderen in der Familie. Meine beiden Brüder waren damals noch in der Ausbildung: Marek studierte in Frankreich Medizin, und Chilek besuchte die Handwerkerschule in Warschau.

Im September 1939 wurde ich zehn Jahre alt und sollte in die dritte Klasse der Allgemeinen Grundschule kommen. Aus den Gesprächen der Erwachsenen, die ich im Sommer dieses Jahres mitbekam, konnte ich entnehmen, dass dem Land ein Krieg drohte, der mit einer Unmenge von Flugzeugen, Bomben und Gas noch viel schlimmer sein würde als der letzte, und der vor allem für uns, das jüdische Volk, schrecklich sein würde. Ich konnte mir so etwas gar nicht vorstellen, aber das beklemmende Gefühl der Angst liess mir keine Ruhe. Ich fürchtete mich vor etwas Ungewissem und wartete auf ein Wort meiner Mutter, das mir diese Angst nehmen konnte. Aber ihre eigene Unruhe und Bedrücktheit sagten mir mehr als jedes tröstende Wort.

In der Stadt herrschte eine niedergeschlagene Stimmung; auf den Strassen standen die Leute sorgenvoll in Grüppchen zusammen und diskutierten aufgeregt über die politi-

schen Ereignisse und die letzten Radionachrichten... Das hatte nichts Gutes zu bedeuten.

Der Krieg brach aus! Das bange Vorgefühl wurde zur alptraumhaften Wirklichkeit. Schwadronen von Messerschmittflugzeugen und der Widerschein der Feuersbrünste überzogen den Himmel über Warschau. Die Alarmsirenen heulten, unter schrillum Pfeifen und Krachen fielen die Bomben herab und mit ihnen Unglück und Tod. In den ersten Tagen der Belagerung Warschaus liefen wir bei den dauernden Fliegerangriffen hinab in den Hausflur, überzeugt, dass uns die dicken Mauern und das stabile Treppenhaus vor den Granaten schützen würden. Wir drängten uns dicht aneinander, lauschten auf das feindselige Brummen und beteten, flehten Gott um Rettung an. Aber offenbar war Gott selbst in dem Getöse taub geworden. Häuser zerfielen zu Trümmern und begruben die Menschen unter sich, Feuer brachen aus. Der Tod hatte alle Hände voll zu tun.

Am Tag des grossen jüdischen Festes Jom Kippur bombardierte die Hitlerarmee die jüdischen Stadtteile besonders heftig und gezielt. Mit vielen anderen Strassenzügen stand in dieser Nacht auch die Nowiniarskastrasse im Flammen. Unser Haus brannte ab. Auf dem Hof war es hell wie am Tag, niemand löschte das Feuer. Wir hatten kein Wasser, keine Nahrung, keine Kraft. Wir flüchteten aus dem brennenden Haus und nahmen alles mit, was wir irgendwie fassen konnten. Wir schlugen uns zur Swietojerskastrasse durch, wo ein Freund meines Bruders wohnte. Dort fanden wir in einem überfüllten Keller Unterschlupf. Eine schreckliche Luft herrschte hier, man konnte nur mit Mühe atmen, aber wenigstens waren das Getöse der Bomben und das Brummen der Flugzeuge nicht mehr so deutlich zu hören. Das allein erschien mir damals schon als Glück.

Nach drei Wochen trat eine seltsame Stille ein. Wir alle dachten, das Schlimmste läge jetzt hinter uns. Die Bombardierung hatte aufgehört. Wie naiv waren wir – erst die Besetzung sollte uns das wahre Gesicht des Feindes zeigen!

Warschau hatte sich ergeben. Züge deutscher Soldaten marschierten durch die noch brennende, zerstörte Stadt. Unbesiegbar erschienen sie mir, selbstsicher und mächtig. In Mengen strömten jetzt bleiche, erschöpfte Menschen auf die Strassen; die Leute kamen aus den Kellern und Unterschlüpfen, mit ihren Bündeln auf dem Rücken suchten sie nun in den erhalten gebliebenen Häusern nach einem Eckchen, in dem sie bleiben konnten. Hier und da verteilten die Nazis Brot und Suppe aus grossen Kesseln. Die ausgehungerten Warschauer drängten sich davor, während die Nazis sogleich alle Juden aus den Schlangen herausrissen und schrecklich prügeln. Gleich zu Anfang begannen sie dann, ihre Opfer in «Bessere» und «Schlechtere» einzuteilen, in Arier und Semiten, Polen und Juden, um dann hinterher die einen wie die anderen zu quälen, auszuplündern und zu morden. Sie bestimmten einzelne Stadtviertel nur für Deutsche und getrennte Stadtteile für Polen und für Juden. Um die Unterscheidung der Juden von den anderen Volksgruppen möglichst einfach zu machen, befahl man ihnen, eine besondere Armbinde mit dem Davidstern zu tragen. Aufgrund dieser Erkennungsmarke war es noch leichter, sie zu peinigen.

In der Muranowskastrasse 7/9 fanden meine Eltern ein Zimmer für uns bei einer jüdischen Zahnärztin. In der Fünzimmerwohnung waren bereits vier Familien untergebracht. Man schlief sogar in der Küche. Unsere Möbel waren zusammen mit all unserem Hab und Gut in der Nowiniarskastrasse verbrannt. Die wenigen Sachen, die wir hat-

ten retten können, bewahrten wir jetzt in einer Kiste auf. Auf dem Fussboden richtete meine Mutter uns Schlafstätten aus ein paar Matratzen her, die vom Feuer verschont geblieben waren. An einem kleinen, irdenen Herd, der in einer Zimmerecke aufgestellt war, konnten wir kochen, im Winter ersetzte er den Ofen. Es war eng und stickig in unserem Raum, der gleichzeitig Schlaf-, Ess- und Badezimmer, Küche und Waschkeller war. Zu fünf Personen wohnten wir dort zwei Jahre lang – bis zur Aussiedlung. Auf den Strassen wüteten Plünderungen und Menschenjagden. Die Nazis fingen Juden zur Zwangsarbeit in und ausserhalb der Stadt. Die Männer mussten Schutt und Trümmer wegräumen, Häuser für die Deutschen herrichten und Hausgerät schleppen, das die Deutschen bei ihren Plünderungen erbeutet hatten. Viele kehrten nicht von dieser Arbeit zurück – sie fanden durch Kugeln den Tod oder starben an den Folgen von Schlägen und Prügel. Die aber, die zurückkehrten, Zeugen und Opfer der grausamen Peinigungen durch die Nazis, weckten mit ihren Erzählungen eine unbeschreibliche Furcht. Der blosser Anblick dieser Menschenjagden war erschütternd. Nicht selten konnte ich solche Vorgänge aus dem Fenster beobachten. Lastwagen tauchten plötzlich am Ende der überfüllten Strasse auf, die Passanten ergriffen die Flucht. «Halt!» schrien die Deutschen, packten mit festen Handgriffen nach den Männern und luden sie unter Stössen und heftigen Schlägen auf die Lastwagen. Dabei schossen sie in die auseinanderstiebende Menge, auf Kinder, die gewöhnlich auf den Strassen Zigaretten, Süssigkeiten oder Abzeichen verkauften, und die sich bei diesen Menschenjagden aus dem Staube machten, so schnell es ihre Beine zuliessen. Auch in die Fenster der umliegenden Häuser wurde geschossen.

Die ordinären Ausrufe und Flüche der Nazis mischten sich mit dem Schreien und Stöhnen der Verletzten und Geprügelten, mit dem angsterfüllten Hämmern der flüchtenden Schritte. Fahrbahn und Gehsteige waren bedeckt mit Leichen und Blut. Schliesslich fuhren die vollgeladenen Lastwagen davon und brachten die lebende Beute fort. Die Leute kamen wieder aus ihren Schlupfwinkeln und Verstecken hervor, die kleinen Händler und die Bettler bezogen wieder ihren vorherigen «Posten». Alles schien wieder zum alten Rhythmus zurückzukehren, bis aus der Tiefe der Strasse aufs Neue der angstvolle Schrei ertönte: «Die Deutschen!» So ging es viele Wochen und Monate lang. Tag für Tag neue Opfer, neue Befehle und Verordnungen, die unser Recht zu leben, zu atmen und uns zu bewegen immer mehr beschnitten.

Im Herbst 1940 gründeten die Nazis das Ghetto. Auf einigen wenigen Strassen pferchten sie die jüdischen Flüchtlinge aus kleineren Städten und alle Warschauer Juden zusammen. Mit einer hohen Mauer wurde das Ghetto von den sogenannten arischen Stadtteilen abgetrennt; die Ausgänge in der Mauer wurden von deutschen oder polnischen und jüdischen Polizisten bewacht. Die Verantwortung für das Ghetto übertrugen die Nazis dem Jüdischen Gemeinderat, der ihnen völligen Gehorsam erwies und gemeinsam mit der jüdischen Polizei ihre verbrecherischen Befehle blind ausführte – was in grossem Masse zu den Leiden und der Vernichtung der unglücklichen Bewohner des Ghettos beitrug.

Alle Abgaben, die Zuteilungen an Waren und Menschen – erst für die Zwangsarbeit, später für die Ausrottung, die Vergasung – erhielten die Nazis vom Judenrat, wobei sich

die Reichen meist freikaufen konnten. An ihrer Stelle nahm man dann die Armen, die keine Mittel hatten, sich aus den Fängen ihrer Mitbrüder und Feinde zu retten.

Diese Einteilung der Menschen vermittelte die irrige Hoffnung, dass die Vernichtung nicht alle Juden erfassen würde, und dass die, die über materielle Mittel verfügten, überleben würden – ein Glaube, der die Menschen für das Unglück ihrer Nächsten taub und gefühllos machte.

Die Muranowskastrasse wurde in das Ghettogebiet aufgenommen, und dieser «glückliche» Umstand ersparte uns die Leiden, die Tausende durchmachten, die ausserhalb des nun für die Juden abgesteckten Bereichs gewohnt hatten. Unter der Androhung der Erschiessung mussten sie innerhalb einer Stunde ihre Häuser verlassen; sie durften nur das mitnehmen, was sie auf dem Rücken tragen konnten, manche transportierten ihre Habe in Handkarren oder Kinderwagen. Viele von ihnen wussten einfach nicht, wohin, sie hausten buchstäblich auf der Strasse, auf Höfen und in Hausfluren und starben in Mengen an Hunger, Schmutz und Seuchen, einfach am Mangel der grundlegendsten Dinge des Lebens. In der ersten Phase im Ghetto quälte uns der Hunger noch nicht so sehr, denn die Polen, mit denen mein Vater vor dem Krieg zusammengearbeitet hatte, schickten uns Lebensmittel und halfen uns auf unterschiedliche Weise. Besonders ein Bekannter meines Vaters, Ingenieur Strojwas, unterstützte uns intensiv die ganze Zeit bis zum Ende unseres Ghettolebens. Mein ältester Bruder arbeitete als Medizinstudent im jüdischen Krankenhaus und gab Spritzen in Privathäusern. Mein jüngerer Bruder war im Ghetto Elektriker

und so lebte man irgendwie. Natürlich waren solche Dinge wie Fleisch, Zucker, Eier oder Milch auch für uns

unerreichbar, wir stopften uns voll mit Kartoffeln, Grütze und Brot voller Häcksel und Abfall. Ich nahm zu bei dieser Ernährung, was sich später als lebensrettend erwies: ich sah dadurch viel älter aus und konnte die Henker über mein Alter täuschen – Kinder erwartete nämlich nach den Vorschriften der Nazis der sichere Tod.

Schwer und düster gingen die Tage dahin, einer schlimmer und schwieriger als der andere. Die Vorfälle und Ereignisse strömten so schnell vorbei, dass ich sie kaum fassen und begreifen konnte. Noch vor so kurzer Zeit hatten wir alles gehabt, und ich hatte meine Mutter immerzu mit Fragen gequält, ob die Gerüchte über den Krieg auch «wirklich wahr» seien; meine Mutter hatte mir versichert, dass sie nicht stimmten und hatte mir befohlen, mit diesem «Unfug» aufzuhören.

Während der Bombenangriffe dann hatte sie mich an sich gedrückt, hatte mich mit ihren Schultern und Armen, mit ihrem ganzen Körper beschützt und mir immer wieder voller Überzeugung gesagt, dass es bestimmt bald zu Ende sein würde. Und als die Deutschen Warschau einnahmen, als dieses Grauen begann, das zu unserer einzigen Wirklichkeit wurde, da beruhigte sie mich damit, dass die Niederlage der Nazis unvermeidlich sei und kurz bevorstehe, dass man nur keine Angst haben dürfe und sich zusammenreißen und durchhalten müsse. Mit Schrecken und Argwohn vernahm sie die Berichte von Flüchtlingen aus dem Ghetto von Łódź über die unmenschliche Qual und die Massenerschiessungen der dort lebenden Juden. «In Warschau», sagte meine Mutter, «können sie das nicht tun. Es ist doch nicht möglich, diese riesige Menge von einer halben Million Juden einzusperren und zu töten.» So argumentierte anfangs mei-

ne Mutter, und so dachten wahrscheinlich auch unsere Nachbarn. Im Zweifel über die Wahrheit der schrecklichen Nachrichten beruhigten sie sich auf diese Weise gegenseitig und gaben einander Trost, um den tragischen und hoffnungslosen Zukunftsaussichten zu entfliehen.

Auf den Strassen des Warschauer Ghettos wimmelte es von Bettlern in verlausten, zerfetzten und schmutzigen Lumpen. In den Hausfluren, Toreinfahrten und auf den Gehsteigen lagerten ganze Familien, vom Hunger aufgedunsene Menschen, daneben lagen Leichen, die mit Zeitungen und im Winter mit Schnee zugedeckt waren. Eine Typhusepidemie brach aus, die von einer unbeschreiblichen Hungersnot begleitet war. Die Sterblichkeit war so hoch, dass man mit dem Beseitigen der Leichen und der Massenbestattung in Gruben auf dem Friedhof nicht nachkam. Das waren die Bedingungen, unter denen ich aufwuchs und die Welt verstehen lernte. Mit Angst und Erstaunen betrachtete ich die Bettler, die «chaperim» (Fänger) und die Toten auf der Strasse, die Wagen mit Kisten, in die zehn oder mehr solcher Leichen geworfen wurden, denen man nicht einmal mehr die Augen zudrücken konnte. Ich hörte von selbst auf, den tröstenden Beteuerungen meiner Mutter Glauben zu schenken.

Obwohl ich selbst noch keinen Hunger litt, krampfte sich mir das Herz zusammen, wenn ich die Hungerqualen anderer sah, wie bei Elusia und ihren Geschwistern, den Kindern der Zahnärztin, bei der wir wohnten. Die Zahnärztin selbst war nach einem Nervenschock, den sie bei den Bombenangriffen im September 1939 erlitten hatte, gelähmt. Während vieler Monate ertönte ganze Tage und Nächte lang unter unseren Fenstern das Schreien und Jammern: «A Schtikele Brojt, eijn Schtikele Brojt!» Oft stahl ich etwas

Brot von zu Hause oder ein paar Kartoffeln und brachte sie nach draussen, aber da waren so viele, so viele, die hungerten – wie konnte ich ihnen allen helfen! Ich machte meiner Mutter Vorwürfe, weil sie mir nicht erlaube, Elusia oder den Bettelnden auf der Strasse etwas zu essen zu geben. Ich begriff nicht, dass wir ja selbst nichts im Überfluss hatten, und dass meine Mutter vor Angst zitterte, dass morgen oder übermorgen vielleicht auch uns das Brot fehlen könnte.

Es gab viele Dinge, die ich nicht verstand. Ich konnte zum Beispiel nicht begreifen, warum uns das Unglück heimgesucht hatte. Wer war dieser Hitler, was wollte er von uns, den Juden? Ich verstand nicht, dass die ganze Welt zusehen und schweigen konnte. Ich wollte leben, ich wollte nicht, dass einer aus unserer Familie, von unseren Freunden sterben musste. Ich wollte, dass das alles möglichst schnell vorüberging, der Krieg, die Angst, der Hunger, das Leiden und diese unaufhörlich umgehenden Gerüchte von Gaskammern und Krematorien, die gebaut wurden, um alle Juden zu töten und zu verbrennen. Die Augen der Hungernden brachten mich zur Verzweiflung. Ich weiss noch, wie ich zum ersten Mal lernte, in ihnen zu lesen. Chileks Freund, ein sehr hübscher Junge von achtzehn Jahren, gross, blond, mit blauen Augen und einem klugen, feinen Gesicht, ging von Wohnung zu Wohnung und verkaufte Brot. Für sich selbst konnte er keines kaufen. Er kam auch zu uns, und wenn er das Geld in Empfang nahm und sein Blick von dem Brot zu meiner Mutter wanderte, dann waren seine Augen so voll von schmerzlichem Verlangen, dass sie hervortraten, und es schien mir, sie würden gleich aus ihren Höhlen fallen: sein vorstehender Adamsapfel begann, sich rasch und unruhig auf und ab zu bewegen... Ich war damals elf

Jahre alt. Mir wurde plötzlich die unmenschliche Qual von Hunger, Erniedrigung und Hilflosigkeit klar. Ich fühlte, wie etwas in mir zersprang. Nein, das war kein Mitleid. Es war etwas Grösseres als gewöhnliches Mitleid. Der Blick des Jungen drang bis auf den Grund meiner Seele, saugte mich aus wie ein Blutegel, und eine ganze Zeit lang konnte ich nichts von dem Brot essen, das er uns verkauft hatte. Auch die Lust am Spielen, überhaupt an allem war mir vergangen. Noch lange konnte ich mein Gleichgewicht nicht wiederfinden und diese tiefe Niedergeschlagenheit nicht abschütteln. In den Jahren danach ergriff mich nicht selten dieser Alpdruck von Hilflosigkeit und Verzweiflung angesichts der Qual meiner Angehörigen, ein Gefühl, das hundertmal schlimmer war als das eigene Leiden.

Diejenigen, die anfangs nicht daran geglaubt hatten, dass die Nazis im grossen Warschau ein Ghetto errichten und die Juden umbringen würden, so wie sie es in anderen, kleinen Städten taten, mussten schliesslich einsehen, dass sie die mörderische Kraft der Faschisten unterschätzt hatten. Selbst als dann das Ghetto geschaffen war, und die verbrecherischen Pläne der Nazis bekannt wurden, bildeten sich noch viele Juden ein, dass die meisten durch Vorsicht und Gehorsam gegenüber den Henkern mit dem Leben davorkommen würden – eine gefährliche Täuschung, die vom Judenrat nach Kräften unterstützt wurde. Solche Kreise, vor allem aber die Mitglieder des Judenrates, verkündeten warnend, dass jedweder Widerstand oder gar – was Gott verhüten möge – Kampf gegen die Besetzer den sofortigen Untergang für das ganze jüdische Volk bewirken würde. Diese verbreitete, unter den Ghattobewohnern immer wieder bekräftigte Meinung bildete den Anfang der schändlichen Ko-

operation der jüdischen Gemeinde und der Polizei mit den Besetzern. Diese Zusammenarbeit und der blinde Gehorsam, mit dem die barbarischen Befehle der Deutschen befolgt wurden, trafen die Gemeinschaft des Ghettos tief. Je öfter ich darüber zu Hause von den Eltern oder Bekannten hörte, desto heftiger wurden meine Empörung und mein Hass auf diese Feiglinge und Verräter.

Es zeigte sich, dass Menschen in der Lage sind, selbst in unmenschlichen Verhältnissen zu leben. Sie finden sich zurecht, helfen sich selbst und kämpfen im Vertrauen auf eine bessere Zukunft um ihre Existenz, so weit es möglich ist. Uns half der Glaube an die bevorstehende und endgültige Niederlage des Faschismus.

Im Ghetto wurden Kantinen für die Armen, für Flüchtlinge, Obdachlose und verwaiste Kinder eingerichtet. Man gründete etliche Wohnungskomitees und ein Krankenhaus. Was die Komitees leisten konnten, war verschwindend wenig (auch hier übrigens kam Diebstahl und Korruption vor), denn es gab viel, viel mehr Menschen, die Hilfe brauchten, als solche, die sie geben konnten. Die Bedingungen im Krankenhaus waren schrecklich, die Kranken (manchmal auch Tote) lagen zu dritt in einem Bett, es fehlte an Lebensmitteln, Verbandszeug, Medikamenten, einfach an allem. Es gab Hunderte von Verletzten und von den Nazis Gepeinigten, das Krankenhaus konnte sie gar nicht unterbringen, und jeden Tag kamen neue Unglückliche.

In Privathäusern wurden sogar Unterrichtskurse organisiert, an denen eine bestimmte Anzahl von Jugendlichen teilnehmen konnte. Die jüdischen Patrioten sammelten die hervorragendsten Persönlichkeiten des Ghettos um sich, um gemeinsam den Kampf gegen den faschistischen Feind zu

planen. Ich war noch ein Kind, die Existenz einer solchen Geheimorganisation und ihrer Veröffentlichungen verbarg man vor mir, aber ich erriet die Wahrheit. Mein jüngerer Bruder Chilek war Mitglied von Hashomer Hacair \ und da wir zu Hause eine Schreibmaschine besaßen, bekam ich oft mit, wie er darauf verschiedene Texte für die Widerstandsbewegung abschrieb. Mein Vater war dagegen, er warnte Chilek immer wieder, dass uns die Nazis für sein verbotenes Geschreibe allesamt nach Auschwitz in den Tod bringen würden. Schon vor dem Krieg hatte mein Vater Chilek verboten, solche Versammlungen zu besuchen, und er war jedesmal zornig, wenn mein Bruder am späten Abend von dort nach Hause kam. Jetzt nahm das Schimpfen und Streiten gar kein Ende mehr. Chilek tat alle Überredungsversuche und Verbote schweigend ab – und machte weiter. Öfter, wenn er durch ungeschickten Umgang mit der Schreibmaschine in seiner nervösen Hast etwas kaputtgemacht hatte, erzählten wir meinem Vater, ich habe mit der Maschine gespielt, es sei meine Schuld.

Der Hof auf der Muranowskastrasse war damals die Welt meiner Spiele und Träume. Die Höfe im Ghetto mussten den Kindern Garten, Schule, Gemeinderaum und Spielplatz ersetzen. In einer Schar von Gleichaltrigen spielten wir Verstecken, Fangen und Hüpfkästchen. Hier tauschten wir unsere Erfahrungen aus den Büchern aus, die wir lasen, gaben mit unseren Fortschritten in den Unterrichtskursen an – einige von uns lernten trotz allem eifrig – und tauschten die Neuigkeiten aus, die wir von den Erwachsenen gehört hatten: Berichte über die Nazifolter, über Morde und Plünde-

rungen, über die Niedertracht und Bestechlichkeit der jüdischen Verräter, der «Judenratler» und der Polizisten.

Wir malten uns gutes Essen aus, Früchte und Süßigkeiten, wie es sie vor dem Krieg gegeben hatte und nach denen wir solche Lust verspürten. Wir sprachen von fernen Wäldern, duftenden Wiesen und Flüssen, die wir nur aus Büchern und den Erzählungen der Älteren, kannten. Wir liebten solche Überlegungen wie: ‚Was wird nach dem Kriege sein?‘ ‚Wie wird es dann sein?‘ ... Voller Freude nahmen wir jede erdachte oder tatsächliche Neuigkeit über Niederlagen der Deutschen an der Front auf. Oft wurden diese Plaudereien, Spiele und Vergnügungen auf dem Hof durch das plötzliche Auftauchen von SS-Männern unterbrochen. Bei den Worten: «Die Deutschen kommen!» erstarrten wir erst vor Angst, dann stürzten wir, so schnell es nur ging, in die Wohnungen zu unseren Müttern.

So vergingen zwei Jahre.

Ich lernte zu Hause und arbeitete trotz der schwierigen Verhältnisse mit meinem älteren Bruder und später mit einer Privatlehrerin, Fräulein Esther, das ganze Pensum von der dritten Grundschulklasse bis zur ersten Gymnasialklasse durch. (Fräulein Esther war vor dem Krieg Polnischlehrerin in einem Warschauer Gymnasium gewesen. Später verhungerte sie im Ghetto. Marek widmete meiner Ausbildung besondere Sorgfalt. Unabhängig von der Schwere des allgemeinen Unglücks und der Menge unserer persönlichen Schwierigkeiten betrachtete er das als etwas unbedingt Notwendiges. Das Lernen machte mir Freude. Noch lieber allerdings las ich. Bis spät in die Nacht sass ich beim Schein einer stinkenden Karbidlampe, einer Kerze oder eines Gasflämmchens, das oft die einzige Beleuchtung unseres Zimmers darstellte,

über einem Buch. Meine Mutter wollte mich ins Bett scheuchen, aber ich suchte Ausreden, rief «sofort, sofort!», «jeden Moment!» oder «Nur noch ein ganz kleines bisschen!» – bis meine Mutter schliesslich der vergeblichen Ermahnungen müde war und mit dem Rest der Familie einschlieff. Ich aber blieb, oft vor Kälte zitternd, wach und ging erst dann ins Bett, wenn ich mein Buch ausgelesen hatte. Meine Bücher und der Unterricht versetzten mich in diesen schrecklichen Zeiten in eine andere Welt, in eine Welt ohne Nazis, ohne Ghetto und Mord. Ich glaubte daran, dass ich eines Morgens aufwachen würde und die Nazis würden aus Warschau verschwunden sein, fort wie Gespenster der Nacht. Diesen Traum hatte ich nicht allein, ich teilte ihn mit Tausenden, die im Ghetto geknechtet wurden. Unsere Zukunft erwies sich allerdings als ganz anders.

Gegen Ende Juli 1942 erschienen Plakate an den Mauern und Wänden im Ghetto, die auf polnisch und deutsch verkündeten, dass alle Juden nach Osten umgesiedelt werden sollten und dort Arbeit bekommen würden. Wer sich freiwillig zur Ausreise meldete, würde Brot und ein Kilo Marmelade bekommen. Denjenigen, die sich weigerten, drohte die Todesstrafe, die Erschiessung, Panik ergriff das Ghetto. Die Nachricht, dass Adam Czerniakow², der Vorsitzende des Judenrates, Selbstmord begangen habe, um damit seinen Protest gegen die Deportation kundzutun, bestärkte den schrecklichen Verdacht, dass die nationalsozialistischen Machthaber hier die Massenvernichtung vorsichtig und «zartfühlend» umschrieben. Verzweifelte Menschen lasen fassungslos immer wieder die Plakate, andere standen in Grüppchen auf der Strasse vor den Häusern und beratschlagten, was zu tun sei, wo und wie Hilfe gefunden

werden könnte. Sofort verschwanden alle Lebensmittel aus den Läden und Ständen. Das ganze Ghetto war vom Verhungern bedroht. Rettung oder Flucht waren nicht mehr möglich. Es blieb nichts als der ungleiche Kampf mit dem mächtigen und gnadenlosen Verfolger um einen würdigen Tod. Kaum jemand war auf einen solchen Kampf vorbereitet. Im Allgemeinen fürchtete man sich vor dem blossen Gedanken daran.

Im Lauf der Jahre bis zum Beginn dieser Aktion, bei der Tausende von Menschen in das Vernichtungslager Treblinka verschickt wurden, hatte der Judenrat allen Kampf- und Widerstandsgeist in der Gemeinschaft erstickt. Der Judenrat – schwach und den Befehlen der deutschen Faschisten gehorsam, gefühllos für die Klagen und Tränen der Menschen – hatte nur danach getrachtet, den Henkern zu gefallen und im Tausch für ihren Gehorsam die eigene Haut, das Leben ihrer Familien, ihrer Angehörigen und Freunde zu retten und die zu schützen, die in der Lage waren, gut dafür zu zahlen.

Wir gaben unser Zimmer bei der kranken Zahnärztin in der Muranowskastrasse auf. Wir zogen alle besseren Sachen an, die wir hatten und nahmen warme Kleidungsstücke mit, für den Fall, dass wir gefasst und nach Osten verschickt würden. Tief im Innern hegten wir die Hoffnung, dass sich die Situation bald aufklären würde, dass sich Panik und Furcht als übertrieben oder grundlos herausstellen würden, und das Leben zu dem vorherigen, «ruhigen»⁴ Rhythmus des Ghettos zurückkehren könnte. Als wir uns von den Nachbarn verabschiedeten, wünschten wir uns gegenseitig eine glückliche Rückkehr in dieses Haus, zu einem Leben unter Bedingungen, an die wir uns im Laufe der schweren Jahre des Krieges, der Besetzung und des Ghettolebens bereits

gewöhnt hatten. Keiner von uns rechnete damit, dass wir weder das Haus noch die Nachbarn je wiedersehen würden. Die ganze Strasse brannte ab und wurde dann dem Boden gleichgemacht, unsere Bekannten und Nachbarn sowie alle meine Altersgenossen wurden ermordet.

In dieser Zeit der Umwälzungen wollte meine Mutter mit ihrer jüngeren Schwester Fela zusammensein, die sie am meisten von ihrer ganzen Familie liebte, deshalb zogen wir zu ihr. Mein Onkel lebte zu dieser Zeit schon nicht mehr. Während der Besatzungszeit hatte er Juden aus dem Warschauer Ghetto mit dem Zug in andere Orte transportiert, wo auch grosse Gruppen von Juden lebten. Die Überführung dieser Leute kostete eine Unmenge Geld, Mühe und Protektion durch Mittelsmänner des Judenrates. 1941 rissen die Nazis meinen Onkel aus einem solchen Zug und erschossen ihn und eine Reihe der Leute, die er gerade überführte. Kuba, der zwanzigjährige Sohn der Tante war damals zur Zwangsarbeit nach Ostrowiec Kielecki gebracht worden; von dort hatte er noch kein Lebenszeichen von sich gegeben. Mit ihrer Tochter, die zwei Jahre älter war als ich, lebte Tante Fela in der Nalewkistrasse 23 im fünften Stock. Ihre Wohnung schien uns zu diesem Zeitpunkt der sicherste Unterschlupf zu sein, sie lag dort im fünften Stock so hoch oben, dass – wie wir meinten – niemand dort suchen würde.

Eine besessene Jagd auf die Juden hatte begonnen. Angeblich wollte man sie zur Arbeit in den Osten bringen – tatsächlich aber ging es um die Massenvernichtung in Treblinka, wovon wir erst noch nichts wussten, und was wir später kaum glauben konnten. Diese Jagden der Nazis, die sogenannten Aktionen, begannen um acht Uhr früh und dauerten bis zum Abend. Jeden Tag fuhren Viehwagen vom

Umschlagplatz³ ab, in denen die «Verfechter der Neuen Ordnung» die Juden zur Vergasung brachten. Zuerst deportierten sie diejenigen, die sich freiwillig, getrieben von Hunger auf Brot und Marmelade, gemeldet hatten. Danach die Bettler, die auf den Strassen lagen, vom Hunger aufgedunsene Flüchtlinge und heimatlose, verwaiste Kinder. Auf diese Art und Weise wurden die Strassen des Ghettos von dem Elend befreit, das allenthalben in die Augen stach, von Schmutz und Epidemien, die sich ausbreiteten. Die verzweifelten Rufe um Erbarmen, um ein Stückchen Brot verstummten. Diese Allerärmsten waren die ersten Opfer der Aussiedlung. Die übrigen mussten auch nicht lange warten: Jeden Tag fuhren 10.000 bis 15.000 Menschen dem Tod entgegen.

An der Menge der am Umschlagplatz wartenden Wagons konnten wir ablesen, ob die Aktion des jeweiligen Tages schwerer oder leichter verlaufen würde. Damals war von nichts anderem die Rede als von «Wagons» und «Aktionen». Die Nazis, die sich speziell für diese Aktionen ukrainische und litauische Faschisten zur Verstärkung geholt hatten, durchkämmten mit der jüdischen und polnischen Polizei die Strassen des Ghettos, stürzten auf die Höfe und die Wohnungen und rissen die Menschen mit Gewalt von dort fort. Mit Eisenstangen brachen sie die Türen auf, drangen in die kleinsten Winkel und Verstecke auf allen Stockwerken. Sie prügelten mit ihren Gewehrkolben, zogen die Frauen an den Haaren die Treppen herab, metzelten Säuglinge und schossen auf Schwache oder Kranke, die im Bett lagen.

Auf den Strassen mussten sich Leute jeweils zu viert in riesigen Kolonnen aufstellen, um dann in Begleitung bewaffneter Polizisten (die sie unterwegs oft prügelten, ja sogar erschlugen) auf den Umschlagplatz und in die Wagons zu gehen. Abends kehrte wieder Ruhe ein, und die Übrigge-

bliebenen kamen aus ihren Schlupfwinkeln hervorgekrochen. Man begann, nach Verwandten und Freunden zu suchen, beweinte den Verlust ganzer Familien. In dem Wunsch, das Schicksal mit ihren Angehörigen zu teilen oder in der Hoffnung, ihnen noch irgendwie helfen zu können, meldeten sich manche selbst für den Umschlagplatz.

Die ersten Tage der Aktion über sass ich mit Vater und Mutter, Tante Fela und deren Tochter Halina in der Nalewkistrasse 23. Mein ältester Bruder Marek arbeitete im Krankenhaus, das zu der Zeit in Betrieb war. Chilek hatte man auf den Umschlagplatz geholt, wo er die Leichen beseitigen musste.

Wie eine Herde wilder Tiere fielen die SS-Leute mit den Polizisten in unseren Hof ein. «Alle Juden heraus! Alle Juden nach unten!» brüllten sie. Wir verriegelten die Tür. Auf der Treppe hörten wir das Stampfen von Soldatenstiefeln, das Krachen aufgebrochener Türen in den umliegenden Wohnungen, Klagen, Schreien, Flehen um Erbarmen. Schweissgebadet, mit angehaltenem Atem und hämmern-dem Herzen warteten wir auf den Moment, dass sie klopfen würden ... jeden Augenblick rechneten wir damit und bebten vor Angst. Das Haus Nummer 23 war riesig, es hatte drei Hinterhäuser und drei Höfe. Ununterbrochen wurden Leute hinausgeführt, es schien mir, als nehme es gar kein Ende mehr. Obwohl wir so weit oben wohnten, wurde im Laufe der Aktionen ein paar Mal an unsere Tür gehämmert; zum Glück war das immer abends, und es waren jüdische Polizisten, die leicht zu bestechen waren. Auf diese Weise blieben wir von den ersten Transporten verschont, aber die Situation verschlimmerte sich mit jedem Tag.

Abends kam Chilek vom Umschlagplatz zurück, völlig gebrochen und kaum noch bei Sinnen nach all dem, was er hatte ansehen müssen. Er war überhaupt nicht mehr ansprechbar. «Fragt mich nichts!» schrie er verzweifelt meine Mutter an. Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen und jammerte leise vor sich hin: «Mein Gott, was machen sie bloss! Mein Gott, was soll aus uns werden?!» Chilek war damals neunzehn Jahre alt. Tag für Tag wurde er zum unfreiwilligen Zeugen der Metzeleien vor den Waggons am Umschlagplatz. Er sah, wie sie seine Freunde, unsere Bekannten, quälten und erschlugen. Mich bedrückte das Leiden meines grossen, starken Bruders. Der Ausdruck seines Gesichts sagte mir viel mehr als alle Gespräche der Erwachsenen, denen ich zu dieser Zeit mit ungeheurer Aufmerksamkeit und Begierde lauschte. Von Chilek aber ging ein Grauen aus, das mich völlig durchdrang.

Von unserer ganzen Familie hielt sich nur meine Mutter tapfer und liess sich nicht zum Opfer der Panik machen. Nur sie schaffte es, sich zu beherrschen, uns alle zu trösten und immer wieder neue Wege der Rettung auszusinnen.

Meine Kusine Halina und ich waren bisher vornehmlich mit Überlegungen beschäftigt gewesen, wie wir von meiner Mutter ein zusätzliches Stückchen Brot oder einen Löffel Marmelade, die wie Medizin rationiert wurde, erbetteln, oder es in einem unbeobachteten Moment ergattern konnten. Jetzt begriffen wir plötzlich aus Chileks wenigen Worten und seiner Verzweiflung, dass es noch etwas viel Schlimmeres gab als den Hunger, der in unseren Innereien brannte. Eine mächtige, grenzenlose Unruhe und die Angst vor der Aktion wurden stärker als der Hunger und liessen uns diesen vergessen.

«Mama, was werden sie denn mit uns machen?» fragte ich immerzu, aber meine Mutter versuchte immer nur ruhig und unbesorgt zu lächeln. «Hab' keine Angst», sagte sie. «Wenn sie uns fangen, fahren wir aufs Land, um dort zu arbeiten. Wer arbeiten kann und will, dem tun sie nichts Böses. Wir sind doch alle jung und gesund und können gut arbeiten, die Nazis brauchen Arbeiter, besonders jetzt nach den Niederlagen an der russischen Front.» Dann fügte sie ernst hinzu: «Niemals und unter keiner Bedingung darfst du vergessen zu sagen, dass du schon siebzehn bist...!»

Mir kam das etwas komisch und merkwürdig, aber interessant vor; mir schmeichelte diese Rolle des «erwachsenen Fräuleins». Ich verstand bloss nicht, warum meine Mutter so oft, wenn sie mir einen Kuss gab, mein Gesicht forschend und eindringlich musterte, aber es war mir angenehm. Vorher war meine Mutter streng und immer beschäftigt gewesen, nie hatte sie mir viel Zeit widmen können. Jetzt wollte sie das Schicksal fernhalten, das die Nazis für mich bereithielten und überlegte deshalb unaufhörlich, ob ich in ihren Augen als Siebzehnjährige durchgehen könnte, obwohl ich doch gerade erst dreizehn geworden war. Nach den Vorschriften der Nazis waren die jüdischen Kinder ebenso wie die Kranken und Schwachen unabdingbar zur Vernichtung bestimmt. Und, wie alle Mütter auf der Welt, wollte auch meine Mutter ihre Kinder beschützen. Sie wollte mit ganzer Kraft, dass ich lebte, dass ich diesen Krieg und den Nationalsozialismus überlebte. Und verzweifelt suchte sie nach Möglichkeiten ...

Nach einer gewissen Zeit verliessen wir die Wohnung in der Nalewkistrasse und begaben uns eines Morgens mit meiner Tante Fela und Halina zu den Baracken⁴, wo mein

Vater arbeitete. Mein Vater war dort in einer Fabrik angestellt, in der Soldatenstiefel angefertigt wurden. Jetzt befand sie sich im Besitz des Deutschen Toebbens, vor dem Krieg hatte sie einem Verwandten meiner Mutter gehört; dieser arbeitete jetzt dort in einer leitenden Funktion. Dank der Vermittlung dieses Verwandten war mein Vater gleich zu Anfang der Aussiedlungsaktion dort untergekommen, als es hiess, dass nur die Juden, die mit produktiver Arbeit für das Reich beschäftigt waren, im Ghetto bleiben konnten. Die Fabriken erschienen wie ein Paradies, boten sie doch den «produktiven» Juden und ihren Familien die Möglichkeit zu überleben.

Wenngleich wir nun mit einem Ausweis versehen waren, der uns vor Festnahme und Deportation bewahrte, entschieden wir doch, dass es am sichersten war, sich mit dem Ausweis irgendwo versteckt zu halten. Da die Baracken anfangs von den Festnahmen nicht betroffen waren, beschlossen wir, uns dort zu verstecken, zumal uns die Juden, die die Fabrik leiteten, die Erlaubnis dazu erteilten. Erfüllt von einer unbeschreiblichen Angst liefen wir im Morgengrauen von der Nalewki- zur Stawkistrasse. Das Ghetto war leer, wie ausgestorben. Jeden kleinsten Laut hielt ich für Schritte der Nazis, die überall lauerten, um uns zu vernichten. Das Grauen wurde noch verstärkt durch den Anblick der Gehsteige und Fahrbahnen, die überall von grossen Blutflecken bedeckt waren – den Spuren der Aktion vom Vortag. Welch vielsagende und schreckliche Spuren! Wir gelangten aber ohne Schwierigkeiten an unser Ziel. Nervenanspannung und krampfhaftes Herzklopfen – das war wahrhaftig ein geringer Preis für diese Durchquerung. Die Angst war inzwischen normal und alltäglich geworden und zählte schon gar nicht mehr. Wenn man nur überlebte, sich nur nicht in die

Waggons stossen liess, nur nicht umkam... alles andere waren Kleinigkeiten, Nichtigkeiten.

In der Baracke, wo sich der Rest der Familie meiner Mutter befand, atmeten wir erleichtert auf. Beim Lärm der Maschinen, dem Klopfen der Hämmer, im Kreis der Angehörigen – da fühlten wir uns am sichersten. Ungeachtet der Hitlerherrschaft und der Aktionen weckte der rasche und mächtige Rhythmus der Fabrik in uns wieder Vertrauen zum Leben. Ausserdem mussten wir uns nicht mehr um die Grosseltern und Mutters jüngste Schwester sorgen, die hier ebenfalls mit ihrem Mann und zwei kleinen Kindern untergekommen war. Jeder Augenblick war damals so voll von Bedrohlichkeit und schrecklichen Überraschungen erfüllt gewesen, dass jeder Schritt zum Haus der Verwandten ein grosses Risiko bedeutet hätte.

In einer möglichst unauffälligen Ecke der Werkstatt verbrachten wir liegend die folgenden Tage und Nächte, ohne uns zu waschen und uns umzuziehen, nicht einmal die Schuhe legten wir ab. Wir mussten für jeden Fall gerüstet sein. Aber wir lebten nur für den Augenblick, versuchten, nicht an das zu denken, was die nächste Stunde bringen könnte. Man konnte sich nur wundern, wie geduldig und vernünftig, ja fast erwachsen sich dabei die kleinen Kinder benahmen, die mit uns in der Baracke litten. Vor allem in der Zeit der brutalen Deportationsaktionen gab es im Ghetto keine Kinder im eigentlichen Sinn. Alle waren schon so gereift, alle bangten um ihr Leben und kämpften wie besessen, um es, sei es auch nur eine Stunde länger, zu behalten. Das begriffen auch die Allerjüngsten unter uns.

Unsere einzige Nahrung bei Toebbens war ein bisschen Perlgraupensuppe. Meine Mutter bereitete sie während der Pausen zwischen den Aktionen in einer leeren Nachbar-

wohnung zu, deren Besitzer schon abtransportiert worden waren. Seit Beginn der Deportationen wich ich keinen Schritt von der Seite meiner Mutter. Nur bei ihr, bei keinem anderen aus der Familie, fühlte ich mich sicher, in ihrer Gegenwart fürchtete ich nichts. Während sie die Suppe kochte, liess ich kein Auge von dem Topf, ich konnte es nicht erwarten, einen Löffel von der heissen Flüssigkeit zu bekommen, denn meine Mutter gab mir immer zuerst etwas, bevor sie die Suppe an den Rest der Familie verteilte. Gleichzeitig horchte ich aufmerksam, ob sich nichts auf der Strasse oder auf dem Hof tat. Ich weiss nicht, woher meine Mutter damals den Mut und die Bereitschaft nahm, in diesem fremden, ausgestorbenen Haus Mahlzeiten zuzubereiten, in dieser fremden Küche, in der alles an das Unglück erinnerte, das die früheren Bewohner ereilt hatte. Diese zarte, kränkliche Frau, die immer wieder von Gallenkoliken gepeinigt wurde, besass Kaltblütigkeit und einen eisernen Willen. Sie konnte sich in jeder Situation beherrschen und zurechtfinden, ohne jemals ihre Gemütsruhe zu verlieren. Um keinem Nazi in die Arme zu laufen, sah sie sich immer wieder vorsichtig um, während sie den Kessel in die Baracke trug, wo sie dann gerecht jedem Mitglied unserer Familie löffelweise seine Portion zuteilte. Alle waren ja gleich ausgehungert! Natürlich dachte niemand im Traum daran, seinen Hunger stillen zu können, aber nichtsdestoweniger genoss man die Graupensuppe, ihren köstlichen Duft. Wie wunderbar schmeckte diese ungewürzte Fastenspeise! Nur, dass sie immer so schnell verschwand... Und kurz darauf meldete sich der Magen wieder. Doch die Verzweiflung, die in den Blicken aller, die ich liebte, zu lesen war, bedrückte mich mehr als jeder Hunger. Nur das Wissen darum, dass ganz in der Nähe, in unserem Stadtteil, wieder eine Aktion wütete,

konnte unsere Gedanken vom Essen ablenken, von der Qual dieser hoffnungslosen Suche nach einer Rettung vor den Nazis, die das Ghetto durchschwärmten.

Kurz darauf war es vorbei mit der Unantastbarkeit der «produktiven Juden» in den Baracken und Werkstätten. Die fürchterliche Nachricht verbreitete sich, dass die Deportationsaktionen immer grössere Ausmasse annähmen, dass aus allen Teilen des von den Nazis besetzten Europas zahlreiche Verbrecherkommandos herangezogen würden, und auch die Leute mit den hochbezahlten «besseren» Ausweisen und Passierscheinen auf den Umschlagplatz geschleppt werden sollten.

Als der Direktor der Toebbensbaracke davon erfuhr, warf er alle von uns, die nicht dort arbeiteten, hinaus. Auf Bitten und Flehen antwortete er mit Gebrüll und drängte uns gewaltsam hinaus auf die Treppe vor die Tür. Er schrie, dass unsere Anwesenheit Leben und Sicherheit der Angestellten bedrohe, und dass die Existenz der Werkstatt selbst in Gefahr sei! Auch der Onkel meiner Mutter war nicht bereit, für uns einzutreten. Als sein Kollege die «wilden Mieter» aus der Baracke warf, schwieg er, als kenne er uns gar nicht. Gegenüber der Aussentreppe, die zu der Werkstatt führte, stand eine Wache der Ghettogrenze. Die deutschen Polizisten schossen oft zu der Treppe und dem höher gelegenen Eingangsbereich der Fabrik hinüber. Als wir direkt vor der Tür mit dem Direktor stritten, waren wir alle, besonders aber meine Mutter, die erbittert kämpfte, einer tödlichen Gefahr ausgesetzt. Aber der Direktor blieb unerbittlich, obwohl er die Gefahr sehr wohl kannte. Er liess uns nicht wieder in die Baracke. Also blieben wir auf der offenen Treppe, vor den Gewehrläufen, ganz in der Nähe des

Bereichs, in dem eine Aktion wütete. Jeden Moment konnten sie uns fassen, ganz davon zu schweigen, dass einer der Polizisten auf uns schiessen konnte. Auf der Stelle begriff meine Mutter, dass der Direktor nicht zu erweichen war. Sie zog uns hinter sich her und lief die Treppe hinunter zum Tor. Noch von Sinnen vor Angst und Zorn über die Herzlosigkeit des Barackenleiters liefen wir die nächste Treppe hinauf bis zum Dachboden.

In einer Totenstille lagen dort etliche Menschen und wagten kaum zu atmen. Die Hitze und Ausdünstung der zusammengepferchten, schwitzenden Körper erregten Schwindel und Übelkeit. Es roch nach Moder, Schweiß, Urin und Kot; aus Angst, sich während der Aktion zu rühren und von draussen gehört zu werden, liessen die Menschen alles unter sich gehen. Unbeschreibliches geschah, wenn plötzlich das Weinen eines Säuglings die erdrückende Stille durchbrach, ein lautes, durchdringendes Weinen, das dieser Unterwerfung unter die Nazis und dem Tod zu spotten schien – das Weinen eines Kindes, das seine Empörung nicht unterdrücken kann und will, das sich gegen Leiden, Verachtung, Elend und Verletzung auflehnt. Die Flüchtlinge verloren die Beherrschung! Ihre durch unablässige Anspannung geschwächten Nerven rissen. Es kam vor, dass ein weinendes Kind durch Ersticken zum Schweigen gebracht wurde. Und die Mutter hatte kein Recht, ihr Kind zu verteidigen, ja nicht einmal, ihrer Verzweiflung laut Ausdruck zu verleihen. Ein einziger Säugling durfte nicht etliche Erwachsene ins Verderben stürzen – das waren die strengen Gesetze in den Verstecken des Ghettos.

Hungrig und schweissgebadet lag ich dicht an meine Mutter gedrängt. Die stickige Luft machte schläfrig. Ein um

das andere Mal schlief ich vor Ermattung ein. Ich wusste, dass jeder Laut, der von der Strasse zu uns drang, jedes kleinste Rascheln über mein Schicksal entscheiden konnte. Als der Lärm der Aktion näherkam, betete ich im Stillen, dass sie uns nicht finden sollten, dass sie nicht hierherkommen sollten. Als die Aktion zu Ende war oder sich entfernt hatte, umarmte ich meine Mutter und meine Angehörigen voller Freude. Jede Stunde, die den Nazis abgerungen werden konnte, war ein grosses Geschenk des Glücks.

Von Tag zu Tag wurde das Ghetto leerer. Um dem Tod zu entgehen, versteckten wir uns auf verschiedenen Speichern in den verschiedensten dunklen Schlupfwinkeln, an Stellen, von denen ich früher nie geglaubt hätte, dass sie als Versteck dienen könnten. Unser Leben hing jetzt von der Flucht ab und von der Möglichkeit, immer neue Verstecke zu finden. Meine Grosseltern, Tante, Onkel und ihre beiden Kinder waren nicht mehr bei uns. Schon nach wenigen Tagen waren sie den Häschern in die Hände gefallen. Wir beweinten unsere Angehörigen und viele unserer Bekannten und Freunde. Wir mieden das Licht, offenen Raum und Wohnungen. Unsere Verbündeten waren jetzt unzugängliche Verschläge, Dunkelheit, stinkende Dachböden, tiefe, feuchte Keller. Aber auch dorthin drangen die Henker vor – systematisch und genau, unterstützt von ihren Schergen, die sich aus Judenrat und jüdischer Polizei rekrutierten.

Wir wurden gefasst! Es geschah gegen Abend, nachdem den ganzen Tag über eine Aktion durchgeführt worden war. Wie jeden Abend verliessen wir den Dachboden, um auf der Strasse ein wenig Luft zu schnappen, mit anderen zu reden, zu erfahren, wer im Lauf des Tages zum Umschlagplatz abtransportiert worden war, was für den nächsten Tag zu erwarten sei und wo man ein Stück Brot oder ein paar

Kartoffeln bekommen konnte – solche Lebensmittel wurden von den «Aussenarbeitern»⁵ zu sehr hohen Preisen verkauft. Wir gingen zusammen: mein Vater, der gerade von seiner Arbeit in den Baracken zurückgekehrt war, meine Mutter und Chilek, der auch eben erst von der Schinderei auf dem Umschlagplatz gekommen war. Von der stickigen Luft auf dem Dachboden, der Hitze und dem Nahrungsmangel war mir ganz schwindlig.

Langsam senkte sich die Dämmerung. Nachdem ich so lange regungslos in der Enge des brütend heissen Dachbodens gelegen hatte, kam mir der Sommerwind kühl und aufregend vor. Meine Mutter hatte sich meine Wolljacke lässig über die Schulter geworfen, wir verliessen das Haus ja nur für einen Augenblick und wollten nicht weiter weg. Es gab ja auch nichts und niemanden mehr, zu dem wir hätten gehen können. Die Bekannten und Verwandten, die noch nicht gefangen worden waren, liessen sich kaum ausfindig machen, und ihre Verstecke waren nicht zu erraten.

Ganz plötzlich und unerwartet kamen ein paar Rikschas in die Strasse gefahren – diese von einem Fahrrad gezogenen Wagen waren seit Bestehen des Ghettos die häufigsten Fahrzeuge hier. In den Rikschas drängten sich Nazis, Ukrainer und Litauer, «Spezialisten» für die Judenjagd. Wir erstarrten vor Angst. Das Kesseltreiben erstreckte sich auf unsere Strasse, die Stawkistrasse und die umliegende Gegend. Noch nie zuvor war eine solche Falle zu so später Tageszeit gestellt worden. An eine Flucht auf den Dachboden war unter diesen Umständen nicht zu denken. Die bewaffneten Faschisten sprangen aus den Rikschas, schwärmten auseinander und versperrten uns alle Auswege – bis auf den einen, der zum Umschlagplatz führte. Wir waren in die Falle gegangen.

Mit einer Handbewegung befahlen sie uns, in die Mitte der Fahrbahn zu gehen. Wir waren die ersten vier in einer Kolonne, die von Minute zu Minute länger wurde. Meine Eltern, Chilek und ich standen gehorsam da und protestierten mit keinem Wort und keiner Geste, um die Nazis nicht zu erzürnen und Prügel oder den Tod dafür zu ernten. Wir hatten noch die Hoffnung, durch den Ausweis meines Vaters von der Toebbensbaracke oder durch Chileks Beziehungen zu einigen jüdischen Polizisten, dem Umschlagplatz irgendwie zu entkommen. Chilek besass einen Passierschein und als Mitglied des Aufräum- und Desinfektionspersonals eine Nummer. Die grösste Sorge bereitete das Schicksal, das meine Mutter und mich erwartete, aber wir nahmen an, dass uns die Nazis, wenn es ihnen passte, als Angehörige eines «produktiven» und für sie noch nützlichen Juden auf freien Fuss setzen würden. Das war allerdings nicht gewiss. Es kam selten vor, dass sie die Frauen und Kinder der Juden, die einen Passierschein oder eine Arbeitsbescheinigung hatten, wieder freiliessen. «Im schlimmsten Fall», so versuchte meine Mutter mich auf dem Weg zum Umschlagplatz zu beruhigen, «werden wir zur Feldarbeit deportiert. Und auf dem Land wird uns schon nichts Böses zustossen...»

Ich hörte ihr aufmerksam zu und versuchte, in ihrem Gesicht zu lesen, ob sie wirklich so dachte oder ob sie Befürchtungen hatte, die sie vor mir zu verbergen suchte. Nach der unerwarteten Entwicklung der vergangenen Minuten und dieser schlagartigen Veränderung unserer Lage war ich in einer ungeheuren Aufregung. Ich trauerte dem düsteren Versteck auf dem Dachboden nach, aber ich war weder niedergeschlagen noch in Panik. Meine Mutter hatte offensichtlich die wunderbare Gabe, uns allen von ihrer Gelassenheit mitzugeben.

Sie strahlte einfach innere Ruhe und Charakterfestigkeit aus.

Wir wurden zum Umschlagplatz geführt. Zu diesem hundertmal verfluchten Platz, der mit Blut und Tränen getränkt war und erfüllt vom Kreischen der Lokomotiven, die Hunderttausende Juden von hier aus zur Endstation ihres Lebens brachten.

Die verzweifelte und bis zum äussersten erregte Menge drängte sich auf dem weiten Platz. Die Grenze des Platzes bildete ein grosses Gebäude, das vor dem Krieg eine Schule beherbergt hatte. Die hierher getriebenen Menschen waren zum grössten Teil Arbeiter aus den Baracken und von auswärtigen Arbeitsplätzen auf der arischen Seite, alle Inhaber von Ausweisen, die bis vor Kurzem noch das «Lebensrecht» garantiert hatten. Als sie heute zur gleichen Zeit, wie immer unter SS-Bewachung, in ihre Wohnungen zurückkehrten, aus denen schon vorher ihre Angehörigen und ihr Hab und Gut verschleppt worden waren, gerieten sie in die Falle. Eine hohe Mauer und eine lebende Sperre von Polizisten und Nazis, die nicht einmal so zahlreich, dafür aber bis an die Zähne bewaffnet waren, trennten uns vom Ghetto und seinen Schlupfwinkeln. Dort waren mein ältester Bruder und meine Tante mit ihrer Tochter zurückgeblieben, sie hatten heute nicht mit uns hinaus auf die Strasse gehen wollen.

Angespannt warteten wir, was geschehen würde und hielten Ausschau nach einem möglichen Fluchtweg. Mein Vater drückte uns an sich und küsste meine Mutter, meinen Bruder und mich. Er hielt uns krampfhaft mit der Hand fest und liess uns keinen Schritt von ihm weichen, vor allem meine Mutter nicht, die sich unentwegt hin- und herwand, weil sie versuchen wollte, uns irgendwie aus diesem Ge-

dränge herauszuschaffen und ins Innere des Schulgebäudes zu schmuggeln, wo die Ambulanz und ein Posten der jüdischen Polizei untergebracht waren. Dort wollte sie uns verstecken und auf keinen Fall zulassen, dass wir in die Waggons getrieben würden. Mein Vater war so aufgeregt und bestürzt, dass er an Rettung nicht einmal denken konnte. Er war nur noch dazu imstande, den Nazis seinen Passierschein vorzuweisen; bis zum letzten Moment glaubte er daran, dass 'dieser Schein uns allen die Rettung bringen würde. Er hatte Angst. Er meinte, dass Ungehorsam gegenüber den SS-Leuten unseren Untergang nur beschleunigen würde. Meine Mutter war anders. Deshalb hielt ich mich immer an sie, fest davon überzeugt, dass sie einen Ausweg aus jeder schlimmen Situation finden würde. In der Gegenwart meines Vaters empfand ich genau das Gegenteil. Und hier auf dem Umschlagplatz erging es mir ebenso.

Um diese Zeit standen nie Waggons bereit. Wir glaubten, die ganze Nacht dort zubringen zu müssen, bis in der Frühe ein Zug eintreffen würde. Das bot gewisse Chancen zur Flucht, zur Rückkehr ins Ghetto, auf unseren Dachboden ...

Plötzlich bemerkten wir, dass sich die Nazis mitten auf dem Platz vor uns aufgestellt hatten und Maschinengewehre auf diese riesige, dicht zusammengedrückte Menschenmenge gerichtet hielten, die mit einem schreckerfüllten Raunen darauf reagierte. Allen war klar, was das zu bedeuten hatte, doch keiner wagte, aufzuschreien oder in lautes Weinen auszubrechen. Wieder herrschte diese unruhige, spannungsgeladene Stille. Wir umarmten uns; meine Eltern, Chilek und ich sahen uns an, als sollte es das allerletzte Mal sein; jeder wollte das Bild derer, die ihm am nächsten waren, mit in die völlige Finsternis nehmen. Alles andere, alles, was wir bisher erlebt und um das wir gekämpft hatten,

war nicht mehr wichtig. Während mein Vater nur halb bei Besinnung war, wirkte meine Mutter ruhig wie immer. Sie lächelte mich sogar an. «Hab' keine Angst!» flüsterte sie mir zu. «man stirbt nur einmal ... und wir sterben jetzt alle miteinander, hab' keine Angst, es wird nicht so schlimm!»

Nein, ich hatte keine Angst. Ich glaubte es einfach nicht. Ich verstand nicht, was das bedeutete – Tod. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass wir irgendwann einmal nicht mehr auf der Welt sein würden, dass wir aufhören würden zu leben. Ich begriff es nicht. Ich wartete, was geschehen würde, voller Hoffnung und Glauben an das Leben – und voller Neugier. Eine merkwürdige, fast feierliche Stimmung ergriff mich, dieser Augenblick erschien mir mit einem Mal so aussergewöhnlich erhaben und wichtig, aber nicht deshalb, weil ihm der Tod folgen sollte...

Plötzlich ertönte der Pfiff einer Lokomotive. Waggons rollten heran. Die Maschinengewehre waren unnötig geworden. Offenbar hatten sich die Pläne geändert. Wir sollten nicht auf der Stelle erschossen werden, der Zug aus Treblinka war gekommen, um uns abzuholen! Die jüdischen Polizisten begannen, die Menschen mit ihren Stöcken zu prügeln und sie voller Wut in die Waggons zu treiben. Meine Mutter fasste mich an der Hand und begann langsam rückwärts, in die entgegengesetzte Richtung zu gehen. Chilek, meinen Vater und mich zog sie mit sich an den Polizisten vorbei, ohne ihnen Beachtung zu schenken. Nur weg, so weit wie möglich weg von den Waggons!

Sie hatte vor, erst ein vorübergehendes Versteck auf dem Umschlagplatz zu suchen und dann ins Ghetto zurückzuer-

langen. Mein Vater und mein Bruder wollten lieber mit den anderen zum Zug gehen, sie hatten Angst zu fliehen, ausserdem hofften sie, dass vor den Waggons die Ausweise kontrolliert und wir freigestellt würden. «Wenn sie uns nicht freilassen», flehte Chilek meine Mutter an, «dann fahren wir wenigstens zusammen, dann teilen wir das Schicksal mit all den Juden hier! Ich will nicht zusehn, wie sie euch erschliessen!» schrie er verzweifelt und riss sich von meiner Mutter los. Mit Tränen in den Augen versuchte er, sie davon zu überzeugen, dass die Verbrecher nach Abfahrt des Transportes alle Schlupfwinkel durchsuchen würden, die sie inzwischen schon in- und auswendig kannten. Er selbst hatte doch schon die Leichen mit hinausschaffen müssen! Aber er bat umsonst. Mama bestand darauf: man müsse bis zuletzt kämpfen, sich nicht in die Waggons treiben lassen. «Da kommen wir noch früh genug hin!» beharrte sie, «da kommen wir immer noch früh genug hin!» Hartnäckig drängte sie sich durch die Menge und zog uns in Richtung Schule. Mich und meinen Bruder hielt sie an der Hand, mein Vater schob sich unwillig hinter uns her. Dann geschah etwas Schreckliches: eine Lawine von Schlägen prasselte plötzlich auf seinen schon leicht gebeugten Rücken herab. Jüdische Polizisten umringten ihn und trieben ihn unter Prügel zum Zug. Mein Vater versuchte sich zu wehren, zu bitten. Er wollte sich mit den Armen gegen die Stöcke schützen und ausweichen, aber gegen diese brutale Gewalt war er machtlos. Er beugte sich tiefer, krümmte sich, schliesslich ging er gehorsam zu den Waggons. Bestimmt hatte er die Hoffnung, dass man dort seine Dokumente prüfen und ihn den Polizisten zum Trotz freilassen würde, die von seinen Papieren nichts hatten wissen wollen. Aber an den Waggons

prüfte niemand mehr die Papiere, niemand interessierte sich dafür, so wie es wahrscheinlich auch niemanden dort kümmerte, dass all diese Menschen in den Tod geschickt wurden. Das war das letzte Mal, dass ich meinen Vater sah: wie er dort gebeugt, hilflos unter den Schlägen der Polizisten zu den Waggons ging... Er war damals siebenundvierzig Jahre alt.

Uns aber, meiner Mutter, Chilek und mir gelang es, aus der vorwärtsgetriebenen Menge auszubrechen. Zuerst versteckten wir uns auf der Toilette im Polizeigebäude, dann flüchteten wir vor den Polizisten von einem Ort zum anderen, kaum hatten wir uns den Griffen der einen entwunden, fielen wir den nächsten in die Hände – bis der Zug abgefahren war. Endlich verstummte alles. Die Dämmerung wurde dichter. Der Platz lag verlassen da. In der Dunkelheit zeichneten sich zurückgelassene Gegenstände ab: Kinderwagen, Kissen, Kleidungsstücke, einzelne Schuhe. Wir waren ganz allein auf dieser grossen, stummen, schrecklichen Todesstätte.

Jederzeit konnten Nazis «und Polizisten auftauchen und uns wie Hunde erschiessen! Chilek und ich konnten diese Grabesstille, die plötzliche Einsamkeit und völlige Ungewissheit nicht ertragen. Wir machten unserer Mutter Vorhaltungen, dass sie uns von den Waggons fortgerissen hatte. Wir wussten doch, dass es hier kein Versteck gab, das die Nazis nicht kannten. Und zu allem Überfluss standen wir auch noch mitten auf dem Platz und bildeten eine ausgezeichnete Zielscheibe für die Maschinengewehre der Nazis. Chilek weinte vor Grauen. Er selbst konnte sich als Arbeiter des Umschlagplatzes retten. Sie würden ihm höchstens befehlen, unsere Leichen wegzuschaffen! Aber mein Bruder wollte nicht leben, wenn wir sterben mussten. Es war schon zu spät, um meine Mutter noch zu überreden – der Zug war

fort. Der nächste würde erst am Morgen eingesetzt. Würden wir es schaffen, bis zum Morgen hier zu überleben? Alles wies darauf hin, dass uns das Schlimmste bevorstand, das, was Chilek so sehr befürchtet hatte.

Meine Mutter verriet indessen mit keinem Wort Angst oder Zaudern. Sie bedauerte es nicht, dass wir der Deportation entgangen waren. Ganz im Gegenteil, sie war froh, dass wir den Polizisten davongelaufen und nicht in die Waggons getrieben worden waren. Sie sah sich vorsichtig um und schenkte unseren Vorhaltungen keine Beachtung. Sie war klug und mutig. Sie beruhigte Chilek und mich, erklärte uns sanft und nachsichtig, dass die Waggons den Tod bedeuteten. (Es war das erste Mal, dass sie in diesen Zusammenhang das Wort «Tod» benutzte. Früher hatte sie mir immer gesagt, dass die Waggons die Menschen zur Arbeit abtransportierten). Warum hätten wir also nicht die Flucht versuchen sollen, zum Sterben kämen wir noch früh genug, es brauchte uns um diesen Transport nicht leid zu tun! Wir sollten kämpfen anstatt vor Angst zu zittern, alles tun, was nur irgend möglich war, um nicht mit dem nächsten Transport fortgebracht zu werden.

Sie sagte uns das alles so ruhig, als säßen wir in der Geborgenheit unseres eigenen Hauses. Dann rückte sie die Jacke zurecht, die sie sich über die Schultern geworfen hatte, nahm mich fest bei der Hand und machte sich mit uns zum Schulgebäude auf. Sie wollte bei den Polizisten die Erlaubnis erwirken, dass wir uns irgendwo im Gebäude verstecken konnten. Sie rechnete damit, dass uns einer gegen versprochene Bezahlung mit Geld oder Schmuck in der Nacht hinausführen würde. Gerade heute hatten wir keinen Groschen bei uns. Aber vergebens appellierte sie an das Gewissen der jüdischen Polizisten, die den Eingang zur Schule

bewachten, vergebens flehte sie um Gnade bei ihnen, die sie wie einen Ball hin und her schubsten und traten. Selbst als Chilek, den viele von ihnen doch von der Arbeit auf dem Umschlagplatz kannten, um Hilfe bat, schenkten sie ihm nicht einmal Gehör. Dabei konnten sie uns doch verstecken und in der Frühe ins Ghetto bringen, noch bevor die nächste Aktion begann, und der Zug für den nächsten Menschentransport eintraf. Sie konnten es – und sie taten es, Tag für Tag, allerdings gegen beträchtliche Geldsummen. Sie hatten sogar einen festen Preis dafür, dass sie Personen nach Bestechung der Nazipolizei wieder ins Ghetto hinüberführten: 10.000 Zloty pro Kopf, wie sie sich ausdrückten. Meine Mutter sah allerdings in dem Kinderjäckchen, das sie sich über die Schultern geworfen hatte, nicht danach aus, dass sie über eine solche Summe verfügte. Dennoch hatten die Polizisten das Gefühl, in Chileks Gegenwart zu einer gewissen Grosszügigkeit verpflichtet zu sein, was ihnen ganz und gar nicht behagte. Deshalb lehnten sie jede Hilfe ab und jagten meine Mutter fort wie einen lästigen Hund.

Schliesslich gelang es uns trotz allem, einen von ihnen zu bestechen. Für Chileks Uhr erklärte er sich bereit, mich und meine Mutter in das Gebäude zu lassen. Wir sollten uns in einem Kanalloch im Hof verstecken. Während dieser Transaktion gab es einen geringfügigen Zwischenfall, der nichtsdestoweniger für die Niedertracht der Polizisten bezeichnend war. Als Chilek seine Uhr abgegeben hatte, bemerkte das ein anderer Polizist neben ihm, der sich sogleich mit den folgenden Worten einmischte: «Was, von einem Bekannten, von deinem Arbeitskollegen auf dem Umschlagplatz nimmst du ein Entgelt dafür, dass du seine Mutter und Schwester rettetest? Dass du dich nicht schämst!» Der

Angesprochene zögerte einen Moment, dann gab er Chilek die Uhr unwillig zurück. Wir gingen schon auf unser Versteck zu, als uns der «Wohltäter» hinterhergelaufen kam, der an die Ehrgefühle seines Kollegen appelliert hatte, und von uns die Uhr verlangte – für sich selbst!

Erschöpft und in einer unbequemen Haltung verkrampft quälten wir uns mehrere Stunden in der engen Kanalöffnung. Ein fest verschlossener Eisendeckel trennte uns von der Welt. Wir waren buchstäblich vom Ersticken bedroht. Chilek zitterte unterdessen vor Angst, dass uns die Nazis finden und erschiessen würden. Aus diesem Kanalloch hatte er schon mehr als einmal Leichen beseitigen müssen!

Zum Glück stellte sich später heraus, dass an diesem Abend nicht genug Waggons für alle Gefangenen dagewesen waren, so dass ein Teil von ihnen in einer Kammer des dortigen Polizeibüros bis zum Morgen warten musste. Sobald Chilek das erfuhr, nahm er den eisernen Deckel ab, den er zuvor selbst so fest geschlossen hatte. Wenn hier noch andere Leute waren, dann konnten wir auch herauskommen und uns ihnen anschliessen, ohne befürchten zu müssen, dass uns die Deutschen erschiessen würden. Sie erschossen nur Einzelpersonen, die sich durch irgendein Wunder vom Transport hatten absetzen können. Während dieser ganzen, unendlich langen Nacht schloss ich fast kein Auge. Und meine Mutter begann wieder von einem Polizisten zum anderen zu laufen, mit ihnen zu Verhandeln, sie anzuflehen, uns aus dem Umschlagplatz zu führen, bevor der nächste Zug nach Treblinka eintraf.

Endlich gelang es ihr, mit dem Versprechen einer Bezahlung (ein Armreifen, zwei Kilogramm Reis und Chileks Anzug) einen Polizisten zu überreden. Ich konnte unserem

Glück kaum glauben: Die Polizisten brachten meine Mutter und mich zu einer Gruppe von mehreren Personen, die sie vor den Toren des Umschlagplatzes aufgestellt hatten. Wir sollten ins Ghetto zurückkehren!

Den «normalen Betrag, den man bezahlen musste, um von hier wieder weg zu kommen, nämlich 20.000 Zloty für uns beide, hätten wir niemals aufbringen können! Unser Glück hatte ich allein meiner mutigen und klugen Mutter zu verdanken. Ich war so stolz auf sie, darauf, dass sie sich nicht hatte in Panik bringen lassen und sich nichts aus meinen und Chileks Vorhaltungen und hysterischen Anfällen gemacht hatte; darauf, dass sie so viel Standhaftigkeit und Willenskraft gehabt hatte, so viel Hartnäckigkeit in den Verhandlungen mit den Polizisten!

Wir kehrten auf unseren Dachboden in der Stawkistrasse zurück. Dort trafen wir meine Tante, Halina und Marek an. Die freudigen Umarmungen nahmen kein Ende, als hätten wir uns seit Jahren nicht gesehen, als seien wir aus dem Jenseits zurückgekehrt. Vielleicht waren wir wirklich im Jenseits gewesen? ... Mit Sicherheit auf seiner Schwelle... Von meinem Vater gab es kein Lebenszeichen.

An dem gleichen Abend, an dem die Nazis uns auf den Umschlagplatz geschleppt hatten, war auch zufällig mein Onkel festgenommen worden, der Leiter in der Toebbensbaracke, aus der seinerzeit die Frauen und Kinder so gnadenlos herausgeworfen worden waren, während eine Aktion wütete. Mein Onkel hatte «bombensichere» Papiere, die ihm und seiner Familie Schutz gewährten, trotzdem wäre er genauso wie mein Vater umgekommen, hätte ihn Chilek

nicht im letzten Moment aus dem Waggon gerissen und in unserer Nähe im Polizeigebäude versteckt. (Für meinen Onkel war die Lage wesentlich leichter – er hatte genug Geld, um die Polizisten zu bezahlen!)

In jener Nacht, als wir aus dem Kanal befreit waren, und meine Mutter sich um eine Möglichkeit bemühte, den Umschlagplatz zu verlassen, versprach unser Onkel, gerührt von Chileks Hilfe und unserem gemeinsamen Schicksal, uns einen Teil des Geldes, das zum Freikaufen erforderlich war, zu leihen oder zu geben. Bald mussten wir jedoch feststellen, dass er verschwunden war, ohne noch einen Gedanken an uns zu verschwenden. Er hatte einen Polizisten dazu überredet, ihn ins Ghetto zu führen. Kurz nach diesem Ereignis wurde mein Onkel zusammen mit seiner Frau und seinem drei Kindern nach Treblinka verschleppt. Ihm halfen weder Ausweise und Geld noch die Baracke und seine grossen Lebensmittelvorräte, die er gegen enorme Summen von Schmugglern und Aussenarbeitern gekauft hatte. All das hat ihm nichts genützt. Sein Egoismus und seine Gleichgültigkeit gegenüber dem Leiden anderer sorgten dafür, dass man ihm nicht einmal ein dankbares Andenken bewahrte.

Wir waren also vom Umschlagplatz auf unseren stinkenden Dachboden zurückgekehrt, schutzlos und unsicher, was der nächste Tag uns bringen würde. Meine Mutter band sich nun noch enger an ihre Schwester, die Einzige, die von der zahlreichen Familie noch übriggeblieben war.

Angst, Hunger und Flucht, die Suche nach Verstecken und der verbissene Kampf um jeden Augenblick unseres Lebens wurden wieder zum Inhalt unserer Tage.

Eines Abends erteilten Toebbens und Schultz, die deutschen Inhaber der Baracken, allen ihren Arbeitern den Be-

fehl, mit ihren Familien in speziell dafür bestimmte, verlassene Häuser zu ziehen. Die Arbeiter von Toebbens in die Lesznostrasse, die von Schultz in die Nowolipiestrasse. So wurden die Arbeiter dieser Werkstätten von den restlichen Juden getrennt, und in diesen beiden Strassen des Ghettos entstand eine Art Arbeitslager. Denjenigen, die dort wohnten, wurde feierlich zugesichert, dass sie bei den Menschenjagden für den Umschlagplatz unantastbar seien. Obwohl mein Vater nicht mehr da war, profitierten wir davon, dass er früher bei Toebbens gearbeitet hatte, und meine Mutter, Chilek, meine Tante, Halina und ich zogen in die Lesznostrasse 64, wo die Familien dieser Baracke lebten.

Marek war nicht weit von uns entfernt im Krankenhaus in der Lesznostrasse beschäftigt, das zu dieser Zeit noch in Betrieb war. Den Weg von der Stawki- zur Lesznostrasse legten wir abends zurück; die ausgestorbenen Strassen, die wenige Wochen zuvor noch von Leben und Treiben erfüllt gewesen waren, machten einen unheimlichen Eindruck. Es schien, als seien selbst die Steine der Häuser, Fahrbahnen und Gehsteige durchdrungen von der Atmosphäre der Nazigreuel.

Wir schlichen uns an den Wänden entlang. Sie konnten uns hier jederzeit töten, ohne Rücksicht auf unsere Ausweise, bevor wir noch den Mund zu einer Erklärung öffnen und uns auf den Befehl der Herren Schultz und Toebbens berufen könnten... Wir hatten Angst, uns umzuschauen, um nicht den Tod in der grünen Naziuniform zu erblicken. Ertattet nach dem dauernden Aufenthalt auf dem stickigen Speicher wankten wir wie nach einer schweren Krankheit.

Aber auch diesmal verlief unser «Umzug» glücklich.

In der Lesznostrasse nahmen wir eine Wohnung mit mehreren Zimmern, die erstbeste in einem grossen Mietshaus

mit der Nummer 64. Ausser uns waren hier nur ein paar Familien. Unter den leeren Wohnungen, deren Besitzer schon zur Vernichtung verschleppt worden waren, hatte man freie Auswahl, doch niemand interessierte sich für Wohnraum. Keiner von uns glaubte den Beteuerungen der deutschen Unternehmer, und dementsprechend ging es uns nicht um angenehme Wohnbedingungen, sondern eher um einen guten, also möglichst dunklen, Keller oder Dachboden.

In der Wohnung, die wir zufällig und ohne lange Überlegungen bezogen hatten, gab es eine Menge wunderbarer Sachen, schöne Möbel, die verschiedensten Spielsachen und hübsch eingebundene Bücher, wie sie vor dem Krieg für mich ein unerfüllbarer Traum gewesen waren. Jetzt lagen sie in den Ecken herum und niemand brauchte sie. Ich blätterte ein paar durch, aber sie machten mir keine Freude. Die Bücher und Spielsachen liessen mich immer wieder an die Kinder denken, denen diese Wunder gehört hatten. Diese Kinder waren jetzt nicht mehr in Warschau, sie waren nirgends mehr, das fühlte ich, obwohl mir auch jetzt noch niemand deutlich sagte, was wirklich mit den Menschen geschah, die in den Zügen vom Umschlagplatz wegtransportiert wurden. Sie verschwanden irgendwohin. Aber war es sicher, dass sie nie, niemals mehr wiederkehren würden? Und wenn sie wiederkehren würden... Ich legte behutsam die Spielsachen weg und stellte mir eine Zeitlang vor, wie es sein würde, wenn die Kinder nach Hause kämen, wenn ich ihnen erzählen würde, wie ich mich in der Zwischenzeit um die Bücher und Spielsachen gekümmert hatte. Sie würden mich einladen, und wir würden zusammenspielen. Dann wieder ergriff mich Entsetzen bei dem Gedanken an das, was diesen Kindern vielleicht zugestossen war. Am

ersten Abend an dem neuen Ort konnte ich meine innere Erregung nicht beherrschen, ich begann laut zu schreien und überschüttete meine Mutter mit Fragen: warum war es auf der Welt so schrecklich, wann würde das alles aufhören, wie lange würden wir uns noch quälen müssen? Und meine Mutter – konnte sie mir irgendetwas erklären, konnte sie etwas ändern, verbessern? Sie lächelte mich an, drückte mich fest an sich und versuchte, mich noch einmal behutsam davon zu überzeugen, dass jede Sache, die einen Anfang hat, auch ihr Ende finden muss; und dass es nie anders gewesen sei. «Und wir – werden wir dieses Ende erleben?» rief ich aus, allerdings schon ein wenig beruhigt durch diese verständliche Logik. «Dafür muss man kämpfen», sagte sie ernst, «aus ganzer Kraft kämpfen und nicht verzagen!» Ihre letzten Worte bezogen sich auf meine Ungeduld.

Ich betete meine Mutter an. Ich bewunderte sie wegen ihrer Ruhe, Beherrschtheit und Klugheit, wegen ihrer Fähigkeit, so beherzt um unser Leben zu kämpfen, die Angst zu überwinden und sich jeder Panik in diesen schweren, grausamen Zeiten zu widersetzen. Ich liebte sie wegen ihrer grenzenlosen Hingabe und Liebe, die sie für uns, ihre Familie und alle Menschen empfand, denen wir in dieser Zeit begegneten, wegen ihres Lächelns, das nie von ihren Lippen wich, auch im Angesicht des Todes nicht, wie damals auf dem Umschlagplatz, als die Nazis ihre Maschinengewehre auf uns gerichtet hielten, und in vielen späteren Situationen, die ebenso schrecklich waren.

In schwierigen, gefährlichen Augenblicken sagte sie immer Folgendes zu uns: «Ich will so gerne leben und die Niederlage unserer Henker miterleben, dass ich alles nur Mögliche tue und tun werde, um ihren Krallen zu entgehen! Und

wenn uns das nicht gelingt, dann haben wir Pech. Man stirbt nur einmal, und wenn es mir auch um mein Leben leidtut – vor dem Tod habe ich keine Angst!» Ich wusste, dass jedes ihrer Worte völlig der Wahrheit entsprach. Ich wollte ihr so gerne ähnlich sein. Aber das fiel mir nicht leicht. Ich hatte Angst. Ich hatte vor allem Angst: vor den Nazis, den ständigen Aktionen und den dauernden Schiesereien, die sie begleiteten. Aber am meisten fürchtete ich mich davor, meine Mutter zu verlieren, ich zitterte bei dem blossen Gedanken daran. Ein Leben ohne meine Mutter konnte ich mir nicht vorstellen. Seit der Deportation meines Vaters war die Bindung zwischen meiner Mutter und mir noch enger. Wir trennten uns nicht für einen Augenblick, wir teilten jede Beobachtung, jedes Gefühl und jede Ahnung, jede kleinste Wahrnehmung. Meine Mutter behandelte mich jetzt wie eine Erwachsene, wie eine Freundin. In dieser Zeit lernte ich, vieles besser zu verstehen als in den vergangenen, guten alten Zeiten. Ich las und erriet in ihren Augen die geringste Befürchtung und ihre Sorgen und Wünsche in jeder kleinsten Bewegung. Sie musste mir nichts erklären, nichts sagen, ich wusste selbst, was sie wollte, was sie mitmachte, was sie vorhatte oder wie sie über etwas dachte. Und ich versuchte, ihr in allem zu folgen und ihr so viel wie möglich abzunehmen. Wenn meine Mutter zufrieden war, erfüllte mich das mit Freude und unbeschreiblichem Stolz. Ein zufriedener oder anerkennender Blick von ihr, wenn ich mich ohne vorherige Anweisung richtig verhalten hatte, machte mich glücklich.

Vor dem Krieg hatte ich oft Unfug gemacht, dauernd hatte man mich ermahnen müssen, und ich war böse geworden, wenn meine Mutter mir, wie ich meinte, ungerechtfertigte Vorwürfe machte. Selbst im Ghetto, als schon die

Aussiedlungsaktionen begannen, hatte ich mich nicht immer richtig benommen. Aber plötzlich hatte sich das geändert, ich begann, alles mit anderen Augen zu sehen, anders zu verstehen, und meine Mutter wurde für mich zum höchsten und vollendeten Vorbild, und ich war glücklich, wenn ich ihr nacheifern konnte.

Mit dem letzten Geld, das wir damals noch hatten, bestach Chilek den Leiter einer Aussenstelle, einen Juden, und wurde nach vielen Bemühungen (denn die gezahlte Summe war viel geringer gewesen als die verlangte) einer Arbeitergruppe für die Ursusfabrik bei Warschau zugeteilt. Von da an verliess er jeden Morgen das Ghetto, nachdem er sich von uns wie vor einer langen Reise verabschiedet hatte. Wir waren nie sicher, ob wir uns am Abend wiedersehen würden.

Wenn er abends heimkehrte, liefen wir hinaus auf die Treppe, um ihn wieder mit Umarmungen zu begrüßen, während er schon unten auf der Treppe laut seine Freude kundtat, dass er uns lebend antraf. Nicht selten brachte er uns Lebensmittel von der arischen Seite mit, er bekam sie gegen Kleidung, die er aus dem Ghetto schmuggelte, was mit einem beträchtlichen Risiko verbunden war. Wenn er in die Wohnung trat, war meistens seine erste bange Frage, ob auch keiner von uns geholt worden sei. Nach einer beruhigenden Antwort fielen wir uns dann wieder in die Arme und erzählten einander, was sich im Laufe des vergangenen Tages ereignet hatte: wie die Aktion verlaufen war, wie es uns gelungen war, ein Versteck zu finden, die Häscher zu hintergehen und heil davonzukommen. Chilek berichtete dann von Peinigungen der Naziaufseher, denen die Fabrikarbeiter ausgesetzt waren, und von den ständigen Kontrollen während der Arbeit, beim Verlassen und Betreten des Ghet-

tos. Dann breitete Chilek vor uns den Inhalt seines Rucksacks aus. Voll Hunger und Ungeduld warteten wir, dass Mama die Schätze unter uns verteilen würde. Wir assen im Dunkeln, in einem unbeleuchteten Zimmer, um nicht die Aufmerksamkeit der nächtlichen Strassenpatrouillen auf uns zu ziehen und von ihrem unerwünschten Besuch überrascht zu werden.

Mein Bruder erzählte oft von den polnischen Arbeitern der «Ursus»-Werke, die Brot und andere Lebensmittel für die Juden mitbrachten, obwohl darauf die Todesstrafe stand⁶. Diese Berichte bestätigten uns, dass es auf der anderen Seite der Mauer gute Menschen gab, die ungeachtet der grossen Gefahr, und obwohl sie uns nicht einmal kannten, Mitleid und Hilfsbereitschaft zeigten. Wir lauschten Chileks Berichten, die uns bewegten und uns tief in unseren Herzen wieder Trost und Zuversicht wachsen liessen. Chilek rührte zu Hause das Essen nicht an. Er versuchte immer, sich an seiner Arbeitsstelle sattzuessen, damit möglichst viel dieser mit Mühe ins Ghetto geschmuggelten Nahrung für uns übrigblieb.

Nach einiger Zeit fand meine Mutter eine Arbeit in der Schneiderbaracke der Firma Schultz in der Nowolipiestrasse. Sie nähte ausgezeichnet, und dank dieser Tatsache bedurfte es keiner Bestechung eines Leiters, sondern die Vermittlung durch Bekannte reichte aus. Von Hunger und ewiger Angst geplagt nähte sie dort Uniformen für die Wehrmachtsoldaten – und zur Belohnung für einen zwölfstündigen Arbeitstag bekam sie ein wenig Mehlsuppe und «Lebensrecht».

Anfangs nahm meine Mutter mich mit. Ich versteckte mich hinter ihrer Nähmaschine oder unter dem Stuhl. Das Fenster der Werkstatt ging auf den Hof des Hauses Leszno-

strasse 64. Meine Mutter konnte beobachten, was sich um unser Haus herum tat, ob die Nazis kamen, und was meine Tante und Halina machten, die in der Wohnung zurückgeblieben waren. Ich hockte da an ihre Beine geschmiegt, in ständiger Angst, dass mich jemand finden, ausschimpfen und fortschicken könnte. Ich durfte mich hier nicht aufhalten, erstens, weil ich nicht in der Baracke arbeitete und zweitens, weil ich als Kind kein Lebensrecht hatte.

Erst die Abende brachten Erlösung. Zu Hause konnte ich endlich meine verkrampften Beine ausstrecken und ohne Furcht sprechen, essen und trinken. In der Baracke gab mir meine Mutter ihre Portion der dünnen Suppe, aber sobald ich sie ausgetrunken hatte, war ich schon wieder hungrig. Die Tage erschienen mir wie die Hölle. Zudem konnten wir nicht einmal jede Nacht ruhig schlafen.

Im Sommer 1942 begannen die Russen, in Warschau und Umgebung Armeeobjekte zu bombardieren. Wir mussten hinunter in den Flur laufen, erschöpft und müde, nachdem wir den ganzen Tag damit beschäftigt gewesen waren, unseren Henkern zu entkommen. Aber dennoch gaben uns diese Bomben Kraft und Zuversicht.

Eines Nachts schlug bei einem solchen Fliegerangriff eine Bombe in die Sady Grodzkie ein, wo zu dieser Zeit Deutsche einquartiert waren. Unser Haus, das gleich gegenüberstand, schwankte. Die Wucht der Explosion riss das Dach ab, Opfer gab es keine. So hatten wir unser Versteck auf dem Dachboden verloren und standen wieder vor dem schwerwiegenden Problem, wo wir uns am nächsten Tag verbergen sollten. Und gerade der nächste Tag versprach, hart zu werden – am Umschlagplatz stand eine lange Reihe Waggons bereit...

Meine Mutter beschloss, dass ich diese Aktion, die uns

besonders scharf zu werden schien, im Krankenhaus abwarten sollte, wo Marek arbeitete. Halina und meine Tante sollten sich in der Wohnung zwischen Bettzeuggütern verstecken. Chalek ging wie immer auf die Aussenstelle, meine Mutter in die Baracke. Und ich machte mich also ganz früh am Morgen mit meinem ältesten Bruder auf den Weg ins Krankenhaus. Es war schwül und stickig. Trotz der frühen Tageszeit war die Hitze schon drückend. Auf der Strasse herrschte Betrieb und eine schwer zu beschreibende Unruhe. Die Menschen liefen in Panik umher, aufgeregt, verängstigt, fieberhaft stürzten die einen zu den Baracken, die anderen in ihre Verstecke oder zu kurzen Begegnungen mit ihren Angehörigen oder Freunden. Wenn man nur rechtzeitig ankam, bevor die Blockade begann, bevor die Aktion losging!

Ich schaute mich um, neugierig und ein bisschen stolz, dass ich zu so früher Stunde ohne meine Mutter durch die Strassen ging – selbständig, an der Seite meines Bruders. Ich war gespannt auf das Krankenhaus, auf Mareks Arbeit und den Verlauf dieses Tages, der so aussergewöhnlich bedrohlich war.

Marek liess mich in einem leeren Nebenraum und besuchte seine Patienten, mit denen das Krankenhaus buchstäblich vollgestopft war. In regelmässigen Abständen kam er für ein paar Minuten zu mir und brachte mir etwas von seiner mageren Verpflegung. Er lächelte, schwatzte, machte ein fröhliches Gesicht und beruhigte mich mit der Beteuerung, dass mir hier keine Gefahr drohe und dass der Teil der Lesznostrasse, wo sich der Rest der Familie befand, nicht von der Aktion betroffen sei. Diese liebevolle Fürsorge meines Bruders lenkte mich wirklich, wenn auch nur für kurze Zeit, von meinen düsteren Gedanken ab. Aber mir schien, als dehne sich der Tag im Krankenhaus zu Jahren,

der Stolz über meine Selbständigkeit zerplatzte wie eine Seifenblase, stattdessen erfüllten mich jetzt Angst und Selbstvorwürfe, dass ich mich zu dieser Trennung von meiner Mutter hatte überreden lassen – vielleicht würde ich sie nie wiedersehen.

Die Krankenhausangestellten hasteten durch das Gebäude, berieten unaufhörlich miteinander und tauschten die letzten Neuigkeiten über die Pläne der Nazis für Personal und Patienten des Krankenhauses aus.

Die Jagd auf die Juden nahm an diesem Tag unvorstellbare Ausmasse und Formen an. Die Menge der festgenommen Unglücklichen wuchs von Stunde zu Stunde, aber es waren so viele Waggons bereitgestellt, dass noch immer nicht alle voll waren. Es war die Rede davon, dass das Krankenhaus liquidiert werden sollte, die bettlägerigen Kranken würden von der SS auf der Stelle erschossen, diejenigen, die sich noch fortbewegen konnten, und die Angestellten würden zum Umschlagplatz gebracht. Ängstliche Blicke wurden aus dem Fenster geworfen, voller Furcht erwartete man die weitere Entwicklung der Dinge.

Das alles entging nicht meiner Aufmerksamkeit. Ich lauschte auf jedes Wort der Kranken, nahm jedes Geräusch draussen wahr und las in den Blicken der Vorübereilenden. Ich begriff genau, was geschah, und die Tatsache, dass ich hier niemanden kannte, dass ich völlig fremd in dieser Umgebung war, liess mein Selbstgefühl immer tiefer sinken. Ich betete, dass der Abend möglichst schnell kommen sollte, damit ich endlich zu meiner Mutter zurückkehren konnte. Ich schwor mir im Stillen, dass ich mich nie wieder zu einer Trennung von meiner Mutter überreden lassen würde, selbst wenn ich dafür auf das sicherste Versteck verzichten müsste. Ich sehnte mich nach meiner Mutter, als

te ich sie nicht erst seit Stunden, sondern seit Jahren nicht mehr gesehen. Ich hatte Angst, dass man sie oder mich allein in die Waggons bringen würde, und dass wir uns nie mehr wiedersehen würden. Aber die Aktion drang an diesem Tag nicht bis zum Krankenhaus vor, und keiner der angekündigten Greuel traf ein. Am Abend ging ich mit Marek durch dieselben Strassen wie am Morgen. Viele von den Menschen, die in der Frühe auf der Suche nach einem Versteck und nach Rettung umhergeeilt waren, lebten nicht mehr. Mehrere Zehntausend Menschen waren an diesem Tag in die Waggons auf dem Umschlagplatz verladen worden!

Marek versicherte mir, dass unser Haus in der Lesznostrasse von der Blockade nicht betroffen gewesen sei, trotzdem krampfte sich mir das Herz zusammen, während wir heimgingen. Ich hatte Angst, dass ich die Tür der Wohnung öffnen würde – und niemand wäre mehr da.

Zum Glück erwiesen sich alle meine Befürchtungen als grundlos. Meine Mutter hatte uns schon durchs Fenster erblickt, sie öffnete sofort die Tür, und schon auf der Schwelle hielt sie mich in den Armen. Marek betrachtete uns gerührt, während er darauf wartete, dass meine Mutter auch ihn umarmte. In diesem Moment vernahmen wir einen unbeschreiblichen Lärm und Gebrüll von der Strasse. Erschrocken stürzten wir zum Fenster. Massen von jüdischen Polizisten, die mit Knüppeln und Stöcken bewaffnet waren, drängten in die Lesznostrasse. Wie eine Herde wilder, ausgehungertes und von Blutgeruch aufgestachelter Tiere stürmten sie schreiend und brüllend in die Hauseingänge. Eine Aktion! Zum ersten Mal führte die jüdische Polizei sie alleine, ohne SS-Leute durch, und zum ersten Mal fand sie

so spät statt. Wir konnten unseren eigenen Augen nicht trauen, bis uns schliesslich einer der Mitbewohner des Hauses erklärte, dass jeder jüdische Polizist den Befehl erhalten habe, vier Juden zum Umschlagplatz zu bringen. Wenn nicht, mussten sie selbst in die Waggon!

Wir flüchteten auf den Dachboden, der zwar ohne Dach, aber in ein rettendes Dunkel gehüllt war. Wir lagen auf der Erde, einer neben dem anderen. Die Schreie der Polizisten, das Krachen brechender Türen, Kampfgeräusche, ordinäre Flüche und heftiges Hin und Her auf der Treppe drangen an unsere Ohren. Die Polizisten feilschten untereinander um die Gefangenen. Wer mehr gefasst hatte, als er brauchte, verkaufte seinen «Überschuss» an einen weniger erfolgreichen Kollegen. Zum Preis von 10.000 Zloty pro Kopf! So viel, wie für eine Befreiung vom Umschlagplatz. Nachdem sie ihre Menschenware dann am vorgesehenen Ort abgeliefert hatten, kamen die Polizisten zurück, um die verlassen Wohnungen zu plündern – das machten sie übrigens immer nach Abschluss einer Aktion.

Uns fanden sie auch dieses Mal nicht, obwohl sie mehrere Male einen Blick auf den Dachboden warfen.

Am folgenden Tag wollte ich nicht mit Marek ins Krankenhaus gehen. Meine Mutter konnte mich auch nicht mitnehmen – der Leiter der Baracke hatte es ihr kategorisch verboten und hatte angekündigt, dass er sie zusammen mit mir hinauswerfen würde. Aber arbeiten musste sie ja. Wir waren damals genauso wie alle anderen im Ghetto der Meinung, dass die Zugehörigkeit wenigstens eines Familienmitglieds zu einer Arbeitsstätte eine gewisse Überlebenschance bot. Ausserdem glaubten wir daran, dass die Aktionen eines Tages zu Ende sein würden. Deshalb taten die Leute jetzt alles, um sich einen Platz in einer Baracke oder

einer Arbeitsstätte zu verschaffen; sie vergassen dabei völlig, dass in regelmässigen Abständen auch von dort Menschen zum Umschlagplatz abgeholt wurden. Manchmal fiel die ganze Belegschaft einer Aktion zum Opfer, obwohl sie den Deutschen nützlich waren und «produktiv» arbeiteten. In der Regel aber gab es in den Fabriken und Werkstätten nicht wie in den Wohnhäusern tagtägliche Überfälle durch die Nazis.

Als meine Mutter und meine Brüder zur Arbeit gegangen waren, blieb ich mit meiner Tante und Halina zurück. Im Nachbarzimmer wohnte eine Frau mit zwei kleinen Kindern. Nach der gestrigen Aktion hatten wir die Hoffnung, dass dieser Tag ruhiger und unsere Strasse von der Blockade verschont bleiben würde. Auf dem Dachboden war es zu hell, sie hätten uns dort ohne Mühe gefunden, und einen Keller gab es in dem Haus nicht. Ein ums andere Mal schauten wir durchs Fenster auf die Strasse. Nichts verriet eine nahende Bedrohung. Doch plötzlich erblickten wir Nazis, die die Lesznostrasse heraufzogen. «Eine Aktion in unserer Strasse!» schrie meine Tante verzweifelt und fasste Halina und mich an der Hand. Wir liefen auf den Dachboden. Unsere Beine zitterten, die Herzen hämmerten vor Angst wie verrückt. Die Nazis sperrten die ganze Lesznostrasse und die angrenzenden Seitenstrassen ab. Ich stellte mir vor, mit welchem Entsetzen meine Mutter jetzt von ihrem Fenster aus hierher blickte, während sie die Uniformen für die Mörder und Henker nähte.

Es war ein klarer Hochsommertag. Der ungeschützte Dachboden war von Sonnenlicht überflutet, und die Horden der Menschenfänger kamen unserem Haus immer näher und näher... Aber wir wollten doch leben! Hastig schob meine Tante die beiden Kinder der Nachbarin, Halina und

mich in einen Wandschrank, der sich an einer unzerstörten Wand des Dachbodens befand. Halina und mich drückte sie auf das untere Brett, die beiden Kleinen auf das obere. Sie schloss den Wandschrank ab und stellte eine zerbrochene Tür davor. Danach ging sie mit der Nachbarin in die Wohnung zurück und beide versteckten sich wie vereinbart zwischen den Bettzeuggbüdeln.

Wir Kinder sassen da mit angehaltenem Atem. Die Fänger liefen über die Treppen, brachen Türen auf, schrien, lachten, schossen. Von Zeit zu Zeit kam einer auf den Dachboden gestürzt, fluchte, ging an unserem Kämmerchen vorbei und suchte weiter. Eine Zeit lang waren zwei gleich neben uns. Sie unterhielten sich. Die kleinste Bewegung, ein Schlucken, ein lauter Atemzug – und wir waren verloren. Ich versuchte, überhaupt nicht zu atmen. Die Kinder über uns – eines war vier, das andere sechs Jahre alt – machten in die Hose vor Angst. Der Urin rann mir auf den Kopf, übers Gesicht. Aber ich spürte fast nichts davon. Ich zitterte nur bei dem Gedanken, dass die Kleinen unfreiwillig, zum Beispiel durch ein Husten oder Schluchzen, unser Versteck verraten könnten. Ich war schweissgebadet vor Angst und drückender Hitze, die in dem engen, finsternen Kämmerchen herrschte. Die beiden Nazis verschwanden, aber die Aktion ging weiter. Fünf Stunden lang sassen wir in dem Schrank.

Nach Einbruch der Dämmerung kam niemand aus den Verstecken und Unterschlüpfen. Alle warteten, bis die Polizisten ihre Plünderung in den Wohnungen beendet hatten, die nun nach der Aktion leerstanden. Wir wussten aber, dass wir von der Aktion verschont geblieben waren und warteten ruhig ab, so gerne wir auch hinausgegangen wären. Doch weder die Tante noch die Nachbarin liessen sich

blicken. Die schlimmsten Ahnungen ergriffen uns: Vielleicht waren sie abtransportiert worden, vielleicht war auch meine Mutter aus der Baracke verschleppt worden, und niemand würde kommen, um uns zu befreien? Was sollte dann werden?

Meine Mutter war es, die uns dann endlich die Türe des Schanks öffnete: sie riss uns an sich und küsste uns heftig. Es stellte sich heraus, dass meine Tante und die Nachbarin auf den Umschlagplatz gebracht worden waren. Halina war Waise geworden. Der Vater der beiden Kleinen tauchte am Abend mit einem Rucksack bei uns auf, um seine Kinder zu holen und mit ihnen zu seiner Frau auf den Umschlagplatz zu gehen. ...

Chilek und Marek versuchten vergeblich, die Tante mit Hilfe der jüdischen Polizisten zu retten.

Meine Mutter hatte den ganzen Tag über hilflos aus dem Werkstattfenster geblickt und Höllenqualen durchlitten. Als sie aus der Baracke zurückkehrte und erfahren musste, dass ihre geliebte Schwester fortgebracht worden war, krümmte sie sich unter der Heftigkeit ihres Schmerzes und alterte plötzlich um viele Jahre. Zum ersten Mal in meinem Leben sah ich meine Mutter weinen.

Im Herbst 1942 brachen die Nazis die Aktionen ab. Toebbens und Schultz, die beiden grössten deutschen Unternehmen, bei denen Juden beschäftigt waren, hatten schon vorher eine gewaltige Reduzierung der Arbeitskräfte vorgenommen und damit viele Menschen zum Tode verurteilt. Diejenigen, die Schultz behalten hatte, bekamen grüne Nümmerchen zugeteilt, und von nun an durften sich nur die Besitzer dieser grünen Nümmerchen im Ghettobereich aufhalten. Es entbrannten erbitterte Kämpfe um diese Genehmigungen, um dieses «Lebensrecht». Meine Mutter war ei-

ne der besten Schneiderinnen und bekam ohne Schmiergeld und Protektion ein solches Nümmerchen von ihrem Werkstattleiter. Überglücklich kam sie damit nach Hause. Nach den Reduzierungen und der Einführung der Ausweise und Nümmerchen verkündeten die Deutschen, dass unter den im Ghetto verbliebenen Juden eine Selektion vorgenommen würde. Danach dürften dann die selektierten «nützlichen» Juden in ihre Wohnungen und an ihren Arbeitsplatz zurückkehren. Dann werde im Ghetto völlige Ruhe herrschen, natürlich nur unter der Bedingung, dass die Einwohner alle Vorschriften und Befehle sorgsam befolgten und einhielten.

Zuerst bekamen wir den Befehl, uns auf der Milastrasse zu versammeln, wo die angekündigte «Endselektion» stattfinden sollte. Wir gingen mit vielen anderen dorthin. Am Ausgang der Milastrasse stand eine Gruppe bewaffneter Deutscher mit dem SS-Mann Hantke an der Spitze, der für seine Grausamkeit berühmt war – er brachte es zum Beispiel fertig, mit entschertem und auf Menschen gerichtetem Gewehr durch die Strassen des Ghettos zu gehen und auf beliebige Menschen zu schießen, die nach den Aktionen, während der genehmigten Ausgehstunden der Juden auf den Strassen unterwegs waren. In Viererreihen bewegte sich die riesige Kolonne von mehreren Tausend Männern, Frauen und Kindern auf die bewaffnete Gruppe zu.

Mit einem Peitschenwink wiesen die SS-Leute die einen nach rechts – diese durften im Ghetto bleiben und in den Baracken arbeiten – und die anderen nach links – diese mussten nach Treblinka. Das Schicksal der Alten, Kranken und Kinder war bereits besiegelt. Einige kniffen sich in ihre bleichen, eingefallenen Wangen oder hatten sich geschminkt und ihre von dem ständigen Unterkriechen in

Speichern und Kellern zerdrückten Kleider zurechtgezupft, um alle Spuren der erlittenen Verfolgungen und schlaflosen Nächte, der unablässigen Wanderungen von Versteck zu Versteck, der Tage des Hungers und der Erschöpfung vor der Kommission zu verbergen. Wenn sie nur heil aus der Selektion kamen und wieder zur Zwangsarbeit bei Toebbens und Schultz zurückkehren konnten! Vor allem, da die Nazis versprochen hatten, nach dieser Selektion keine Aktionen mehr durchzuführen und die Aussiedlung zu beenden. Es war allerdings völlig klar, dass nur eine sehr kleine Zahl arbeitender Juden im Ghetto Zurückbleiben würde.

Die Tragödien, die diese legendäre grosse Selektion auf der Milastrasse begleiteten – es war die erste derartige Selektion, bei der 100.000 Warschauer Juden für Treblinka «aussortiert» wurden –, waren nicht zu beschreiben. Mit welchen Worten liesse sich die Raserei der Mütter schildern, denen die Kinder entrissen wurden, die Leiden der auseinandergetriebenen Familien, die menschliche Hilfslosigkeit und bei alledem der ungebrochene Wunsch zu leben!

Ich ging in einer Reihe neben meiner Mutter und Halina. Meine Mutter hatte irgendwo das grüne Nümmerchen aus der Schultzbaracke verloren. Die ganze Nacht vor der Selektion hatten wir die Wohnung durchsucht – vergeblich.

Wir schoben uns weiter im Zug der Hilflosen, die das Urteil der SS-Kommission erwarteten. Die Menge fand keinen Platz in der Milastrasse und strömte auch in die angrenzende Niska-, Ostrowska- und Wolynskastrasse. Die Nazis hatten alle Seitenstrassen abgesperrt und einen sogenannten Kessel gebildet. Nur ganz wenigen würde es vergönnt sein, hier herauszukommen. Man griff zu den dramatischsten Methoden, verschiedenen Tricks und verzweifelten Einfäl-

len. Kleine Kinder wurden mit Medikamenten und Spritzen zum Schlafen gebracht und in Rucksäcke oder Koffer gesteckt, um sie irgendwie unter dem wachsamen Auge der Kommission durchschmuggeln zu können. Es kam vor, dass Säuglinge am Wegrand abgelegt wurden. Viele beteten um Rettung, man fragte einander, was man tun solle, wohin man flüchten könne, wie man sich frisieren, schminken oder kleiden solle, um den günstigsten Eindruck zu machen und bei der Selektion zu bestehen.

Meine Mutter tröstete Halina und mich wie immer: wir waren doch jung, hübsch und gesund. Sie hatte mir die langen, dicken Zöpfe auf dem Kopf zu einem Kranz gesteckt, so sah ich wesentlich älter aus, und niemand wäre auf den Gedanken gekommen, dass ich erst dreizehn Jahre alt war. Dauernd rückte sie an meinem zerdrückten Kleid, musterte mich aufmerksam, fragte andere in der Menge, für wie alt sie mich hielten. Sie wollte, dass man mich auf mindestens siebzehn Jahre schätzte. Sie war davon überzeugt, dass allein das Alter über mein Leben entscheiden würde. Um mich hatte sie die grösste Angst. Sie bildete sich sogar ein, ihr Werkstattleiter werde sie schon herausholen, auch ohne Nümmerchen, schliesslich war sie ja eine seiner besten und wichtigsten Arbeiterinnen. Halina war hübsch, gut gewachsen und sah wie ein erwachsenes Fräulein aus; solchen Mädchen gelang es im Allgemeinen, durch dieses Nadelöhr – die Selektionskommission der Henker – zu gelangen. Marek arbeitete an diesem Tag mit einem Teil des Krankenhauspersonals in der Ambulanz auf dem Umschlagplatz, und Chilek war weiterhin bei «Ursus» auf der arischen Seite angestellt. Das Leben eines jeden von uns hing an einem seidenen Faden, aber irgendwie erschien es meiner Mutter,

dass mir die grösste Gefahr drohte. Sie unternahm alle möglichen Anstrengungen, um diese Gefahr von mir abzuwenden, und wollte sich gleichzeitig nicht anmerken lassen, dass sie vor dem Ergebnis der Selektion zitterte. Wenn sie mich zur Deportation bestimmt hätten, wäre sie ohne Zögern mit mir auf den Umschlagplatz gegangen. Das hatte sie mir auch schon vorhergesagt, aber ich wiederum versuchte, sie davon zu überzeugen, dass sie nicht mit mir gehen dürfte, wenn ich es nicht schaffte und nach links eingeteilt würde. Sie sah mir in die Augen, lächelte und sagte: «Und du meinst wirklich, dass ich dich dann allein lassen würde?» Ich wusste, dass sie das nie tun würde. Ich gab ihr keine Antwort, aber ich war gerührt, und die Kehle schnürte sich mir zu.

Langsam schoben wir uns vorwärts zur Strassenmündung, wo die SS-Leute standen. Stunden vergingen. In all der Ungewissheit entstanden abwegige Illusionen in unseren Köpfen: wenn nun ein Wunder geschah, wenn die Selektion plötzlich abgebrochen wurde, die Deportationen und diese ganze Qual ein Ende hätten? Unterdessen verbreiteten sich unterschiedliche Gerüchte in der Menge, und zwar immer schrecklichere von neuen Tragödien und Opfern und von den Verbrechen, die die Nazis während der Selektion kaltblütig und zynisch auf den Strassen und vor den Waggons für die letzte Deportation nach Treblinka verübten.

Plötzlich, als wir von der Kommission nicht mehr weit entfernt waren, entdeckten wir Hern Melcer. Er war ein guter Bekannter von uns. Diese zufällige Begegnung mit ihm änderte die Pläne meiner Mutter mit einem Schlag. Herr Melcer fragte rundheraus, ob wir alle auch Nümmerchen oder irgendwelche Ausweise hätten. Als er hörte, dass wir überhaupt keine Papiere besaßen, rief er aus: «Aber wohin gehen Sie denn dann, liebe Frau, und dazu noch mit den

Kindern? Das ist doch der sichere Tod!» Meine Mutter zuckte zusammen, als sei sie gerade aus einem Traum erwacht, der ihren Verstand völlig betäubt hatte. Wortlos blickte sie Herrn Melcer an, dann uns: Ihrem Gesicht konnte ich ansehen, dass sie mit einem inneren Widerstand kämpfte und angestrengt über etwas nachdachte. Plötzlich hatte sie die ganze Bedrohlichkeit unserer Situation erkannt. Herrn Melcers rauhe und heftige Worte hatten ihr bewusst gemacht, wie naiv es war, die riskante und gefährliche Illusion zu hegen, die Selektion könnte günstig für uns ausfallen.

Aber meine Mutter hatte ihre alte Energie bald wieder gewonnen. Sie hörte auf, uns und sich selbst in die Wangen zu kneifen, um sie rot erscheinen zu lassen, sie gab es auf, die Leute zu fragen, ob wir mit unserem Aussehen Chancen hätten, die Selektion zu überstehen. Entschlossen, vor der Selektion, den SS-Leuten und dem Tod zu fliehen, begann sie, sich nach einem Versteck umzusehen.

Wir standen gerade vor dem Haus Nr. 26 auf der Milastrasse, wo zu diesem Zeitpunkt die «Ursus»-Arbeiter untergebracht waren. Überraschend stellte sich heraus, dass Chilek bei ihnen war, denn an diesem und den folgenden Tagen der Selektion wurden sie nicht zur Arbeit aus dem Ghetto gebracht. Meine Mutter beschloss sofort, die Selektion mit uns hier im Block der Aussenarbeiter abzuwarten, der von einem besonderen Aufseher der Aussenstelle bewacht wurde. Chilek war dagegen, weil er fürchtete, dass wir dafür mit dem Tod bestraft würden. Mein Bruder ging immer den geraden Weg, er mied alle Tricks und hielt es für notwendig, sich den Vorschriften und Anordnungen ent-

sprechend zu verhalten. Halina und ich wehrten uns auch gegen das neue Vorhaben meiner Mutter; wir waren wütend auf Herrn Melcer. Wir hatten weder Lust noch Kraft, uns weiter auf Dachböden und in Kellern herumzutreiben, in Schmutz, Gestank und Ungewissheit. Wir glaubten aus ganz unerfindlichen Gründen, dass wir die Selektion glücklich überstehen und endlich ruhig und legal leben würden, ohne dauernde Wachsamkeit und ewige Angst.

Aber meine Mutter liess nicht locker. Da sie uns nicht mit logischen Argumenten überreden konnte, griff sie zu einer List: Sie verkündete, dass sie nur in den Block gehen wolle, um für uns etwas zu essen zu machen. Später, wenn wir ein bisschen gegessen und ausgeruht hätten, würden wir wieder auf die Strasse gehen und bestimmt noch rechtzeitig zur Selektion kommen. So viele Leute standen in der Kolonne vor uns, da war es doch gar nicht nötig, sich zu beeilen. Unter dieser Bedingung erbat Chilek von dem Aufseher die Erlaubnis zum Betreten des «Ursus» – Blocks. Also gingen wir in das Haus Nr. 26. Ganze zwei Wochen blieben wir dort. Dieser Unterschlupf rette nicht nur uns, sondern auch einer Handvoll anderer Menschen das Leben, die genau wie wir ohne Papiere waren und Rettung suchten. Meine Mutter schloss sofort Bekanntschaft mit ihnen, erfuhr, dass es hier einen gut getarnten Dachboden gab, und bekam von den Leuten die Erlaubnis, dieses Versteck zu benutzen. Jetzt konnte keiner von uns mehr protestieren. Als Halina und mir der Duft von warmem Essen in die Nase stieg, als uns die Stille dieser Wohnung umging, zu der das sichere Versteck gehörte, hörten wir auf, meine Mutter zur Rückkehr auf die Strasse zu überreden, zumal von dort inzwischen immer schrecklichere Nachrichten eintrafen.

Bis zum Ende der Selektion sassen wir auf dem schwülen, stinkenden Dachboden. Die Aussenarbeiter wurden nach einiger Zeit in die Fabrik auf der arischen Seite umgesiedelt. Die Bedingungen dort waren schrecklich, und sie hatten keine Möglichkeit, mit ihren Familien im Ghetto Kontakt aufzunehmen. Deshalb wussten wir nichts von Chilek. Wir hatten auch keine Ahnung, was mit Marek los war.

Im Warschauer Ghetto blieben nur noch einige Zehntausend Juden. Sie kehrten in die Wohnungen und Baracken auf der Leszno- und Nowolipiestrasse zurück, die inzwischen in regelrechte Arbeitslager verwandelt worden waren. Die übrigen Juden, etwa 100.000 Menschen – darunter auch alle Arbeiter aus der Baracke meiner Mutter einschliesslich des Leiters und seiner Familie, obwohl sie zum grössten Teil grüne Nümmerchen gehabt hatten, die das Lebensrecht garantieren sollten – wurden in die Waggons verladen und deportiert. Es stellte sich ausserdem heraus, dass die SS-Leute von vornherein eine bestimmte Anzahl Menschen festgelegt hatten, die zu Arbeitszwecken benötigt wurde. Die übrigen jagten sie ohne jede Selektion und ohne Rücksicht darauf, ob sie Nümmerchen besaßen und arbeitstauglich waren, in die Waggons. Sie wurden eben nicht mehr gebraucht. Die vom Kessel eingeschlossenen Strassen wurden zwei Wochen lang gesperrt, bis die «Säuberung» beendet war. Mit Hilfe von Abhörgeräten, Suchhunden und zahlreichen jüdischen Denunzianten wurde jeder Winkel genauestens abgesucht. Zuweilen griffen die Nazis zu einer merkwürdigen List: Abends, nach Abschluss der Aktionen ertönten jüdische Melodien und alte Lieder, um die Menschen aus ihren Verstecken zu locken. Uns fanden sie nicht.

Viele Tage lang lagen wir mit den anderen Leuten, die

schon vor uns hier gewesen waren und den Eingang getarnt hatten, auf dem Dachboden. Der Dachboden lag hoch, und man gelangte durch eine Wandöffnung in einem kleinen, leeren Mansardenkämmerchen hinein. Die Öffnung wurde von einem alten, abgenutzten Spiegelschrank verdeckt. Ausser diesem leeren, zerbrochenen Schrank und Haufen von Bettfedern aus zerrissenen Kissen war hier nichts zu finden, und es waren wohl gerade diese umherfliegenden Federn, die die Nazis abschreckten. Jedenfalls kam es während der Blockade keinem von ihnen in den Sinn, den Schrank beiseite zu schieben.

Alle paar Stunden gab meine Mutter uns je zwei Klösschen, die von der Hitze sauer waren, ein bisschen Tee oder ein Stückchen Zucker, gerade soviel, dass wir nicht vor Hunger ohnmächtig wurden. Ein paar Stockwerke tiefer in dem Haus war die leere Wohnung eines Aussenarbeiters, in der sie nachts die Klösse und den Tee zubereitete. Es war schrecklich, im Dunkeln vom Dachboden hinab in diese Wohnung zu gehen. Wir schlichen leise und vorsichtig wie Einbrecher. Jeder Schatten, jedes Rascheln erfüllte uns mit Entsetzen. Tagsüber bedrängten uns die Geräusche von draussen: Schritte, Schreie, Schüsse; nachts, wenn es still wurde, und die rettende Dunkelheit herabsank, waren es Gespenster, Trugbilder und Wahnvorstellungen, die uns erschreckten.

In einer solchen Stimmung, in der uns die eigenen Schatten, der eigene Atem Angst einjagten, kochte meine Mutter auf einem Gasofen Klösse und Tee, während draussen unentwegt deutsche Patrouillen durch die Strassen streiften. Halina und ich legten uns auf ein Bett und schliefen. Bevor es draussen hell wurde, weckte uns meine Mutter, die die ganze Nacht durchwachte. Wir stärkten uns mit ein paar frischen Klössen und ein paar Löffeln heissem Tee. Meine

Mutter nahm den Topf mit dem Essen und die Thermosflasche mit Tee und führte uns durch das dunkle Treppenhaus und den Spind voller Federn auf den Dachboden zurück. Wir verloren keine Zeit mit Ankleiden, Waschen und der üblichen «Toilette». Seit unserem Auszug aus der Muranowskastrasse bei Beginn der Aussiedlungsaktion, hatten wir unsere guten Kleidungsstücke immer an: Wäsche zum Wechseln, ein paar Kleider und Pullover und einen Mantel – für den Fall, dass sie uns irgendwohin zur Arbeit deportieren würden. Denn immer noch glaubten wir ein klein wenig an die Möglichkeit, dass sie uns doch nicht ermorden, uns vielleicht doch das Leben lassen würden, und dann könnten uns die Sachen ja von Nutzen sein. Deshalb zogen wir uns nie aus und waren dadurch in der Sommerhitze zu schrecklichen Qualen verurteilt.

Jeden Tag und jeden Abend wiederholte sich das gleiche; alles wie vorher, während der Blockaden und Aktionen der vergangenen Monate. Nur, dass jetzt der Teil der Juden, der die Selektion heil überstanden hatte, diesen Aktionen nicht mehr ausgesetzt war. Wir konnten aber leider nicht dazu: Eine Mauer von SS-Wächtern trennte uns von ihnen. Die Mörder verliessen ihre Posten nie: Sie töteten jeden, der sich auf den von der Blockade betroffenen Strassen zeigte. Niemand wusste, wie lange die Blockade noch dauern würde. Wir hatten Angst, dass wir alle vor Hunger sterben würden, bevor sie zu Ende war. An die Beschaffung neuer Lebensmittel war nicht im Traum zu denken. Inzwischen stank es auf dem Dachboden immer stärker nach Kot, Urin und Schweiss. Kinder wurden mit Medikamenten zum Schlafen gebracht, manchmal sogar vor lauter Verweiflung und Angst erstickt. Eine der Frauen gebar ein Kind, der Säug-

ling starb bald aus Mangel an Nahrung. Während der Wehen gab die unglückliche Frau nicht einen Laut von sich; jedes Geräusch, jedes noch so leise Flüstern weckten Unwillen und Feindseligkeit bei den Leidensgenossen.

Auf der Strasse draussen nahmen das Nazigebrüll, die Schiessereien und die Schreie der Menschen, die aus ihren Verstecken gezerzt wurden, kein Ende. Die Entdeckten wurden in langen Reihen auf der Fahrbahn aufgestellt und zum Umschlagplatz, in die Waggons geführt.

Eines Abends tauchte überraschend Marek in der unteren Wohnung auf. Er war mit einem Wagen in die Milastrasse gekommen, um Leichen von dort zum Friedhof zu transportieren. Er hatte gehofft, hier im Haus Chilek zu treffen und von ihm zu erfahren, was mit uns geschehen war.

Marek hatte an dem Tag, als die Nazis die Menschen aus dem Kessel auf den Umschlagplatz und die Waggons trieben, durch das Fenster der Ambulanz im Polizeigebäude beobachten können, wie sie vorbeigeführt wurden. Er erkannte die Arbeiter aus der Baracke meiner Mutter und begriff, dass die ganze Werkstattbelegschaft auf den Umschlagplatz gebracht wurde. Er rechnete fest damit, jeden Moment mitansehen zu müssen, wie unsere Mutter, Halina und ich in einen Waggon gestossen wurden. Er machte Höllenqualen durch! Wie konnte er auch ahnen, dass meine Mutter das grüne Nümmerchen verloren hatte, dass wir unterwegs Herrn Melcer getroffen hatten, der uns zur Umkehr veranlasste, und dass wir uns dann im Ursusblock versteckt hatten. Wie freudig überrascht und glücklich war er jetzt! Er überschüttete uns mit Küssen und weinte laut vor Freude. Zum ersten Mal in meinem Leben sah ich einen erwach-

senen Mann weinen: meinen ältesten Bruder sah ich weinen. Das war noch erschütternder als die Tränen meiner Mutter. Mir schwindelte von all diesen Erfahrungen und Empfindungen. Ich hatte einfach keine Kraft dazu. Vor Erschöpfung durch den Mangel an Nahrung und das lange, reglose Liegen auf dem stickigen und verpesteten Dachboden konnte ich mich kaum auf den Beinen halten. Nur meine Mutter versuchte, sich in ihrer Freude ebenso zu beherrschen wie in ihrer Trauer. Sie lächelte schwach, strich uns über den Kopf und sprach uns Trost und Mut zu.

Dann gingen wir wieder auf den Dachboden. Nach dem Wiedersehen mit Marek war es uns leichter ums Herz. Er hatte versprochen, bald wiederzukommen, aber er hielt sein Wort nicht. Allerdings war das nicht seine Schuld. Damals konnte niemand ein sicheres Versprechen geben. Es gab keine Gewissheit ausser der des Todes.

Marek hatte nicht bei uns bleiben wollen, obwohl meine Mutter ihn sehr darum bat. Hinterher machte sie sich Vorwürfe, weil sie ihn nicht dazu überredet hatte. Sie begann zu befürchten, dass er umgekommen war, dass sie ihn für immer verloren hatte. Aber es wäre sehr schwer gewesen, Marek zum Bleiben zu bewegen. Er war gegangen, weil er nicht irgendwo abgesperrt in einem Versteck hocken konnte. Weder meine Mutter noch ich konnten damals einsehen, dass ihn ein Leben in dieser Unbeweglichkeit umgebracht hätte.

Wir glaubten nicht mehr an ein Ende der Blockaden und Aktionen. Alle behaupteten, dass die eingekesselten Straßen endgültig vom Rest des Ghettos abgetrennt würden. Bestenfalls würden wir also, wenn uns die SS-Männer nicht finden und in die Waggons treiben würden, auf diesem her-

vorrangend getarnten Dachboden verhungern. Doch unser Schicksal zeigte sich gnädiger.

Nach fünfzehn Tagen wurde die Blockade aufgehoben. Aus der Milastrasse wurden die Wachen abgezogen, und man konnte mit den Bewohnern der verbliebenen Strassen des Ghettos und der Schultz- und Toebbensblöcke Kontakt aufnehmen. Im ersten Moment dachten wir, der Abzug der Posten sei nur vorübergehend oder es handle sich um eine List, mit der wir aus dem Versteck gelockt werden sollten. Deshalb begegneten wir den ersten, die uns die freudige Nachricht brachten, auch mit Ärger und Verbitterung. Aber es war die Wahrheit.

Erschöpft und verdreht kehrten wir in unsere Wohnung in der Lesznostrasse 64 zurück. Die Wohnung war so verwüstet, dass wir sie kaum wiedererkannten. Überall waren die frischen Spuren der Plünderung zu sehen, und zwischen allem möglichen Gerümpel lag – wie vom Himmel gefallen – das grüne Nümmerchen, dessen Verschwinden wir unser Überleben zu verdanken hatten.

Wie vor der Selektion angekündigt, wurden die Aktionen jetzt wirklich eingestellt, allerdings nur für einen gewissen Zeitraum. Für ein paar Monate kehrte nun relative Ruhe im Ghetto ein. Es gab einzelne Festnahmen für die Deportation und Ausfälle randalierender SS-Männer. Im Allgemeinen aber konnten wir nach dem Alptraum der Selektion und Einkesselung auf der Milastrasse endlich aufatmen.

Am ersten Abend nach unserer Rückkehr in die Lesznostrasse fand sich auch Chilek wieder ein. Er arbeitete immer noch in der Fabrik auf der arischen Seite. Von Marek war noch keine Spur ...

Das Ghetto war ungeheuer zusammengeschmolzen.⁷ Die wenigen, die sich aus den grossen Aktionen, den Treibjag-

den und der Selektion hatten retten können, arbeiteten in zwei Schichten Tag und Nacht auf den Aussenstellen und in den Baracken. Die Toebbensarbeiter durften nur in der Lesznostrasse, die Schultzarbeiter nur in der Nowolipiestrasse und die Aussenarbeiter nur in der Mila- und Nalewkistrasse wohnen. Jede dieser Strassen wurde von SS-Leuten und jüdischen Polizisten oder Aufsehern, dem sogenannten Werkschutz, bewacht. Die Arbeiter kamen und gingen immer gruppenweise in Begleitung von jüdischer Polizei und Werkschutz. Auch um nur von einem Block in den anderen zu gehen, brauchte man einen Passierschein. Ausser den Polizisten durfte sich während des Tages niemand auf der Strasse aufhalten, dafür wurde man mit dem Tode bestraft. (Schon seit Beginn der Okkupation war es verboten, sich nachts auf der Strasse aufzuhalten.) Nur abends und frühmorgens, zu den Zeiten, wenn die Arbeiter hinaus- bzw. wieder hereingeführt wurden, konnten wir eine Stunde draussen verbringen. Dann konnten wir in einem kleinen Laden unsere spärliche Lebensmittelzuteilung abholen, mit der die Zwangsarbeit entlohnt wurde.

Die Gegend zwischen Mila-, Nowolipie- und Lesznostrasse, die vorher zum Ghetto gehört hatte, war jetzt «wildes Gebiet», wo weder Juden noch Polen wohnen durften. Die meisten der früheren Bewohner waren vernichtet.

So kam der Winter und mit ihm strenger Frost.

Chilek brachte jeden Tag Lebensmittel von Ursus mit, die er im Tausch gegen Kleidung, Bettwäsche und Daunen bekam. Kurz nach der Blockade auf der Milastrasse hatte er zufällig seine Freundin Heia wiedergetroffen, die er bereits im Ghetto kennengelernt hatte.

Heia war ein hübsches, zwanzigjähriges Mädchen, sie kam aus Bydgoszcz. Die Selektion hatte sie glücklich überstanden und arbeitete jetzt in einer Kürschnerwerkstatt. Mit ihrer Kusine wohnte sie in der Nowolipiestrasse 30. Ihre Eltern, Leute mittleren Alters, waren nach der Selektion auf der Milastrasse nach Treblinka deportiert worden. In ihrer Trauer nach diesem Verlust war Heia besonders glücklich, Chilek wiederzutreffen, denn sie hatte ihn sehr gern. Die beiden beschlossen, sich nicht mehr zu trennen, und nach wenigen Tagen zogen wir alle zu ihnen in die Nowolipiestrasse. Solche Umzüge, die ohne den Transport irgendwelcher Möbel abgingen, gestalteten sich damals denkbar einfach. Abends, wenn die Arbeiter aus den Werkstätten zurückkehrten, ging man in ein Wohnhaus, in dem sich ein Dachboden mit Wanddurchbruch befand, und stieg über den Dachboden in das Treppenhaus des unten bewachten Gebäudes ein. Einziges Gepäckstück war ein Proviantkorb. So zogen wir damals auch bei Heia ein.

Meine Mutter arbeitete in keiner Werkstatt mehr. Ihre Schneiderei war aufgelöst worden, und sie versuchte erst gar nicht, in einem anderen Betrieb aufgenommen zu werden. Sie litt an Gallensteinen und war überhaupt nicht in der Lage zu arbeiten, nur mit Mühe schleppte sie sich durch die Wohnung. Oft fand ich sie im Bett, wo sie sich vor Schmerzen wand. Halina und ich versuchten, ihr alle Arbeit abzunehmen, sie gab uns nur vom Bett aus die Anweisungen. Die meisten Haushaltspflichten wurden mir übertragen – meine Mutter wollte nicht, dass Halina als Waise meinen könnte, sie würde von unserer Familie ausgenutzt. Ebenso ging sie mit Chilkes Verlobter um. Auch diese versuchte sie, auf Schritt und Tritt zu schonen.

Als wir schliesslich begannen, Lebensmittel zu horten –

was übrigens alle Juden in Erwartung neuer Aktionen und einer längeren Zeit im Versteck taten –, gab meine Mutter Halina manchmal die verschiedensten «Leckerbissen» aus unseren Vorräten für schlechtere Zeiten. Sie selbst, mein Bruder und ich, wir süssten unseren Tee mit Sacharin, während meine Kusine und Chileks Verlobte Marmelade zum Brot bekamen und Zucker oder weissen Zwieback zum Tee. Ich verschlang diese Köstlichkeiten mit den Augen, wagte aber nicht, um etwas zu bitten. Ich war voller Neid und böse auf meine Mutter. Doch immer, wenn sie meinen gierigen und gekränkten Blicken begegnete, nahm sie mich unauffällig zur Seite und erklärte es mir gütig: «Ich kann sie nicht so lieben wie euch», sagte sie. «Und mit irgendetwas muss ich sie doch dafür entschädigen, dass sie ganz ohne Angehörige sind...»

Chilek und Heia heirateten. Niemals werde ich ihre stille Hochzeit in diesen von Trauer und Tod erfüllten Tagen vergessen. Chileks Frau brachte ich allerdings, ohne selbst zu wissen warum, keine besondere Zuneigung entgegen. Ich bewunderte nur ihre zarte Figur und ihre schöne Stimme. Sie sang gerne und kannte viele Lieder. Sie war ein adrettes Mädchen mit einer ausgesprochenen Begabung für Handarbeiten. Aber irgendetwas an ihr schüchterte mich ein. Heia schenkte mir übrigens auch keine besondere Aufmerksamkeit. Dafür liebte sie meine Mutter und Halina umso mehr. Zwischen ihnen bestanden besonders herzliche, innige Beziehungen. Meine Mutter war klug und taktvoll, sie konnte gut auf Menschen eingehen und ihnen besonders in schweren Zeiten viel Verständnis entgegenbringen.

Bald darauf fand sich auch Marek wieder. Eines Abends tauchte er, mit einem zerschissenen Chassidenrock beklei-

det, ausgangs der Nowolipiestrasse auf und flehte den Werkschutz an, ihm Zutritt zum Schulzblock zu gestatten; er hatte die Hoffnung, dass meine Mutter dort lebte und arbeitete. Als wir durch Bekannte davon erfuhren, setzten meine Mutter und die Freunde Chileks und seiner Frau sofort alles in Bewegung, um ihn über die von jüdischer Polizei und Werkschutz bewachte Grenze am Ende der Nowolipiestrasse zu schaffen.

Mareks Geschichte war bald erzählt: Gleich nachdem er uns verlassen hatte, wurde er zum Holzflößen an die Weichsel abkommandiert. Er hatte dort Schwerstarbeit zu verrichten; seine Kleidung verkaufte er für Essen und ging von da an in diesem alten, zerrissenen Kaftan, den er irgendwo gefunden hatte. Als die Flösserarbeiten zu Ende waren, verluden die Nazis alle Arbeiter auf Lastwagen und brachten sie zum Umschlagplatz. Marek sprang aus dem fahrenden Auto, versteckte sich am Wegrand und schlug sich dann zum Ghetto durch, um uns zu suchen.

Nach einigen Tagen, an denen wir uns ganz an Mareks Gegenwart freuen konnten, besorgte Chilek ihm einen Platz in seiner Aussenstelle; von da an arbeiteten sie immer zusammen und schmuggelten gemeinsam Kleidungsstücke aus dem Ghetto, die sie in den verwaisten Wohnungen fanden. Während dieser Wintermonate des Jahres 1943 konnten wir uns endlich sattessen. Ich wurde sogar richtig dick dabei, was meiner Mutter nicht sehr gut gefiel. Zum Glück aber liess mich das viel älter erscheinen.

Meine Mutter hortete immer noch Zwieback und Zucker aus den Vorräten, die Chilek und Marek von ihrer Arbeitsstelle mitbrachten. In dem Blechöpfchen, das zum Kochen und zum Beheizen des Zimmers diente, brannten die dicken

Bücher, die auf dem Speicher herumgelegen hatten. Anfangs hatten wir die Holzteile zerbrochener Geräte verfeuert, dann folgten wir dem Beispiel unserer Nachbarn und verheizten Holz vom Treppengeländer und den untersten Stufen im Flur, erst als diese Quellen versiegt waren, kamen die Bücher an die Reihe. Wir hatten keine andere Wahl.

Während dieses letzten Winters in Warschau führten wir ein Leben wie im Arbeitslager, aber wir waren zusammen, und es ging uns unvergleichlich besser als in den Dachbodenverstecken während der Aktionen. Abends, wenn meine Brüder von «Ursus» zurück waren, sassen wir alle zusammen um den rotglühenden Ofen und erzählten einander, was wir selbst gesehen, erlebt oder von anderen gehört hatten. Wir gedachten unserer Angehörigen, die in den Zügen vom Umschlagplatz ins Ungewisse verschleppt worden waren. Tief in unseren Herzen hegten wir die Hoffnung, dass sie noch lebten und eines Tages zu uns zurückkehren würden.

Die Stimmung im Ghetto hatte sich inzwischen gewandelt. Mit der Vernichtung der meisten Warschauer Juden waren Macht und Einfluss des Judenrates gesunken, in dem wir alle jetzt nur noch einen Feind und Verräter sahen.

Die blinde Angst, die Bereitwilligkeit, mit der man die Nazibefehle befolgt hatte, waren verschwunden. An ihre Stelle waren Hass und die Bereitschaft zum Aufruhr getreten. In der Enge des jetzigen Ghettos lebten nun Menschen, die nichts mehr zu verlieren hatten. Jeder von ihnen trug in seinem Herzen die Trauer um seine liebsten und nächsten Menschen und die ungeheure Last der eigenen erlittenen Qualen. Diese Menschen liessen sich durch niemand mehr betrügen oder erschrecken.

Jetzt hörte man nur noch auf die Anführer einer geheimen Widerstandsbewegung, man glaube ihnen und wartete auf ihre Befehle. Sie weckten in uns Stolz und Bewunderung. Man versorgte sich mit Waffen, Brechstangen, ja sogar mit Gift, um nur nicht in die Waggons zu müssen. Die Waffen, die man zu Zeiten des Judenrates nicht einmal aus der Nähe zu betrachten gewagt hätte, wurden jetzt fast zärtlich behandelt und voller Freude hochgehalten. Sie waren zu einem ersehnten und unermesslichen Schatz geworden. Alle Aussenarbeiter und jungen Leute trachteten danach, in den Besitz irgendeiner Waffe zu gelangen.

Tief unter der Erde wurden vollständig ausgestattete Bunker gebaut und verschiedene, perfekt getarnte Verstecke hergerichtet, die Vergeltung und Widerstand ermöglichen sollten. Über grausame Gestapoleute, jüdische Spitzel und Polizisten wurden Todesurteile verhängt und an ihnen vollstreckt. Aus Verstecken heraus wurden viele jüdische Verräter erschossen, die durch ihre Kollaboration zum Untergang des jüdischen Volkes beigetragen hatten, darunter auch der Kommandant der jüdischen Polizei⁸, ein Bluthund, dessen Tod dem ganzen Ghetto eine tiefe Genugtuung bereitete.

Bei den folgenden Aktionen wagten es die Nazis nun nicht mehr, die jüdischen Verstecke und Schlupfwinkel allein zu betreten. Sie kamen immer in einer Gruppe und schickten jüdische Polizisten zum Schutz vor eventuellen Schüssen aus den Verstecken vor. Blut auf diesen verfluchten grünen Uniformen zu sehen – das war die einzige kleine Entschädigung für dieses Meer von Leiden, Tränen und unschuldig vergossenem Blut. Der Anblick ganz gewöhnlicher, menschlicher Angst in den Augen der Henker, der Beweis, dass ihre verbrecherische Macht weder ewig noch unantastbar war – das gab uns Mut und seelische Kraft. Die

Aktionen brachen nicht mehr unerwartet über das Ghetto herein. Die Widerstandsbewegung konnte sie jetzt immer früh genug in Erfahrung bringen und die Menschen rechtzeitig warnen, so dass sie sich in den Bunkern verstecken konnten. Nachts standen spezielle Wachen in den Höfen, die die Hausbewohner weckten, wenn Gefahr drohte. Und wenn die Gefahr vorüber war, bekamen wir ein Zeichen, dass wir wieder in unsere Wohnungen zurückkehren konnten. Wieviele dieser kalten, ruhelosen Nächte sind mir noch in Erinnerung!

Wenn sie von den unbekanntem Wächtern die Warnung bekommen hatte, rüttelte Mutter uns wach, riss uns fast mit Gewalt aus den warmen Betten. Ich schlief immer fest. Ich konnte die Lider kaum heben und begriff nicht, was man von mir wollte, warum mir bei einer solchen Kälte die Decke weggerissen wurde. Aber mit meiner Mutter war nicht zu spassen – ich musste gehorsam aufstehen und mich in Windeseile ankleiden. Meine Mutter nahm einen Korb mit Lebensmitteln und leuchtete uns mit einer Kerze, damit wir nicht auf der vereisten Treppe ausrutschen oder auf den zersägten unteren Stufen stolperten, während wir auf den grossen dunklen Hof hinabgingen und dann dem Hausflur zustrebten, von wo aus die Treppe in den Keller führte. Dort war ein getarnter Verschlag, unser Versteck.

So wie wir schlichen auch unsere Nachbarn hierhin, ein Zug von schweigenden ängstlichen Schatten. In dem Verschlag war es eng und stickig. Der Schein der Kerze zerstreute nicht die Dunkelheit, aber er war doch so hell, dass man sich erkennen konnte und nicht übereinander fiel. Schlaftrunken und nur halb bei Sinnen, aber voller Unruhe sassen wir da. Ich legte meinen Kopf auf die Knie meiner Mutter und schlief oder träumte von schönen Dingen. Ich

stellte mir die Welt nach dem Krieg vor, ein Wiedersehen mit meinem Vater, mit den Spielkameraden von der Muranowskastrasse, mit all den Angehörigen und Freunden, die wohl sehr weit weg verschleppt worden waren. Auf diese Weise flüchtete ich nicht selten vor unserer schrecklichen Wirklichkeit, so ertrug ich die Qualen und Mühseligkeiten und vertrieb mir die Zeit, die sich zur Unendlichkeit dehnte.

In diesem Winter bekamen wir Besuch von Chileks Freund David Kaplan. Er war schon seit der Vorkriegszeit und während der ganzen Schul- und Ghettojahre hindurch mit meinem Bruder befreundet. Sie gehörten beide zur jüdischen Jugendorganisation «Hashomer Hacair». David stiess damals durch Zufall auf uns. Von seiner Familie lebte keiner mehr. Er selbst war auch nach Treblinka deportiert worden, war aber von dort geflüchtet und hatte sich bis zum Ghetto durchgeschlagen. Er berichtete Entsetzliches: über die Hölle der vollgepferchten Waggons, die Verbrechen, die in Treblinka geschahen und die er mit eigenen Augen gesehen hatte. Starr vor Grauen lauschten wir seinen Erzählungen und konnten es nicht glauben.

Doch zum ersten Mal begannen wir zu begreifen, was hinter solchen Worten steckte, wie Aussiedlung, Aktion, Umschlag, Waggons. Da berichtete uns jemand, dem wir ganz vertrauten, der selbst in diesem legendären Treblinka gewesen war und nun die Bestätigung all dieser schrecklichen Ahnungen, Vermutungen und Gerüchte mitbrachte. Nur ganz wenigen Opfern gelang es, aus Treblinka zu fliehen, sehr selten konnte man im Ghetto solche Flüchtlinge sehen. Deshalb trafen uns Davids Berichte wie ein Keulen-

schlag. Treblinka war damals das Wahrscheinlichste, was uns die Zukunft bringen konnte.

David hatte Glück gehabt. Er hatte sich in einem Waggon zwischen Kleiderbündeln der Toten und Ermordeten verstecken können, die von dort aus nach Deutschland transportiert wurden. Mit diesem Zug war er nach Warschau gekommen und hatte sich hier wieder ins Ghetto gestohlen, wo er keinen Menschen mehr hatte und ständig der Gefahr ausgesetzt war, wieder gefangen und deportiert zu werden.

Nachts konnte ich jetzt kein Auge mehr zutun, und alle Versuche meiner Mutter, mich zu überzeugen, dass Kaplan übertrieben oder sogar phantasiert habe, konnten mich nicht beruhigen. Es war so schwer, sich damit abzufinden, dass dieses schreckliche Schicksal auch meinen Vater ereilt hatte, ihn und all die anderen, die ich geliebt, gerngehabt oder auch nur gekannt hatte... Und das gleiche Schicksal drohte auch uns immerzu. Ich bekam Angst vor dem Dunkeln, vor Schritten und Stimmen, vor meinem eigenen Schatten. Der ferne Pfiff einer Lokomotive schnitt mir ins Herz wie ein scharfes Messer und raubte mir den Atem. Ich suchte alle Ecken, Winkel und Wände unserer Wohnung ab und überlegte verzweifelt, wo ich mich verkriechen könnte, von welcher Ecke aus uns wohl die Häscher überfallen würden. Ich wusste, dass meine Familie mit den gleichen Gedanken alle Ecken der Wohnung untersuchte. Meine Mutter tat es, meine Brüder, alle Erwachsenen. Nichts wünschte ich mir so sehr wie unsichtbar zu werden, und ich war ganz damit beschäftigt zu ersinnen, wie ich das fertigbringen konnte.

So kam der April 1943. Die nationalsozialistischen Unternehmer Schultz und Toebbens verlegten ihre Werkstätten und die meisten darin beschäftigten Arbeiter nach Po-

niatowa und Trawniki bei Lublin, wo Arbeitslager eingerichtet worden waren. Im Ghetto ging das Gerücht um, dass die Nazis eine endgültige Liquidierung des Warschauer Ghettos planten – «Warschau judenrein» hiess das in ihrer Sprache.

Gleichzeitig gingen die freudigen Nachrichten von den schweren deutschen Niederlagen an der Ostfront von Mund zu Mund. Optimisten sagten sogar eine baldige Befreiung voraus. Selbst die kleinen Kinder im Ghetto wussten von der Niederlage bei Stalingrad. Man hatte die Hoffnung, dass die Nazis mit ihren eigenen Schwierigkeiten so beschäftigt waren, dass sie uns in Ruhe lassen würden, oder dass sie gar nicht mehr zur Ausführung ihrer verbrecherischen Pläne kommen würden. Damit tröstete man sich, dennoch ging die Arbeit am Bau der Schutzräume und Bunker weiter.

Als sich die Gerüchte über eine endgültige Liquidierung des Warschauer Ghettos im Frühling immer hartnäckiger verdichteten, beschaffte meine Mutter uns gegen Dollars einen Platz in dem Bunker Milastraße 3. (Die Dollars stammten aus dem Verkauf eines Teils der Lebensmittel, die meine Brüder von der arischen Seite mitgebracht hatten.) Dieser Bunker lag unter dem Keller und war mit einer Pumpe, Strom, Ventilatoren, mehrstöckigen Pritschen und Wandschränken für Lebensmittelvorräte ausgestattet. All diese Einrichtungen verrieten, dass dies kein vorübergehendes Versteck sein würde, in dem nur eine oder mehrere Aktionen abgewartet werden sollten.

Der Schutzraum befand sich unter den Ruinen des Hauses Nalewkistraße 49, das im September 1939 zerbombt worden war. Man gelangte durch den Keller der Milastraße Nr. 3 und einen ausgeschachteten Gang hinein. Hier

war Platz für etliche Personen. Wie in jedem Bunker gab es hier zu diesem Zeitpunkt auch schon Waffen.

Der düstere, aber verhältnismässig ruhige Winter ging zu Ende. Das Osterfest 1943 kam heran. Heia verliess ihre Baracke, weil wir in die Milastrasse ziehen wollten, um in der Nähe des Bunkers zu sein. Von einer freiwilligen Übersiedlung nach Trawnik wollte meine Mutter nichts wissen, obwohl sich viele unserer Bekannten dazu entschlossen hatten. Sie meinten, dort sicherer zu sein als in diesem schon im Voraus zur Vernichtung verurteilten Ghetto. «Sich so widerstandslos in ihre Fänge zu begeben!» sagte meine Mutter, «in ein Lager zu gehen, wo man sich nirgends verstecken kann, den Kampf ums eigene Leben aufgeben? Nein, dazu bin ich nicht bereit! Da müssen sie mich schon mit Gewalt holen! Freiwillig geh' ich da nicht hin!»

So fuhren wir weder nach Poniatowa noch nach Trawnik. Kurz vor Ostern wechselten wir in eine leere Wohnung im «kleinen Ghetto» über (so nannte man den Bereich Mila-, Nalewki- und einen Teil der Muranowskastrasse). Leere Wohnungen gab es dort im Überfluss, wir nahmen eine Parterrewohnung, um im Fall einer Blockade möglichst schnell in den Bunker gelangen zu können. Schweren Herzens verabschiedeten wir uns von den Nachbarn und Bekannten, mit denen wir in der Nowolipiestrasse überwintert hatten. Nach all den bitteren Erfahrungen wussten wir, dass ein Abschied im Ghetto meistens für immer war, denn ein Wechsel der Wohnung oder des Verstecks bedeutete meistens auch einen Wechsel des Schicksals. Die gemeinsamen Nöte und Leiden brachten die Menschen einander näher und liessen sie einander lieb und teuer werden.

Nur in einer Gruppe mit besonderem Passierschein und unter Bewachung jüdischer Polizisten war es möglich, von

der Nowolipie- in die Lesznostrasse zu gehen. Am Tag unseres Umzugs mussten wir uns einer Gruppe anschliessen, die von ganz aussergewöhnlich unduldsamen Polizisten geführt wurde, die sich streng an alle Vorschriften des Hitlerregimes hielt. Deshalb konnten wir unseren Lebensmittelvorrat, den wir für die geplante lange Zeit im Versteck angelegt hatten, nicht mitnehmen. Wir liessen ihn vorläufig in der Nowolipiestrasse zurück. Marek sollte später noch einmal dorthin gehen und die Sachen in die Milastrasse holen. Der Zufall wollte es, dass Marek genau beim Ausbruch des Aufstandes und dem Beginn der blutigen, planmässigen Liquidierung der letzten Juden in der Nowolipiestrasse festsass – der Weg zu uns war abgeschnitten. So wurde unsere Familie in der ersten Osternacht, gerade in diesem kritischen Augenblick des Umbruchs wieder getrennt.

Diesen letzten Seder Pessach⁹ in Warschau verbrachten wir im Bunker. Am späten Abend klopfen fremde Männer an unsere Tür und teilten uns kurz mit, dass das Ghetto von allen Seiten durch Nazikommandos umstellt war; wir bekamen den Befehl, uns sofort in die Bunker zu begeben. Nach der Führung durch ein Labyrinth verschiedener Geheimgänge gelangten wir schliesslich in den Bunker. (Nur mit Mühe konnte man sich dort zurechtfinden; alleine hätten wir den Weg bei einem zweiten Mal nicht wiedergefunden.) Ich dachte, dass die Aktion nach ein paar Stunden zu Ende sein würde und wir in unsere Wohnung zurückkehren könnten.

Etwa zweihundert Menschen lagen hier dichtgedrängt auf den engen Pritschen. Mit Mühe fanden wir ein wenig Platz für uns: meine Mutter und ich blieben zusammen an einer Stelle. Chilek und Heia waren für sich irgendwo, und Halina hatte einen Platz alleine in unserer Nähe. Es war eng und stickig. Wie in jedem Keller herrschten Moder- und

Feuchtigkeitsgeruch, Schwüle und Finsternis. Von Anfang an waren mehr Personen im Bunker als vorgesehen. Im Laufe der nächsten Tage kamen ständig neue Menschen, die voll Schrecken aus anderen Unterschlüpfen und brennenden Häusern geflüchtet waren. Es wurde immer enger und stickiger. Auf dem Weg zum Wasserkran oder zur Toilette trat man auf andere oder fiel über Nachbarn. Streit, Gezänk um Nichtigkeiten, Auseinandersetzungen, Schimpfworte und Beleidigungen nahmen kein Ende. Ermattet durch den Mangel an frischer Luft und das Fehlen auch der primitivsten Bequemlichkeit, gequält von dauernder Angst und Ungewissheit verloren die Menschen ihre Selbstbeherrschung. Der Bunker wurde zur wahren Hölle! Woche um Woche verging, und wir lagen noch immer in diesem unterirdischen Loch, ohne Tag und Nacht unterscheiden zu können. Hunger quälte uns – die Lebensmittel waren ja auf der Nowolipiestrasse geblieben. Wir hatten nur einige Zuckerwürfel und ein paar Kilogramm Marmelade in Dosen mitnehmen können. Von Zeit zu Zeit gab meine Mutter jedem von uns ein Stückchen Zucker, ein paar Löffel Marmelade und ein bisschen Wasser. Auf diese Weise hielten wir uns drei Wochen lang am Leben. Obwohl die Schränke des Bunkers voll waren mit Zwieback, verschiedenem Gebäck und Konserven, bot uns niemand seine Hilfe an. Keiner wusste, wie lange die Vorräte reichen mussten, deshalb versorgten die Besitzer sogar sich selbst und ihre Angehörigen nur spärlich damit. Und wir waren hier völlig Fremde. Aber es waren auch solche im Bunker, die Vorräte im Überfluss hatten und dazu noch nachts das Versteck verliessen, um andere Schutzräume zu plündern, aus denen die Menschen schon verschleppt worden waren.

Immer meinten sie, zu wenig zu haben, in ihrer Gier liessen sie sogar das Risiko ausser acht, das mit dem nächtlichen Verlassen des Bunkers verbunden war. Oft nahmen diese Ausflüge ein tragisches Ende für die Plünderer und brachten Unheil über einen ganzen Schutzraum, weil die Nazis, Denunzianten und Spitzel ihre Spuren bis zum Bunker verfolgten.

Oft wurde ich vor Hunger ohnmächtig. Meine Mutter gab mir dann eine Extraportion Zucker oder Marmelade, aber das half nicht viel. Die Pritsche verliess ich nur, wenn ich zur Toilette gehen musste. Mit Mühe schleppte ich mich dorthin, mir war schwindlig, und ich konnte mich kaum auf den Beinen halten. Vor Erschöpfung, Hitze und schlechter Luft schlief ich fast die ganze Zeit. Manchmal unterhielt ich mich mit meiner Mutter über unsere Lage und die Chancen einer Rettung, darüber, was wohl mit Marek und mit unseren Bekannten in anderen Bunkern und Strassen geschehen sei und über das Verhalten unserer Bunkergefährten. Hoffnung und Zuversicht verliessen meine Mutter auch jetzt nicht. Sie versuchte, uns und alle ringsum zu überzeugen, dass es keinen Grund gebe, den Glauben an das Leben zu verlieren. Immer wieder weckte sie mich aus meinem Schlaf und meinem halb ohnmächtigen Zustand. Mit wachsendem Neid betrachtete ich die Leute auf den Nachbarpritschen, die immer genug zu essen hatten. Essen! Voll Ärger und Bitterkeit dachte ich daran, wie meine Mutter in der Nowolipiestrasse die Vorräte bewacht hatte, weil sie fürchtete, es könne im entscheidenden Moment daran fehlen. Und jetzt waren all diese Köstlichkeiten verloren! Ich sprach nie davon, weil ich meine Mutter nicht traurig machen wollte. Ich wusste, dass sie sich mit alledem quälte, und wie sehr die Sorgen um Marek sie

peinigten. Mit dem Rest unserer Familie, mit Chilek, Heia und Halina sprachen wir selten und wenig; wir lagen ziemlich weit von ihnen entfernt, und die allgemeine Enge sowie unsere Geschwächtheit machten häufiges Hin- und Hergehen im Bunker unmöglich. Wir wussten, dass sie sich genauso quälten und ebenso litten wie wir.

Oben, über unseren Köpfen tobten die Kämpfe. Mit neuesten Maschinengewehren bewaffnet stürzten sich die Angriffskommandos auf ein Häuflein erschöpfter, abgerissener, kaum bewaffneter jüdischer Rebellen, die einen würdigen Tod im Kampf den Gaskammern vorzogen. Panzer, Geschütze, Bomben, Granaten, Abhörgeräte und Bluthunde wurden aufgeboten. Systematisch brannten die SS-Leute Haus um Haus, Strasse um Strasse ab. Alle Gefangenen und die in Verstecken aufgespürten Juden – Frauen, Alte, Kinder, ganz gleich, ob Aufständische oder nicht – brachten sie um. Sie fürchteten sich, die Bunker zu betreten, deshalb warfen sie Rauchbomben hinein oder setzten sie unter Wasser. Selbst die Ruinen abgebrannter Häuser sprengten die Verbrecher in die Luft, damit sich nur ja niemand zwischen den Trümmern verbergen konnte. Tausende kamen auf diese Weise im Ghetto um, sie verbrannten bei lebendigem Leib, erstickten oder ertranken in den überfluteten Schutzräumen; die Flüchtenden starben unter den Kugeln der Nazis. Nur wenigen gelang es, sich durch den Feuerwall zu kämpfen und in andere, noch erhaltene Schutzräume zu gelangen – natürlich nur, wenn deren Bewohner sie aufnahmen.

Am Ende der dritten Woche war unser Bunker bis an die Grenzen des Möglichen vollgestopft. In völliger Finsternis lagen wir auf den Pritschen, die äusseren Stromkabel und

die Versorgungsbatterie waren schon längst durchgebrannt. Die Kerzen verlöschten, weil so wenig Sauerstoff in der Luft war. Wir atmeten schwer und laut, schwitzten und schnauften wie alte, kaputte Lokomotiven. Alle Augenblicke wurde einer bewusstlos. Die Kräftigsten von uns, die sich noch bewegen konnten, befeuchteten Handtücher und Laken und schwenkten sie durch die Luft oder hängten sie zur Abkühlung um die Pritschen. Von Stunde zu Stunde wurde die Situation schlimmer, umso mehr, als durch die Ritzen des Schutzraums beissender Rauch und die Hitze der brennenden Häuser über uns eindringen. Und immer wieder kamen Flüchtlinge aus anderen Bunkern.

Selbst die Streitereien verstummten jetzt. Keiner hatte dazu mehr Kraft. Die Menschen fielen um wie die Fliegen. Und dennoch entstanden in all dieser Qual Solidarität, gegenseitiges Verständnis und Mitgefühl. Man brauchte nicht mehr um Stille zu flehen, weil man Angst hatte, draussen von SS-Leuten gehört zu werden, und man brauchte nicht mehr bei seinem Nachbarn um Hilfe zu betteln. Man rettete sich gegenseitig, selbst der letzte Tropfen Arznei wurde geteilt, ohne Rücksicht darauf, ob man verwandt oder bekannt, arm oder reich war. Alle Unterschiede zwischen uns verschwanden. Das gemeinsame tragische Schicksal liess schliesslich alle zu einer grossen Familie werden. Obwohl wir im Bunker wie in einem Zuchthaus lebten, dachte niemand daran, freiwillig aufzugeben und sich der Gnade der Mörder auszuliefern.

Schliesslich hatten sie auch uns entdeckt. Sie begannen, zu uns vorzudringen, indem sie die Schutzwälle am Eingang des Bunkers abrisen.

Es waren viele solcher Schutzwälle, und es dauerte lange, bis sie alle entfernt hatten. Ein Plünderer hatte uns ver-

raten, als er festgenommen worden war. Er hatte den SS-Leuten genau erklärt, wo sich der Bunker befand.

Schweigend und im Wissen darum, dass wir verloren hatten, hörten wir einen Schutzwall nach dem anderen fallen, doch niemand war bereit, die Feinde hereinzulassen. Schliesslich waren sie durch und begannen nun, den Kellerengang aufzubrechen. Sie brüllten, stiessen Drohungen aus, versprachen uns eine Belohnung, wenn wir sie freiwillig hineinliessen. Zuerst, als die Geräusche ihrer Zerstörung noch schwach und undeutlich waren, hatten wir sie für eine Ausgeburt unserer Überreiztheit und Angst gehalten. Als aber dann das wütende Gebrüll der Deutschen an unsere Ohren drang, begriffen wir, dass dies das Ende war, vor dem es kein Entrinnen gab. Durch den Hunger und den Gestank, der durch eine undichte Belüftungsklappe eindrang, waren meine Sinne so betäubt, dass ich die Katastrophe zuerst gar nicht begriff. Schweissgebadet und fast ganz entkleidet lag ich in einem merkwürdigen Halbschlaf, aus dem mich meine Mutter mit Gewalt zu wecken versuchte. «Schlaf nicht!» sagte sie und rüttelte mich immer wieder, «du darfst nicht schlafen! Du musst dich anziehen und fertig machen, um 'rauszugehen! Hörst du denn nicht, wie sie klopfen? Schlaf nicht, sag ich dir, wach doch auf!» Einen Moment lang öffnete ich die Augen, dann schlief ich wieder ein, wie in einer Narkose. Die Worte meiner Mutter erreichten mich gar nicht. Erst ein durchdringender Knall brachte mich zur Besinnung. Die SS-Leute zielten mit Granaten auf die Klappe, die die Belüftungsöffnung in der Decke verschloss. (Diese Klappe war bis zuletzt nicht geöffnet worden, obwohl wir aus Mangel an frischer Luft fast erstickten. Wir hatten nicht nur Angst, dass die Nazis es bemerken

könnten, sondern auch, dass Rauch von den Brandstätten eindringen könnte.) Zum Glück verletzte die Explosion der Granate niemanden. Von oben strömten jetzt endlich frische Luft und Tageslicht herein, das wir seit unserer Flucht in den Bunker am Sederabend vor drei Wochen nicht mehr gesehen hatten.

Sogleich wurde eine lange Leiter durch die Öffnung herabgelassen, und nacheinander stiegen unsere Henker in ihren grünen Uniformen zu uns herunter. Im Keller waren sie bemüht, uns «freundlich» zu behandeln, weil sie wohl meinten, sich so vor Angriffen schützen zu können. «Höflich» forderten sie uns zur Benutzung der Leiter auf; uns werde nichts Schlimmes geschehen, beteuerten sie, höchstens würden wir zur Arbeit an einen anderen Ort geschickt. Wir sollten nur genau ihre Anweisungen befolgen und den Bunker so schnell wie möglich verlassen. Den Schwächsten halfen sie sogar, die Leiter hinaufzusteigen. Ungeachtet all unseres Wissens über die Nazis und all unserer Erfahrungen mit ihnen hatten diese «gütlichen Überredungen» eine beruhigende Wirkung auf die Leute. Einige hegten sogar die völlig irrige Hoffnung, es könne inzwischen tatsächlich ein Wandel in den Plänen der Nazis vor sich gegangen sein, und sie würden wirklich diesem kleinen Häuflein Gefangener das Leben schenken. Doch als wir oben angelangt waren, konnten wir ein weiteres Mal feststellen, wie naiv wir gewesen waren.

Wir wurden zum Muranowskiplatz gebracht. Es wimmelte von Soldaten. Ringsum nur Trümmer und Ruinen. Inmitten der SS-Männer, die uns aus dem Keller geholt hatten, stand unser Verräter und hielt dreist die Arme über der Brust verschränkt. Er hatte uns denunziert, um seine eigene Haut zu retten. Wir erkannten ihn sofort. Auf den Spuren

nächtlicher Plünderer war er zu uns gestossen und hatte um Aufnahme gefleht. Wer konnte zu dem Zeitpunkt ahnen, dass er unser Mitgefühl so vergelten würde? Aber jetzt war es zu spät, über die Niedertracht des Spitzels nachzudenken.

Wir mussten uns einer grossen Gruppe anderer Leute anschliessen, die ebenso wie wir aus ihren Bunkern und Verstecken gezerrt worden waren. Von allen Seiten zeigten Maschinengewehre auf uns. Panzer rollten über die Strassen – es war wie an der Front. Mitten auf der Strasse mussten wir unsere Oberbekleidung ablegen und uns mit erhobenen Armen und dem Gesicht zur Wand aufstellen. Die SS-Männer verlangten unseren Schmuck und unser Geld und drohten damit, uns auf der Stelle zu erschiessen. Unter Gebrüll führten sie dann ihre Untersuchung durch. Alte, Kranke, kleine Kinder und alle, die Widerstand leisteten, wurden sofort erschossen. Wer etwas sagte, weinte oder eine plötzliche Bewegung machte, sank auch im nächsten Moment von einer Kugel getroffen auf das blutbefleckte Pflaster. Das alles spielte sich unter den Fenstern der Wohnung ab, in der wir die ersten beiden Ghettojahre verbracht hatten. Nie hätten wir uns damals vorstellen können, dass in unserer Stadt, unserer Strasse, vor unserem Haus so Schreckliches geschehen könnte. Der dunkle, stinkende Bunker erschien mir jetzt wie eine stille, schützende Zuflucht. Selbst der Himmel, nach dem ich mich im Bunker so gesehnt hatte, war an diesem Tag so düster bedrohlich, als wolle er zu alledem den rechten Hintergrund bilden.

Auf der anderen Seite der Wand, in einem Haus, das schon zur arischen Seite gehörte, spielte, vielleicht zufällig, jemand Klavier.

So sahen unsere letzten Stunden im Warschauer Ghetto aus. Für viele tausend Menschen waren es die letzten Stunden ihres Lebens.

Es wurde Abend, als sie uns auf den «Umschlagenplatz» schleppten. Die abgebrannten Strassen des Ghettos, die Häuser, in denen wir geboren, mit unseren Familien aufgewachsen, erzogen und als Menschen geprägt worden waren, die Häuser, deren Keller und Dachböden so lange Zeit die Zeugen unserer Erniedrigung und Angst, unserer Leiden und Freiheitssehnsucht gewesen waren, alles das, was wir so lange hier in unserer Heimatstadt geliebt hatten, das alles liessen wir jetzt hinter uns zurück. Die meisten von uns sollten es nie wiedersehen.

Der Zug sollte erst am nächsten Morgen abfahren. Für die Nacht pferchten die Nazis uns zu jeweils etwa fünfzig Personen in kleine Räume des ehemaligen Schulgebäudes auf dem Umschlagplatz. Mir war dieser Ort schon von dem früheren Kesseltreiben im Ghetto bekannt.

In unbeschreiblicher Enge hockten wir zusammengekrümmt auf dem Boden – buchstäblich einer auf dem anderen. Immer wieder drangen Nazis herein, überschütteten uns mit Flüchen, prügelten, traten mit ihren schweren Stiefeln vor die Köpfe der am Boden Kauernden und verlangten Gold, Schmuck und Geld. Und wenn die Menge ihnen darauf nur mit dumpfem Schweigen antwortete (die meisten besaßen nichts mehr ausser ihren zerrissenen Kleidungsstücken), dann rissen sie ganz willkürlich einzelne Personen aus der Menge, quälten sie bis zur Bewusstlosigkeit oder erschossen sie vor den Augen der anderen.

In diesen Augenblicken beneidete ich die Ratten und Mäuse – sie waren nicht so hilflos wie wir in dieser Nacht, in der wir auf dem grauenvollen Umschlagplatz den Zug erwarteten, der uns der Marter und Vernichtung entgegenbringen sollte. Wir durften nicht einmal den Raum verlas-

sen, um zur Toilette zu gehen. Ich begann schon, diejenigen zu beneiden, die früher umgekommen waren, denn – sie hatten das Schlimmste hinter sich und waren frei.

Ich erinnere mich daran, wie plötzlich ein SS-Mann mit leeren Flaschen in der Hand hereindrang. Er stampfte mit seinen eisenbeschlagenen Schafftiefeln heftig auf den Boden. Wie seine Kollegen war er bewaffnet und verlangte Geld und Schmuck von uns. Niemand reagierte. Die Menschen drängten sich nur noch dichter aneinander und drückten sich eng an die Wand und den Fussboden. Der SS-Mann verkündete, dass er jetzt mit den Flaschen auf uns zielen werde. Wer getroffen werde, müsse aufstehen und sein Geld abliefern. Und wer dann nicht gehorche, werde es bitter bereuen.

Er hob die Hand und zielte. Meine Mutter schlug ihre Hände vors Gesicht und beugte sich schützend über mich. Ich schloss die Augen und ballte die Fäuste, ich hatte Angst, mich umzudrehen oder auch nur den Kopf zu heben, um bloss nicht den Blick des SS-Manns auf mich zu ziehen. In schrecklicher Anspannung wartete ich, was geschehen würde. Wen würde die Flasche treffen? Totenstille herrschte im Raum. Es war, als atme niemand in dieser ganzen Menge. Dann – das Klirren von Glas, unsichere Schritte, Peitschenschläge, rhythmisch wie das Ticken einer Uhr.

Ich öffnete die Augen nicht, ich wollte gar nicht wissen, wer jetzt das Opfer war. Ich wollte nichts hören und presste mir die Ohren mit den Fingern zu. Meine Mutter beugte sich über mich, und ich drängte mich ganz eng an sie. Dabei spürte ich, wie ihr Körper von krampfhaftem Schluchzen geschüttelt wurde. Erst verstand ich nicht, warum meine Mutter ihre ganze Beherrztheit, die ich sonst an ihr kannte,

plötzlich verloren hatte Ich nahm die Hände von meinen Ohren. Totenstille. Nur die regelmässigen Peitschenhiebe. Nicht einmal ein Stöhnen, ein Flehen des Gefolterten. Ich öffnete die Augen, um zu sehen, aus welchem Grund meine Mutter von diesem lautlosen, aber so verzweifelten Schluchzen geschüttelt wurde. Da fiel mein Blick auf Chilek.

Die Flasche hatte ihn getroffen. Er hatte kein Geld, gar nichts, was ihn hätte retten können. Der SS-Man quälte ihn mit eiskalter Besessenheit. Er prügelte ihn die ganze Zeit auf den Kopf. Er zertrümmerte Chileks Brille und schlug ihm das Gesicht blutig. Chilek hielt unter den Schlägen so still, als spüre er nichts davon. Er gab nicht den leisesten Schmerzenslaut von sich. Und so hielt er aus bis zum Schluss, bis der SS-Mann endlich ermüdet oder gelangweilt war, denn ich bezweifle, dass ihm Chileks Mut und Tapferkeit irgendwelchen Eindruck gemacht haben. Aber er schenkte meinem Bruder das Leben... mit zerschundenem Gesicht, fast blind ohne seine Brille und unter schrecklichen Schmerzen an seinem Kopf kroch Chilek auf allen Vieren zu uns zurück. Auch als der SS-Mann draussen war, sagte er kein Wort, kauerte sich nur zwischen meine Mutter und Heia auf den Boden und wischte sich mit einem Taschentuch das Blut ab, das aus seinen Wunden strömte.

Vor Tagesanbruch drangen noch einmal zwei SS-Männer ein. Einer von ihnen war Chileks Peiniger. Er musterte die Liegenden, entdeckte Chilek und kommandierte ihn wieder zu sich. Wir erstarrten vor Entsetzen und waren überzeugt, dass er ihn jetzt töten würde. Aber der Verbrecher wollte wohl nur vor dem Kollegen mit seiner «Leistung» prahlen. Vielleicht waren beide erstaunt, dass der Jude während der Folter keinen Laut von sich gegeben hatte.

Chilek war auch schon früher, als die Nazis im Ghetto wüteten und uns peinigten, mehrmals von ihnen geprügelt worden. Das war immer beim Verlassen und Betreten des Ghettos geschehen, wenn die Aussenarbeiter kontrolliert wurden. Chilek hatte immer geschmuggelt und Lebensmittel von den Polen in der Fabrik mitgebracht, dafür hatte er dann oft mit der Peitsche oder dem Gewehrkolben Schläge auf den Kopf eingesteckt. Auch diese Schläge hatte er schweigend hingenommen. Nie hatte er geschrien, gestöhnt oder um Erbarmen gefleht. Chileks Kollegen hatten damals oft mit einem bitteren Lachen behauptet, er habe einen Kopf aus Eisen. In der Tat war Chilek aussergewöhnlich widerstandsfähig gegen körperliche Leiden. Am schlimmsten war für ihn jetzt der Verlust seiner Brille, ohne diese konnte er fast nichts sehen.

Am frühen Morgen trafen die Viehwaggons ein, in denen die Juden meistens vom Umschlagplatz abtransportiert wurden. Wie eine Horde wilder, wutentbrannter Bestien stürmten die Nazis jetzt in das Schulhaus, prügelten mit Peitschen und Gewehrkolben, schossen in die vor Entsetzen starre Menge. Das war die übliche Methode, mit der die Menschen in die Waggons gehetzt wurden. In der allgemeinen Panik und Verwirrung schrien und weinten einige oder flehten Gott um Hilfe an, manche beteten inbrünstig, andere riefen nach ihren Kindern, die sie im Gewühl verloren hatten. In den Räumen, auf den Gängen und Treppen herrschte ein unbeschreibliches Gedränge und Geschiebe, jeder wollte so schnell wie möglich heraus aus dem Gebäude, fort von den Kugeln und Peitschen der SS-Leute. Der Weg zu den Waggons war übersät mit Leichen. Ständig trat man auf die Körper Toter und Sterbender.

Wir versuchten, einander nicht zu verlieren, bis wir endlich zu den Waggonen gelangten. Wir hielten uns fest an den Händen und versuchten gleichzeitig, den SS-Leuten aus dem Weg zu gehen, denn jede beliebige, unabsichtliche und unvorsichtige Bewegung konnte sie zu einem Schuss provozieren. Wir betrachteten es als ein grosses Glück, dass wir alle zusammen in denselben Waggon gekommen waren!

Der Waggon war bis zum Äussersten vollgestopft. Man konnte nur stehen. Die SS-Männer hatten Mühe, die Türen zu schliessen. Ich rechnete damit, dass sie einen Teil der Leute in andere Waggonen stecken würden, aber dann stellte ich fest, dass es eine viel bessere Methode gab: Die SS-Männer prügelten mit den Gewehrkolben auf diejenigen ein, die dem Ausgang am nächsten waren und schossen einfach in die Menge – mit dem Erfolg, dass alle weiter in den Wagen zurückdrängten und an der Tür mehr Platz entstand. Dann stopften sie noch ein paar Menschen hinein, bis wirklich kein Fingerbreit mehr Platz war, knallten die Türen zu und verplombten den Waggon. Die Menschen heulten und schrien aus Leibeskräften, traten aufeinander und stiessen Flüche aus.

So hatte uns schliesslich das Schicksal ereilt, vor dem wir so viele Monate lang geflohen waren, und das unsere Verwandten und Freunde und Hunderttausende unbekannter Juden schon durchlitten hatten. Nun waren wir an der Reihe... Unter unablässigen Schreien, Rufen und Schüssen setzte sich der Zug in Bewegung, und wir verliessen Warschau. Wir verliessen Warschau! Die Höllenfahrt ins Todeslager begann. Die Menschen stritten und prügelten sich um jeden Zentimeter. Die Räder hämmerten auf die Schienen, der Zug rüttelte und schüttelte uns, als spottete er über unsere Qual. Die Grössten und vor allem die Kräftigsten

blockierten den Zugang zu den kleinen Fensterchen, wir hatten weder Licht noch Luft. Die stickige Hitze machte durstig. Die wenigen Wasserflaschen, die uns von mutigen Polen draussen zugeworfen wurden, riss man sich gegenseitig mit Gewalt aus den Händen. Es war Wasser, das die Polen in aller Eile aus Gräben und Flüsschen geschöpft hatten, die sich gerade in der Nähe des Zugs befanden. Meistens bekamen nur die davon, die am Fenster standen, oder diejenigen, die noch kräftig genug waren, es ihnen zu entreissen. Es war trübes, oft schmutziges und stinkendes Wasser – aber wen kümmerte das schon? Es war ein unermesslicher Schatz!

Der Zug kam sehr langsam voran, manchmal blieb er stehen, manchmal setzte er zurück, das alles nur, um uns so lange und schrecklich wie möglich leiden zu lassen, um so viele Menschen wie möglich schon in den Waggons an Erstickung sterben zu lassen. Die Fahrt dauerte einen ganzen Tag, bis spät in die Nacht. Menschen verloren die Besinnung, traten aufeinander, brüllten, beteten. Wer vor Erschöpfung hinsank, wurde zu Tode gequetscht. Niemand dachte darüber nach, wohin sie uns brachten, und was sie mit uns vorhatten. Was hatte das auch für eine Bedeutung angesichts des Todes, der uns hier jeden Moment drohte. Der Boden des Waggons war schon mit übereinanderliegenden Toten und Sterbenden bedeckt. Zuunterst lagen die Schwächsten, darüber die etwas Stärkeren. Die Zahl der Opfer wuchs unablässig. Die Schüsse, die draussen ertönten, erinnerten uns immer wieder daran, dass wir hier nicht allein waren, dass der Tod durch die Nazis nicht nur hier im Waggon auf uns lauerte, sondern auch draussen, überall. Die Schüsse galten den Todesmutigen, die vor Verzweiflung aus dem fahrenden Zug sprangen.

Meine Mutter wollte auch die Flucht durchs Fenster versuchen, aber Chilek und Heia waren dagegen. Sie glaubten nicht an den Erfolg eines so gefährlichen Unternehmens und wollten lieber bis zur letzten Minute zusammenbleiben.

Lange kämpfte ich gegen meine Schwäche und die Last der Menschen, die gegen mich drückten, an, um mich nicht zu Boden pressen zu lassen. Kaum noch bei Besinnung klammerte ich mich an den Korb, den meine Mutter festhielt, und an die Flasche Rapsöl darin. Warum hatte sie nur dieses Öl anstelle von Wasser mitgenommen? Dauernd hatte ich diese Flasche vor mir, die bis zum Rand mit einer ungenießbaren Flüssigkeit gefüllt war. Ich starrte verzweifelt darauf. Trinken! Trinken! Trinken! Anfangs hatte ich die abwegige Hoffnung, meine Mutter oder Chilek und Heia könnten bis zum Fenster vordringen und etwas Wasser ergattern. Aber plötzlich wurde mir klar, dass meine Mutter viel zu schwach dafür war, Chilek war nach den Prügeln des SS-Manns auch nicht dazu imstande, und Heia allein kam nicht in Frage.

Ein Zuckerwürfelchen, das mir meine Mutter in den Mund schob, kam mir heiss und trocken vor. Es knirschte wie Sand zwischen den Zähnen, und ich hatte auch wirklich das Gefühl, staubigen, erhitzten Sand zu essen.

Ich lauschte auf das Hämmern der Zugräder, um mich wenigstens ein bisschen von der Wirklichkeit abzulenken. Ich fragte meine Mutter, ob sie uns auch zu dem Ort brachten, von dem Chileks Freund David Kaplan erzählt hatte. Meine Mutter versicherte mir, dass wir in ein Arbeitslager kämen, und dass uns keine Gefahr drohe. Genau das hatte ich hören wollen, aber dennoch sah ich dauernd David Ka-

plan vor mir, und seine Berichte von der Ermordung der Juden in Treblinka gingen mir nicht aus dem Kopf. Ich wollte nicht an den Tod glauben, hundertmal eher wollte ich jeder Lüge glauben, wenn sie nur auf ein Überleben hoffen liess.

Aber dann verwirrte sich alles in meinem Kopf: das Geräusch des fahrenden Zugs, die Schreie im Waggon, die Worte meiner Mutter, die schrecklichen Gedanken an Treblinka und die Angst. Ich sprang in einen schwindelnden Abgrund und ich fiel... Ich fiel auf einen Haufen lebender, sterbender und toter Körper, die von den heftigen Bewegungen des Zuges erschüttert wurden. Ich spürte keinen Schmerz mehr in meinen geschundenen Beinen, keine Hitze, keinen Durst, keine Angst. Auch meine Kleidung hing nicht mehr schwer an mir. Die schwache Stimme meiner Mutter, die irgendwo in der Nähe lag, drang kaum an mein Ohr. Sie versuchte sicher, mich wieder zur Besinnung zu bringen, aber ich begriff den Sinn der Worte schon nicht mehr. Im Waggon war es völlig finster, vielleicht hatte ich auch meine Augen geschlossen. Rings um mich sanken immer mehr Menschen ohnmächtig hin. Sie fielen auf meine Beine, meinen Bauch, aber ich konnte mich nicht rühren, um mich von ihrem Gewicht zu befreien. Nur mein Kopf schaute wie durch ein Wunder noch hervor. Ich weiss selbst nicht, wie lange ich so lag. Plötzlich fühlte ich, wie etwas auf mein Gesicht, meinen Mund, meine Nase drückte, ich war dabei zu ersticken! Da erwachte in mir der Drang zu leben, der noch nicht ganz erloschen war, der Drang, mich aus diesem Wust der leblosen Körper, die mich bedrängten, zu befreien.

Ich begann, gegen diese unglaubliche Last zu kämpfen. Mit einer rasenden, geradezu tierischen Kraft schob und

zerrte ich solange, bis ich mich endlich aus diesem grässlichen Berg von Leibern herausgearbeitet hatte. Meine Schnürschuhe und Kleidungsstücke blieben zwar darunter zurück, aber ich stand wieder auf meinen Füßen, barfuss und fast nackt, aber aufrecht und wieder in der Lage, frei zu atmen. Ich zog mir auch die letzten Kleidungsstücke vom Leib und kletterte über den Berg von Lumpen und toten Körpern zum Fenster – zum offenen Fenster! Draussen war es schon Nacht. Ich stand ganz allein am Fenster. Niemand drängte mich fort, fast alle lagen kraftlos oder ohnmächtig am Boden. Ich beugte mich aus dem Fenster und begann, gierig die frische kühle Luft einzuatmen, die wieder Klarheit in meinen Kopf brachte. Genau vor meinem Gesicht, fast an meinem Kinn, ragte ein Gewehrlauf auf. Ein SS-Mann sass auf den Stufen des Waggons und schlief, wahrscheinlich vor Langeweile. Er merkte nicht, dass ich Luft stahl, die nicht für mich bestimmt war!

Spät in der Nacht erreichten wir Lublin. Der Zug hielt. SS-Männer rissen die Waggontüren auf und begannen, brutal alle herauszuzerren, die noch lebten und sich bewegen konnten. Wieder hob das Klagen, Rufen und Schreien an. Die Menschen suchten einander und warfen sich hastig die Kleider über, die sie sich in der Hitze des Waggons vom Körper gerissen hatten. Es stellte sich heraus, dass alle meine Angehörigen noch lebten. Aus dem Haufen Lumpen, über den ich gestiegen war, zog ich im Dunkeln das erstbeste Kleidungsstück, das mir in die Finger kam. Es war ein grosser Herrenmantel. Ich warf ihn über meinen nackten Körper und sprang auf die Erde. Ich weiss selbst nicht mehr, wie mir das gelang, denn die Waggontüren waren

hoch über der Erde. Ich hätte mir Arme und Beine brechen können. SS-Männer umringten uns und trieben uns mit Peitschenhieben und Gebrüll zur Eile an.

Es fiel ein leichter Nieselregen. Als wir aus dem Zug gestiegen waren, versanken wir im Schlamm. Nach der Schwüle in den Waggons drang uns die scharfe Nachtkälte bis in die Knochen. Barfuss und mit schmerzenden Beinen schleppte ich mich in der Menge zum Umschlagplatz von Lublin. Wäre nicht das schützende Dunkel gewesen, die SS-Männer hätten mich wie alle anderen Kranken und Schwachen erschossen.

Wieder wurden wir in einem Raum auf dem schmutzigen, besudelten Fussboden zusammengepfercht. Wir waren halbtot vor Durst. Erst am Morgen gelang es Chilek, zum Wasserkran vorzudringen, etwas zu trinken und uns in einer zerbrochenen Flasche etwas zu bringen; wir teilten das Wasser untereinander wie eine kostbare Medizin. Als mein Durst gelöscht war, entdeckte ich in der Tasche meines Herrenmantels eine goldene Uhr. Meine Mutter tauschte sie bei einem polnischen Polizisten gegen Brot. Zum ersten Mal seit unserer Flucht in den Bunker auf der Milastrasse konnten wir unseren Hunger jetzt richtig stillen.

Das Wasser, das Brot und die Tatsache, dass wir nicht in Treblinka waren (wir dachten, nur dort würden Menschen ermordet!), gaben uns Zuversicht. Wir deuteten es als ein gutes Vorzeichen. In dem Gebäude stank es nach Moder, Schimmel und Ausscheidungen. Auf den Gängen und dem Hof lagen Leichen mit durchschossenen Schädeln, Kleidungsreste, Schuhe. Es herrschte Resignation und tiefe Niedergeschlagenheit. Man liess alles auf der Stelle unter sich gehen, niemand kümmerte sich darum, niemand zeigte irgendeine Regung. Die Menschen starrten mit blicklosen

Augen vor sich hin, sie hatten aufgehört, noch irgendetwas zu begreifen. Die Stunden dehnten sich zu einer Ewigkeit.

Zufällig trafen wir dort auf dem Umschlagplatz unsere früheren Nachbarn aus der Nowolipiestrasse. Sie waren nach dieser Fahrt so verändert, dass wir sie kaum erkannten. Keiner von uns konnte sich zu einem Gespräch zwingen. Wir waren einfach nicht mehr wir selbst, und alles, was gewesen war, bevor sie uns in die Waggons getrieben hatten, gehörte einer fremden Welt an. Uns alle quälten dieselben Fragen: Was wird morgen mit uns geschehen? Werden sie uns wirklich umbringen? Ist das jetzt wirklich das Ende? Unwiderruflich? Aber niemand sprach diese Fragen laut aus.

Die Nachbarn aus der Nowolipiestrasse hatten einen Sohn in meinem Alter, Sewek. Während der mehrmonatigen Ruhepause im Ghetto, die der Selektion auf der Milastrasse folgte, waren Sewek und ich unzertrennliche Freunde, selbst in den Verstecken waren unsere Familien immer zusammen. Sewek und ich hatten einander immer viel zu erzählen gehabt, er war ein sehr intelligenter und belesener Junge. Er schrieb Gedichte über das Leben im Ghetto, über die Verfolgungen und die ersehnte Freiheit. Die Erwachsenen hielten seine Gedichte für ganz gut, mir kamen sie jedoch ausserordentlich schön vor. Aber hier auf dem Umschlagplatz von Lublin verloren sogar Seweks Gedichte ihre Bedeutung. Ich wechselte mit Sewek nur ein paar Worte darüber, was die Nazis wohl mit uns, mit den Kindern machen würden, wenn die Erwachsenen in Arbeitslager kämen. Wie unwirklich und dumm klangen jetzt unsere früheren Gedanken und Mutmassungen über unser zukünftiges Schicksal! In seinem unermüdlichen Optimismus behauptete Sewek jetzt, dass die Kinder in den Lagern als Laufboten arbeiten mussten, dass die Nazis nur die

Kleinkinder wegbrachten – und wir waren ja schon fast erwachsen. Aber er sagte das mit einem so schwachen, leisen Stimmchen, als sei er kurz davor, ohnmächtig zu werden. Die Fahrt von Warschau hierher, die Entbehrung von Essen und Schlaf hatten ihn schrecklich erschöpft. Dadurch wirkte er jetzt noch jünger und kleiner.

Auf dem Umschlagplatz ging unterdessen immer wieder das furchterregende Gerücht von einer Selektion um, die am folgenden Tag durchgeführt werden sollte. Die Nazis würden Männer und Frauen in getrennte Arbeitslager verschicken und die Kranken, Alten und Kinder vernichten.

Wie damals bei der Selektion auf der Milastrasse beteuerte ich meiner Mutter, dass ich nicht wollte, dass sie mit mir kam, wenn ich allein nicht für den Arbeitsdienst ausgewählt würde. Aber meine Mutter lächelte wie immer, sah mich liebevoll an und sagte, dass sie in eine solche Trennung nie einwilligen würde. In ihrem Gesicht war so viel Ruhe und Entschlossenheit, dass ich mich meiner eigenen Bitte schämte. Ich wusste doch selbst, dass ich sie in einer drohenden Gefahr auch nie verlassen würde. Ich konnte mir keine Situation vorstellen, die uns trennen könnte. Chilek war auch zuversichtlich, er sagte mir, ich sehe viel reifer und hübscher aus als je zuvor. Gewiss würde ich jede Selektion heil überstehen. Ein wenig Wahrheit lag tatsächlich in diesem Kompliment meines Bruders: All die erlittene Qual und all die schlaflosen Nächte liessen mich viel älter erscheinen. Die dicken Zöpfe, die mir meine Mutter auf dem Kopf zu einem Kranz gesteckt hatte, und meine Beileibtheit – das alles liess darauf hoffen, dass ich mit den Erwachsenen und Arbeitsfähigen zusammen nach Majdanek gebracht würde...

Auf Befehl der Nazis rafften wir uns in der Frühe vom Boden auf und marschierten in einer grossen Kolonne unter bewaffneter Bewachung nach Majdanek.

Wir versanken im Matsch, stolperten und fielen immer wieder hin. Wir gingen an grossen Gruppen von Männern vorbei, die in merkwürdige gestreifte Anzüge gekleidet waren und komische, gestreifte Kappen auf ihren kahlrasierten Köpfen trugen. Sie schleppten Steine oder schoben Karren mit Erde, der schlammige Boden erschwerte ihnen die Arbeit sehr. Meine Mutter und ich überlegten, ob wir einer solchen Arbeit gewachsen sein würden. Ich sah auch Frauen, die in ebensolcher Kleidung arbeiteten. Während wir vorbeigingen, sprach keiner der Leute ein Wort mit uns, obwohl wir immer wieder versuchten, sie anzusprechen und von ihnen zu erfahren, was uns erwartete. Sie waren unter ständiger Bewachung von SS-Männern, die sie erbarmungslos für jede Kleinigkeit prügelten. Dabei wurden sie von Häftlingen unterstützt, die mit Stöcken bewaffnet waren und um den Arm eine Binde mit der Aufschrift «Kapó» trugen.

Bevor wir den Lubliner Umschlagplatz verliessen, hatte meine Mutter einer Erschossenen die Schuhe von den Füsen gezogen und mir gegeben. Es waren hochhackige Schuhe, in denen ich mit meinen wunden und schmerzenden Füsen zuerst keinen Schritt gehen konnte. Ich konzentrierte alle Kräfte und Gedanken darauf, diesen Schmerz zu unterdrücken. Ich stützte mich schwer auf Chileks Arm. Ohne seine Hilfe hätte ich das Gleichgewicht verloren. Schliesslich nahm Chilek einen der Schuhe und brach den Absatz ab. In der Sohle blieben viele Nägel stecken. Mit dem anderen Schuh hatte er das gleiche vor, aber er schaffte es nicht mehr: Wir waren dort angekommen, wo die Nazis brüllend und prügelnd die Männer von den Frauen trennten.

Wir wichen immer weiter zurück, um den Moment der Trennung von Chilek so lange wie möglich hinauszuzögern. Andere Familien versuchten dasselbe. Söhne, Väter, Brüder und Ehemänner verabschiedeten sich in aller Hast von den Frauen. Man umarmte und küsste sich. Die SS-Männer drängten sie brutal weiter, schossen auf die Zurückweichenden und prügeln blindlings drauflos. Wir müssen härter als Stein gewesen sein, dass uns das Herz dabei nicht vor Schmerzen brach! Chilek küsste meine Mutter, Halina und mich. Immer wieder drückte er Heia an sich, die verzweifelt weinte. So eine plötzliche Trennung hatten wir nicht erwartet. Beim Abschied schärfte Chilek mir ein, dass ich mich nicht auf meine Mutter stützen dürfe, sie war zu schwach für ein solches Gewicht, das könnte sie endgültig zugrunde richten. Noch ein paar heftige, fiebrhafte Umarmungen – und schon hatte die Peitsche des SS-Manns uns erreicht... sie entrissen uns Chilek! Für immer.

Es blies ein schneidend kalter, böiger Wind. Zitternd vor Kälte standen wir in einer Menge anderer Frauen und Kinder mitten auf einem grossen Platz. Aber das wog nichts gegen den Abschied. Die Männer waren irgendwohin getrieben worden, keiner wusste, wohin – und wir hatten keine Ahnung, wohin sie uns bringen würden, und was mit uns geschehen sollte. Es wurde Mittag. Ständig wurden einzelne Gruppen von den SS-Männern ausgesondert und zu Baracken in der Nähe getrieben. Was war in diesen Baracken? Niemand kam von dort zurück, von keinem konnten wir etwas erfahren.

Meine Mutter hüllte mich in ihren Mantel und drückte mich fest an sich. Der Wind blies uns Sandkörnchen in die

Augen, er war so heftig, dass wir uns nach dem langen Stehen auf dem Platz, nach den schlaflosen Nächten und dem Alptraum der Fahrt kaum auf den Beinen halten konnten, «Egal, was jetzt passiert», dachte ich, «wenn nur diese Qual endlich aufhört ... mir ist alles egal, was sie mit uns machen.»

Meine Mutter strich mir über den Kopf, tröstete und beruhigte mich. «Nur noch ein bisschen Geduld», sagte sie. «Bald bringen sie uns in den Waschraum, wir können uns waschen und umziehen, dann gehen wir ins Lager, in diese Baracken da hinter dem Stacheldraht. Da ruhen wir uns ein bisschen aus, und dann bekommen wir sicher irgendeine Feldarbeit zugeteilt...»

«Und du glaubst, dass sie uns nicht umbringen?» fragte ich.

«Ganz bestimmt nicht», sagte sie. «Wir haben doch unterwegs die Häftlinge gesehen, die Frauen in den gestreiften Kleidern, und von hier aus kann man sie auch sehen, dahinten, hinter dem Drahtzaun!»

«Wird es denn Betten und Decken in den Baracken geben und etwas zu essen?» fragte ich wieder. Unter dem Einfluss der Worte meiner Mutter hatte ich schliesslich begonnen, mir die Waschräume und Baracken auszumalen, wo ich ausruhen, mich sattessen und aufwärmen würde. Ich war ganz ungeduldig, weil sich die Schlange so langsam vorwärts bewegte. Wieviel Zeit würde noch vergehen, bevor wir endlich in den Waschraum kamen, in den die SS-Männer ständig neue Frauen führten? Wie konnte ich ahnen, dass diese Stunden dort auf dem Platz vor dem Waschraum die letzten sein würden, die ich mit meiner Mutter zusammen verbrachte? Dass dies die letzten Stunden ihres Lebens waren? Und ich wünschte noch den Moment herbei, in dem ich endlich die Waschräume, das Lager betreten konnte! Wie konnte ich das wissen!

Schliesslich kamen wir an die Reihe. Mit mir zusammen wurden Heia, Halina und Ewa Wilner – Helas Kusine, die für uns den Platz auf der Milastrasse besorgt hatte – einer Gruppe zugeteilt. Eingedenk der Worte Chileks, dass ich mich nicht auf meine Mutter stützen sollte, fasste ich Helas Kusine bei der Hand, ein hochgewachsenes, kräftiges Mädchen, das mir selber ihre Unterstützung anbot. (Sie überlebte Majdanek nicht und starb als eine der ersten unserer Lagergruppe.) Heia ging mit meiner Mutter hinter uns; ich drehte mich nicht einmal nach ihnen um, weil ich so damit beschäftigt war, vorsichtig einen Fuss vor den anderen zu setzen, denn jeder Schritt bereitete mir unsägliche Schmerzen. Ich weiss bis heute nicht, wie und wann ich in die grosse Baracke gelangte, in der sich vom Fussboden bis zur Decke Kleidungsstücke und Schuhe stapelten. Die Deutschen befahlen uns, uns nackt auszuziehen und alle Sachen ausser den Schuhen auf einen Haufen zu werfen. Heia tauschte bei der Gelegenheit ihre leichten Schuhe gegen ein Paar hoher Schaftstiefel, die sie heimlich aus dem Haufen zog. Sie machte mir ein Zeichen, ich solle das gleiche tun, aber ich hatte Angst und war zu beklommen, ich brauchte nichts mehr und hatte nicht einmal mehr Kraft, an diese unglückseligen Schuhe zu denken.

Von Hunderten nackter Frauen immer weiter gedrängt, gelangte ich schliesslich unter eine Dusche. «Waschräume!» dachte ich glücklich. Und wenn hier schon die Waschräume waren, dann würden wir gleich in der warmen Baracke sein. Meine Mutter hatte Recht gehabt, sie würden uns nicht umbringen, wir sollten leben und arbeiten. Wie gut war das! In meiner Freude und Erleichterung wollte ich meiner Mutter um den Hals fallen, ihr zeigen, wie ich sie liebte und wie sehr ich ihr und allen ihren Worten vertraute.

Ich blickte umher und suchte sie mit den Augen überall unter den vielen Frauen in der Dusche. Aber meine Mutter war nirgendwo. Ich begann, immer fieberhafter nach ihr zu suchen, ich fand Halina, Heia und ihre Kusine, aber meine Mutter war nirgendwo. Wo konnte sie bloss sein? Mein Kopf dröhnte, die Kehle war mir wie zugeschnürt, ich konnte die Frage nach meiner Mutter nicht über die Lippen bringen. «Wo ist Mama?» stiess ich schliesslich heiser hervor und wandte mich an Heia. Sie schaute mich an. Ich sah ihr bedrücktes Gesicht, dann senkte sie den Kopf und sagte ganz leise: «Mama ist nicht mehr da...» Ich hatte ein Gefühl, als seien mir Hände und Füsse abgeschlagen worden. Aber die eigentliche Bedeutung dieser wenigen Worte hatte ich noch gar nicht begriffen. Ich wusste nicht, wann sie sie mitgenommen hatten, wie es passiert war und warum. Alle unsere Bekannten vom Umschlagplatz waren doch hier. Meine Mutter war doch noch jung – mit ihren roten Wangen schien sie mir damals viel hübscher auszusehen als die meisten anderen Frauen. Und gerade sie hatten sie mitgenommen? Warum? Ich konnte mich einfach nicht mit dem Gedanken abfinden, dass es meine Mutter nicht mehr gab, dass sie nicht mehr da war, dass ich sie nie wieder sehen würde! Alle Augenblicke schaute ich zur Tür – sie musste doch jeden Moment hereinkommen, mich in die Arme nehmen und beruhigen. Aber meine Mutter kam nicht. Ich drehte mich wie ein Automat immerzu im Kreis und wiederholte ständig diese Worte: «Mama ist nicht mehr da.» Alles andere war für mich nicht mehr vorhanden. Zu nichts mehr war ich fähig, ich konnte nicht einmal weinen. Als die Kleider ausgeteilt wurden, die wir schnell über die nicht abgetrockneten Körper streifen mussten, nahm sich Heia ent-

schlossen meiner an, weil sie sah, dass ich kaum noch bei Sinnen war. «Von jetzt an bin ich deine Mutter, hörst du?» sagte sie energisch. Ich schwieg. Ich war nicht in der Lage, ihr irgendwie zu danken. Trotzdem spürte ich immer, wenn ich mich später an diesen Augenblick erinnerte, eine tiefe Dankbarkeit. Aber damals im Waschraum war ich noch bei meiner Mutter, ich stand neben ihr unter ihrem Mantel in dem kalten Wind auf dem grossen Platz vor dem Waschraum, ich brauchte nur die Hand auszustrecken, um sie zu berühren. Aber jemand zerrte an mir und das Bild löste sich auf. Ich bekam ein schwarzes, bodenlanges Abendkleid mit Spitzen. Heia zog es mir über und band es mit einem Gürtel hoch, damit es etwas kürzer war. In diesem Ballkleid trat ich mein Häftlingsleben in Majdanek an. Wie zum Hohn bekamen alle solche albernen Kleider wie für eine Maskerade. SS-Männer stellten uns in Fünferreihen draussen auf, wir wurden durchgezählt und ins Lager gebracht. Diejenigen, die die Selektion nicht bestanden hatten – die meisten aus dem Warschauer Transport – wurden zum Krematorium gebracht. Das kam mir aber erst viel später zu Bewusstsein. Unter den zum Tode Verurteilten war auch meine Mutter. Heia und unsere Bekannten aus dem Bunker versicherten mir ständig, meine Mutter sei nur in ein anderes Lager gebracht worden, wo sie leichtere Arbeit verrichten müsse, wie z. B. Kartoffelschälen. Darüber solle ich doch froh sein. Vielleicht glaubten sie damals sogar selbst daran, denn zu diesem Zeitpunkt wusste keiner von uns, dass es in Majdanek auch Gaskammern und Krematorien gab.

In einem gewissen, wenn auch nur ganz geringen Masse gaben mir die Worte meiner Kameradinnen Trost. Ich wehrte mich ja gegen die Gewissheit, dass meine Mutter zusammen mit all den anderen in den Tod geschickt worden war.

Die Sehnsucht nach meiner Mutter wurde dadurch allerdings nicht schwächer. Immer heftiger wünschte ich sie herbei und immer deutlicher kam mir zum Bewusstsein, dass das nicht mehr möglich war.

Das Lager, besonders die mit Maschinengewehrläufen gespickten Wachtürme und stromgeladenen Stacheldrähte, wirkten auf mich grauenerregend. An die Dachböden, Keller und Schlupfwinkel des Ghettos gewöhnt, fürchtete ich mich vor offenem Gelände und davor, dem Feind von Angesicht zu Angesicht gegenüber zu stehen. Der Schock durch den plötzlichen Verlust meiner Mutter, die rasende Angst beim Anblick der Wachtürme, Maschinengewehre und grünen SS-Uniformen und schliesslich die völlige Unmöglichkeit, dem zu entfliehen, vor dem ich in all den Ghettojahren geflüchtet war und zu flüchten gelernt hatte – das alles brachte mich fast um den Verstand. Mein Gesicht war nicht mehr wiederzuerkennen, ich hatte einen wilden Ausdruck und meine Augen traten übergross hervor. Heia wandte sich ein paarmal von mir ab, wenn ich sie ansah und sagte: «Sieh mich nicht so an, ich hab' Angst vor dir! Schau doch nicht so!» Lange Zeit aber änderte sich dieser Blick nicht. Die Wirklichkeit von Majdanek lastete wohl noch schlimmer auf mir als der Haufen von Körpern, unter dem ich im Waggon beinahe erstickt wäre. Das «Arbeits»-Lager zeigte sich völlig anders, als meine Mutter es mir beschrieben hatte. Keine Arbeit, keine ruhigen Baracken und Erholung nach dem Dienst, sondern ewige Angst und Schinderei, eine abgrundtiefe Hölle. Kann man dafür überhaupt einen zutreffenden Namen finden?

Wäre nicht Heia mit ihrer grenzenlosen, hingebungsvollen Fürsorge gewesen, ich wäre nach ein paar Tagen umge-

kommen. Heia hatte sich im Stillen geschworen, mir die Mutter zu ersetzen, und dieses Versprechen hielt sie. Bis zum Ende ihres Lebens war sie eine wahrhaftige Mutter für mich.

Ich war damals dreizehn Jahre alt. Die jahrelangen Verfolgungen im Ghetto, der Verlust des Vaters, des Bruders und jetzt auch – was am schlimmsten war – meiner Mutter hatten an meinen Nerven gezerrt, und gerade jetzt, da ich mehr Widerstandskraft brauchte denn je, brach ich völlig zusammen. Zum Glück aber war ich gesund, körperlich kräftig und ziemlich beleibt, so dass ich nicht mehr als Kind galt und die vielen Selektionen, bei denen die schwachen, mageren und blassen Frauen zur Vergasung abgeführt wurden, heil Überstand.

In Majdanek musste man um alles kämpfen: um den Fussbodenstreifen, auf dem man sich nachts zum Schlafen ausstrecken konnte, um die Decke, um den rostigen Napf, ohne den man nichts von der Brennesselsuppe bekam, mit der wir hier ernährt wurden, und nichts von dem gelblichen Wasser, mit dem wir unseren Durst stillen mussten. Aber ich war keine Kämpfernatur. Der Anblick der Frauen, die miteinander um ein freies Eckchen auf dem Fussboden balgten, oder die sich vor dem Suppenkessel gegenseitig die Köpfe einschlugen und die Näpfe aus den Händen rissen, erfüllte mich mit Furcht und Grauen, es waren feindselige, aggressive Frauen, die um jeden Preis überleben wollten. Hungrig und starr vor Entsetzen betrachtete ich sie von Weitem.

Heia kämpfte dafür mit doppelter Kraft – für sich selbst und für mich. Jedes Bröckchen, das sie ergatterte, teilte sie mit mir. Was die Energie betrifft, so stand Halina ihr in nichts nach. Von Anfang an ging sie im Lager ihren Weg.

Wir blieben zusammen, doch Halina gefiel das nicht, sie musste mit mir teilen und mir helfen, für mich um ein Stück Fussboden und die Decke kämpfen, auf die ich dann nicht einmal selber achtgeben konnte, denn ein ums andere Mal wurde ich wieder durch List oder Gewalt von jemandem verdrängt. Das machte Halina zornig. Sie versuchte, Heia gegen mich aufzubringen, indem sie behauptete, dass ich nur die Schwache spiele und sie ausnützen wolle.

Halina war damals fünfzehn Jahre alt, ein gesundes und gut entwickeltes Mädchen. Schon zu Hause in Warschau hatte sie sich gerne vor Pflichten gedrückt und hatte immer für sich selbst und ihre Vorteile gesorgt. Sie war verwöhnt, vor allem von ihrem Vater, der sie vergöttert hatte. Heia hörte natürlich nicht auf ihre Einflüsterungen, ganz im Gegenteil – mit jedem Tag zeigte sie mir herzliche Zuneigung. Die ganze Liebe, die sie für meinem Bruder hatte, schenkte sie jetzt mir und tat alles, was in ihren Kräften stand, um mir das Leben im Lager zu erleichtern. Lange Zeit konnte ich meine Benommenheit nicht abschütteln. Ohne Helas Bemühungen hätte ich diese Verzweiflung und Resignation nie überwunden. Und in Majdanek gab es keinen Platz für Schwache und Bedrückte.

Erst hier lernte ich den wahren Charakter meiner Schwägerin kennen, und erst hier gewann ich sie richtig lieb. Durch ihre Hilfe und nur ihretwegen lernte ich schliesslich, um mein Leben im Todeslager zu kämpfen. Heia war jetzt zwanzig Jahre alt. Sie war ein hübsches, schlankes, blondes Mädchen, energisch, ernst, schweigsam und in sich gekehrt. Dieser beiden letzteren Eigenschaften wegen hatte ich sie früher nicht gemocht. Sie war mir unzugänglich und fremd vorgekommen. Ihr Ernst und ihre Ruhe hatten mich einge-

schüchtern, und ich fand sie zu selbstsicher. Dabei hatte sie allen Grund, stolz zu sein: Sie war aufrichtig und liebenswürdig, intelligent, besonnen und klug, ausserdem sehr begabt, sie konnte wunderbar nähen, häkeln und singen. In unserer Familie brachten ihr alle grosse Sympathie entgegen, und ihre Meinung galt viel. Jede Anerkennung nahm sie als etwas ganz Natürliches hin. Sie kam aus einem vermögenden Haus und hatte noch zwei ältere Brüder, aber sie war nicht verwöhnt. Noch vor dem Krieg hatte sie eine Schneiderlehre abgeschlossen. Helas Eltern, die Herbers, kannte ich flüchtig; vor der ersten Aussiedlungsaktion hatte ich sie zuweilen im Ghetto gesehen, es waren sehr liebenswürdige und empfindsame Menschen. Zu Beginn der Okkupation, als Heia mit ihren Eltern von Bydgoszcz nach Warschau zog, waren ihre Brüder nach Russland geflüchtet.

Als wir auf dem Gelände von Majdanek ankamen, wurde gerade ein Appell abgehalten, der sehr lange dauerte, wesentlich länger als gewöhnlich. Wahrscheinlich war das eine Strafmassnahme. Die Kapos, SS-Männer und Aufseherinnen zählten uns mehrmals und passten auf, dass keiner seinen Platz wechselte. Zum ersten Mal sah ich Frauen in Uniformen, die genau wie die SS-Männer mit Pistolen und Peitschen bewaffnet waren. Ich hatte bis jetzt gemeint, dass nur Männer in der SS waren, weil man sich kaum vorstellen konnte, dass Frauen imstande waren, zu prügeln, zu foltern und zu töten.

Heia hatte inzwischen heimlich irgendwo eine Schere geliehen, die während des Appells von Hand zu Hand ging. Mit einer raschen, geschickten Bewegung schnitt sie mir beide Zöpfe ab und verscharrte sie sofort in der Erde. Schere, Kamm und Spiegel waren seltene Kostbarkeiten im La-

ger, deshalb hatte Heia schnell die Gelegenheit benutzt, um mir die Schwierigkeiten bei der Pflege meiner Haare zu ersparen. Mit völliger Gleichgültigkeit nahm ich den Verlust meiner Haare hin.

In unserer Baracke befanden sich etwa eintausend Frauen. Alle lagen auf dem Boden. Nachts, wenn man zur Latrine ging, oder sich Wasser holen wollte, trat man aufeinander. Die Lagersuppe und das verunreinigte Trinkwasser verursachten bei den meisten Frauen Durchfall, und diese lästigen nächtlichen Gänge liessen dann keinen schlafen. Oft schafften es die Kranken nicht mehr rechtzeitig. Die Latrinen befanden sich in Majdanek unter freiem Himmel, gleich neben dem Stacheldraht, der Frauen- und Männerlager trennte. Wir mussten da mit nacktem Unterleib stehen, obwohl doch ganz in der Nähe Männer vorbeigingen, die Posten auf den Wachtürmen schossen öfter aus Spass oder Langeweile auf solche «Ziele». Wann immer ich so meine Notdurft verrichten musste, zitterte ich vor Angst, Scham und Kälte und versuchte, die Latrine so selten wie möglich aufzusuchen. Nach kurzer Zeit bekam ich aber auch Durchfall. Auch mir passierten schreckliche Dinge auf dem Weg zur Latrine. Ich hatte keine Kleidung zum Wechseln, nicht immer war es möglich, sich zu waschen, und die Frauen, die ich unabsichtlich beschmutzt hatte, sparten nicht mit Verwünschungen, Flüchen und Schimpfworten mir gegenüber. Hilflos und unglücklich überlegte ich in solchen Momenten, was meine Mutter wohl gesagt hätte. Vielleicht war es besser, dass sie nicht hier war und diese schreckliche Erniedrigung nicht erfahren musste.

Jeden Morgen stürzten die Kapos bei Tagesanbruch in die Baracken und weckten uns, indem sie uns mit Brettern von den Pritschen und mit ihren Peitschen auf Kopf und Rü-

cken schlugen, und trieben uns hinaus zum Frühappell. Alles schmerzte vom Liegen auf dem Fussboden, und wir zitterten vor Kälte, wenn wir so mehrere Stunden auf dem grossen Platz vor den Baracken standen. Die erste Reihe fiel immer besonders auf und war den Knüppeln der SS-Männer und Kapos am meisten ausgesetzt. In den mittleren Reihen war es sicherer – und wärmer. Deshalb versuchte jede, sich ihren Platz in einer inneren Reihe zu sichern, man prügelte sich buchstäblich darum wie um einen Platz im Paradies. Später dann drängten wir uns alle dicht aneinander. Streit und Prügel von vorher waren vergessen, und alle hatten nur den einen Wunsch, sich ein wenig aufzuwärmen. Wenn aber die Kapos oder Aufseherinnen näherkamen, traten wir gleich einen Schritt auseinander, und Regen, Wind und Morgenkälte fielen mit doppelter Schärfe über uns her.

Meistens hatten wir nur Sommerkleider mit kurzen Ärmeln an – das war dort unsere Kleidung. Mittags quälte uns die Hitze – wir hatten keinen Ort, an dem wir uns vor der Sonne schützen konnten. Hände, Füsse und Gesicht waren mit Blasen bedeckt. Es gab kein Heilmittel für diese eiternenden Wunden, was umso schlimmer war, als sie für die SS-Männer bei den Selektionen Grund genug waren, eine Frau in die Gaskammer zu schicken. Die SS-Frauen, die in ihren schweren Uniformen und dicken Regenmänteln mit riesigen Kapuzen und mit hohen Stiefeln an den Füüssen auf dem Platz umherliefen, uns immer wieder durchzählten und dabei tyrannisierten, verbreiteten Angst und Entsetzen. Nach mehreren Stunden, wenn es draussen ganz hell geworden war, verkündete ein durchdringender Pfiff das Ende des Frühappells. Die Kapos machten sich daran, die Frauen zusammenzutreiben und mit Gewalt in einzelne Kommandos

einzuteilen, bevor der Abmarsch zur Arbeit begann. Unter schrillen Pfiffen jagten sie durch das ganze Lager und stürzten sich auf uns, zerrten, prügeln, stiessen uns voran. Die Schwerverkranken, Schwachen und Verwundeten wurden dabei endgültig zugrunde gerichtet. Ich konnte nicht laufen, meine Füsse waren wund, an den Fersen hatte ich eiternde Wunden und dazu diese schrecklichen Schuhe – einer mit hohem Absatz, der andere voller Nägel, wie sollte ich damit eine zwölfstündige Arbeit bewältigen? Beim Schieben der schweren, mit Steinen und Erde beladenen Karren brachen selbst erwachsene, gesunde und kräftige Gefangene zusammen.

Ich presste meine Lippen vor Schmerzen zusammen und floh hinkend vor den Kapos, die über den Platz rannten, ich versteckte mich hinter den Baracken, und wenn sie sich dort auf mich stürzten, zeigte ich meine kranken Füsse und flehte sie an, mir die Arbeit zu erlassen. Manchmal liessen sie mich wirklich in Ruhe, nicht ohne mir vorher eins mit der Peitsche übergezogen zu haben. Pausenlos bekam ich Prügel, ich betete nur immer zu Gott, dass es die Peitsche sein möge und kein Brett... die heftigen, stumpfen Hiebe mit dem Brett schmerzten am meisten.

Gleich am ersten Tag nach unserer Ankunft im Lager kam der Lagerkommandant zu uns in die Baracke, in der wir registriert waren. Er befahl allen, sich auf den Boden zu setzen, dann stellte er sich mit dem Revolver in der Hand in die Mitte des Raumes und begann seine «Begrüssungsansprache». Aus dieser ging hervor, dass von nun an jeder von uns nur noch eine Nummer war, und wir mussten sofort kleine Flicker mit unserer Nummer an unsere Kleidung auf

die Brust nähen. Für jeden kleinsten Verstoss sah die Lagerordnung strenge Strafen vor, die von Erschiessen oder Erhängen bis zu fünfundzwanzig Stockhieben auf das nackte Gesäss reichten. Er sprach so sorglos und gelassen davon, als handele es sich um allergegewöhnlichste, alltägliche Angelegenheiten. Er machte auf mich einen viel furchterregenderen Eindruck als die wutentbrannten SS-Männer. Das Gesicht dieses Hitlerschergen und seine Worte verfolgten mich noch lange nachher. Heute noch überlege ich, ob ich dieses Grauen jemals ganz überwunden habe, das mich damals bei seinem Anblick überfiel.

Die nächste Selektion in Majdanek überfiel mich ebenso plötzlich wie die vorherige vor dem Waschraum, als man mir meine Mutter fortgenommen hatte. Diesmal waren es unerwarteterweise meine Schuhe, die mir die Rettung brachten.

Eines Tages, während wir ausnahmsweise das Mittagessen in der Baracke einnehmen durften, anstatt wie üblich draussen zu essen, erschien plötzlich eine Aufseherin in der Tür. Hinter ihr stürzten Kapos herein, die rechts und links Peitschenhiebe austeilten, den Häftlingen die Näpfe aus den Händen rissen und alle zur Türe trieben, wo die Aufseherin selektierte.

Ich sass neben Heia auf dem Boden (wir beide waren immer zusammen) und ass die Suppe auf, die Heia mir besorgt hatte. Ich trank sie direkt aus dem rostigen Napf, denn wie die meisten Neuankömmlinge hatten wir keine Löffel. Wir begriffen nicht sogleich, was geschah. Die Aufseherin in der Tür hatten wir noch gar nicht bemerkt. Erst als die Frauen begannen, ihre Suppenäpfe fallen zu lassen, in den hinteren Teil der Baracke zu fliehen und aus den Fenstern zu springen, packte uns Entsetzen. An den Fenstern herrschte schon ein grosses Gedränge, ausserdem hätte ich mit mei-

nen kranken Füßen gar nicht springen können. Wir begriffen aber beide, dass wir aus der Baracke hinausmussten, sei es auch nur, um den Prügeln zu entgehen.

Heia presste ihren Blechnapf vor die Brust und begann, sich zur Türe vorzukämpfen. Ich drängte hinter ihr her. In allem folgte ich ihr blindlings. Nach ein paar Minuten schrecklichen Zerrens und Schiebens war Heia draussen. Ich aber, gleichgültig gegen alles, was sich ringsum tat, war mit meinem humpelnden Bein endlich an der Türe angelangt, als ich im letzten Moment ein lautes, schneidendes «Halt!» vernahm. Ich wandte den Kopf und fand mich genau einer SS-Frau gegenüber, die mir mit ihrer Peitsche den Ausgang versperrte. Ich begriff nicht, warum ich jetzt in der Baracke festgehalten wurde, da doch alle anderen vorher zum Ausgang getrieben worden waren. Beherrscht von dem einen Gedanken, nur möglichst schnell wieder zu Heia zu kommen, dachte ich nicht mehr an meine kranken Füße, ohne zu wissen, dass eine Selektion durchgeführt wurde, bei der die Aufseherin gerade auf die Füße besonders achtete. Ich war jetzt eher überrascht als erschreckt, hielt es für irgendein Versehen und sah die SS-Frau ungeduldig, vielleicht sogar zornig an. Das verblüffte sie. Sie musterte mich noch einmal – mein Gesicht war zu dieser Zeit noch voll und rotwangig –, zögerte und liess ihren Blick auf meine Füße wandern: sie hatte bemerkt, dass ich hinkte. Da fielen ihr meine Schuhe auf: der eine mit Absatz, der andere ohne. Sie hob die Peitsche – ich durfte hinaus. Heia hatte die Szene von draussen mitangesehen und war wie von Sinnen vor Aufregung. Draussen neben der Baracke standen nämlich schon Lastwagen voll mit Frauen, die die Aufseherin

für die Gaskammer selektiert hatte. Wie gut, dass mir das erst hinterher klar wurde – wenn die Aufseherin nur einen Funken Angst in den Augen der hinkenden Gefangenen entdeckt hätte, wäre es ihr nie in den Sinn gekommen, auf die Schuhe zu achten.

Die häufigen Selektionen lähmten zwar all unsere Gedanken, doch waren sie nicht das einzige Unglück im Lager. Täglich quälten uns die Appelle, Hunger, Schinderei, Prügel und Ungeziefer. Nachts peinigten uns die Läuse. Der Tod kam in allen möglichen Gestalten und dezimierte die Lagerbelegschaft unaufhörlich, selbst manche der Stärksten, Gesündesten und Kräftigsten von uns raffte er dahin. Wir alle wurden immer ausgezehrt, elender, matter. Während sie uns bewachten, warfen die Aufseherinnen ihren Hunden oft Fleisch vor und gaben uns dann die übrig gebliebenen Knochen zum Abnagen.

Angesichts dieser masslosen Leiden musste ich die Resignation und Verzweiflung, die mich seit dem Tod meiner Mutter gefangen nahmen, abschütteln. Ich lernte, mich in den Warteschlangen durchzusetzen, meine jämmerlichen Essensportionen zu ergattern, mich geschickt beim Arbeitsappell zu drücken, vor den Kapos zu fliehen und mich vor ihnen zu verstecken (eine von ihnen nannte mich immer einen «alten Drückeberger») und Angst und Zittern zu beherrschen, um bei den Selektionen gleichmässig und sicher aufzutreten. Mein junges Alter war nun keine Gefahr mehr für mich: schmutzig, sonnenverbrannt und ausgemergelt sah ich jetzt aus wie eine alte, abgezehrte Frau. Heia erwies sich als schwächer, und ich zitterte bei dem Gedanken, dass ich sie verlieren könnte. Der Anblick ihres grauen, fahlen Gesichts und ihrer hungrigen, abgrundtief traurigen Augen bedrückte mich jetzt mehr als alle Schrecken des Lagers.

Immerzu war ihr kalt. Ich deckte sie mit meinen Kleidern zu, versuchte sie, mit meinem eigenen Körper zu wärmen. Stück für Stück tauschten wir unsere Rollen...

Unsere Erfahrungen mehrten sich mit der Zeit, die wir im Lager verbrachten. Unser Instinkt schärfte sich. Wachsamkeit und Orientierungssinn wurden ausgeprägter, und die Anpassungsfähigkeit an die Verhältnisse wuchs. Wir lernten, dass es wegen der häufigen Selektionen nicht unbedingt sicher war, den Tag über im Lager zu bleiben. Da war es schon besser, den ganzen Tag in sengender Sonne Steine zu schleppen oder Erde zu schaufeln, als im Lager bei jedem Pfiff vor Angst zu erstarren. Mit der Zeit lehrte uns der Aufenthalt in Majdanek, die leichteren Kommandos von den schwereren, die es zu meiden galt, zu unterscheiden, und die besseren Aufseherinnen und Kapos von den schlimmeren, denen man aus dem Weg gehen musste. Das alles war nicht leicht. Bei ihren Bemühungen um Aufnahme in die besseren Kommandos waren die Häftlinge meistens nicht wählerisch in ihren Mitteln, es kam zu Prügeleien, und es gab Denunzianten und Einschmeichler.

Bei der Arbeit auf den Feldern in der Nähe von polnischen Dörfern gelang es manchmal, die Aufseherin oder den Kapo zu bestechen, damit sie zuliessen, dass uns die Bauern Lebensmittel aus der freien Welt herüberwarfen – Brot, Zucker, Wurst, hartgekochte Eier. Diese Lebensmittel gaben uns die Bauern teils aus Mitleid, teils gegen Geld oder Schmuck, den manche Frauen hatten ins Lager schmuggeln können. Wenn eine Aufseherin Zeuge solcher Transaktionen wurde, endete es mit dem Galgen für die betreffende Gefangene und einer schweren Strafe für den Po-

len. Es kam sogar vor, dass Polen ihre Bereitschaft, den Juden Hilfe zu leisten, mit dem Leben bezahlen mussten.

Heia hatte auch ein wenig Geld ins Lager schmuggeln können. Ein paar Mal kaufte sie davon Brot, Speck und Zuckerwürfel. Erst erzählte sie mir nichts davon, weil sie fürchtete, ich könnte es vor einem eventuellen Denunzianten ausplaudern; solche Aktionen wurden grausam bestraft. Die gekauften Lebensmittel teilte sie gerecht in drei Portionen für Halina, mich und sich selbst. Ich bewunderte ihren Mut und ihre Tatkraft. Mein Vertrauen und meine Achtung ihr gegenüber wuchsen. Nicht jeder teilte so bereitwillig mit anderen, vor allem, wenn es um Lebensmittel ging. Als Heia ihr ganzes Geld ausgegeben hatte (es war nicht sehr viel gewesen, deshalb waren die Vorräte bald erschöpft), verkaufte sie einem Kapo die Schaftstiefel, die sie vor dem Waschraum aus dem grossen Haufen gezogen hatte. Sie bekam einige hundert Zloty und ein Paar alte Herrenschuhe dafür. Ein anderer Kapo hatte schon einige Male versucht, ihr diese Schaftstiefel von den Füßen zu reissen, aber Heia hatte sich erfolgreich gewehrt.

Als wir eines Tages im Garten beim Rübenverziehen waren, entdeckte Heia Chilek unter den Männern, die nicht weit von uns arbeiteten.

«Chilek!» schrie sie plötzlich in unbändiger Freude.

«Chilek!» rief ich auch, ohne daran zu denken, dass es uns ja verboten war, mit den Mithäftlingen zu sprechen.

Chilek drehte sich um, lächelte breit und winkte mit der Hand. Das entging nicht der Aufmerksamkeit des Kapo, der sich mit dem Knüppel auf Chilek stürzte. Und wir beugten uns über die Rüben und bissen die Zähne zusammen, um nicht vor Schmerz und Verzweiflung laut aufzuheulen.

Heia drängte sich nah an mich, ihre Augen waren blutunterlaufen und glitzerten vor Zorn.

Wir sahen Chilek nie wieder. Als die Nazis begannen, die Männer und Frauen von Majdanek in andere Lager zu transportieren, schickte er uns durch jemanden eine Karte, auf der er uns mitteilte, für welchen Transport er bestimmt war, und uns bat, zu versuchen, in den gleichzeitigen Frauentransport zu gelangen. Dieses Kärtchen war der letzte Gruss von meinem Bruder. Er ist mir so in Erinnerung geblieben, wie ich ihn damals in Majdanek sah: gross, mager, im gestreiften Lageranzug und mit der gestreiften Lagerkappe auf dem Kopf, wie er sich unter den Schlägen des wutentbrannten Kapo krümmte. Heia erfuhr nicht mehr von seinem Tod, sie starb früher. Mir erzählte jemand davon, den ich kurz vor Ende des Krieges kennenlernte.

Manchmal arbeiteten wir auf dem Feld nur ein paar Schritte von den Bauernhütten entfernt, und nur die schwer bewaffneten SS-Wachen trennten uns von der Freiheit. Voll Neid und Sehnsucht sah ich dann, wie jenseits des Zauns Kinder vor den Höfen umherliefen, die Hühner im Dreck scharrtten und jedermann mit seinen Dingen beschäftigt war. Ich konnte einfach nicht begreifen, dass es eine solche Welt noch gab, in der man sich frei bewegen konnte, ohne von Stacheldrahtzäunen eingesperrt zu sein, eine Welt, in der Kinder spielten. Aber gleichzeitig hielt es in mir die Hoffnung aufrecht, dass wir eines Tages wieder Menschen sein würden. Die Tatsache, dass es ein Leben ausserhalb des Lagers gab, der Anblick des klaren Himmels und der grünen Felder milderten die Schrecken des Lagers. Mehr denn je glaubte ich jetzt jedem Gerücht von den Niederlagen des Reichs an der Front, von den Sowjettruppen,

die immer näher kamen, und von der Befreiung, die kurz bevorstand. Hier, auf den offenen Feldern, in der Nähe menschlicher Wohnstätten war es leichter, Hoffnung zu haben. Man muss nur alle Kraft zusammennehmen, um durchzuhalten, dachte ich. Aber woher sollte man sie nehmen, diese Kraft? Die Kräfte wurden immer schwächer, die Leiden immer stärker!

Als leichte Arbeit galt in Majdanek das Unkrautjäten zwischen den elektrisch geladenen Stacheldrähten, die Frauen- und Männerlager voneinander trennten. Dort zog sich ein schmaler Streifen hin, auf dem ein nicht allzu kräftiger Mensch Platz hatte. Hintereinander hockten wir da und schoben uns vorsichtig vorwärts. Jede unvorsichtige Bewegung konnte den Tod bedeuten, und immer wieder kam es vor, dass eine von uns durch einen Stromstoß getötet wurde. Weder Aufseherinnen noch Kapos wagten sich zwischen diese Drähte, niemand trieb, prügelte und hetzte uns. Man konnte also sitzen, sich ausruhen und nur mit den Fingern in allernächster Nähe das Unkraut ausrupfen. Diese Arbeit war mir lieber als jede andere. Hier hatte ich die ersehnte Ruhe.

Immer neue Transporte aus verschiedenen Teilen des Landes kamen nach Majdanek. Wir, die erfahrenen Insassen dieser Hölle, belehrten die Neuen über Recht und Ordnung, die hier herrschten, und über die Möglichkeiten, sich vor Strafe und Tod zu schützen. Die Angst und Benommenheit der Neuen, ihre naiven Fragen und völlige Unwissenheit kamen mir manchmal lachhaft vor. Dabei hatte ich mich selbst am Anfang genauso benommen. Die Vergangenheit war etwas, was irgendwie nicht mehr zu mir gehörte, was durch nichts mehr mit der jetzigen Wirklichkeit verbunden war. Das Lager hatte aus mir ein Wesen ge-

macht, das mit dem Menschen, der ich einmal gewesen war, nicht mehr das geringste zu tun hatte.

Eines Tages wurden auch Frauen aus Miedzyrzecz und Biała Podlaska ins Lager gebracht. Mein Vater stammte aus Biała Podlaska, und dort lebte auch sei Verwandtschaft. Die Ankunft der Menschen von dort weckte in mir alte Gefühle. Es lohnte sich zu fragen, vielleicht wusste jemand etwas von Vaters Verwandten. So stiess ich auf meine zwanzigjährige Kusine Rachel. Wir musterten einander wie Fremde und befragten uns gegenseitig über das Schicksal unserer Angehörigen. Rachel wunderte sich, als ich sie mit Heia bekannt machte, denn sie hatte ja nichts von Chileks Heirat gewusst. Seit Ausbruch des Krieges hatten wir keinen Kontakt mehr miteinander gehabt. Rachel war überrascht von meinem Aussehen als Häftling, ich wiederum wunderte mich über ihre schlichtweg kindischen Fragen und ihre Furcht vor Dingen, die für uns schon längst lächerliche Kleinigkeiten geworden waren.

Kurz vor dem Krieg hatte Rachels Mutter uns in Warschau besucht und hatte mich dann für die Ferien mit nach Biała Podlaska genommen. Sie führte dort ein wohlhabendes und gastfreundliches Haus. Mit meinen acht oder neun Jahren hatte ich damals schreckliches Heimweh nach meiner Mutter. Rachel liebte kleine Kinder und kümmerte sich um mich, sie tat alles, um mir den zweimonatigen Aufenthalt bei ihnen so schön wie möglich zu machen. Ihre Eltern und ihr jüngerer Bruder behandelten mich mit grosser Herzlichkeit. Und die Grosseltern, die ich nie zuvor gesehen hatte, konnten sich an ihrem «Warschauer Enkelchen» nicht sattsehen.

Während ich nun Rachel betrachtete, kamen mir unwillkürlich diese vergangenen glücklichen Tage wieder in dem Sinn – aber ich hatte meiner wiedergefundenen Kusine

nichts mehr zu sagen. Die Vergangenheit war für immer begraben, die Gegenwart war schrecklich, die Zukunft bedrohlich – was gab es da auch zu sagen?

Rachel war ein sehr gut gewachsenes, hübsches, grosses und kräftiges Mädchen. Mit einem solchen Aussehen hatte sie Chancen, die Selektionen glücklich zu überstehen und leichtere Arbeit zu bekommen, und damit bessere Überlebenschancen. Ich sagte ihr das offen und ehrlich, aber sie fühlte sich verletzt. Sie hatte Herzenswärme und Trost von mir erwarte, keine brutalen Worte, die ungeschminkt die nackte Wahrheit ausdrückten. Leider konnte ich für niemanden mehr Mitleid aufbringen, allein Heia liebte ich noch. Bis zum Ende unserer gemeinsamen Zeit in Majdanek blieb Rachel für mich eine völlig Fremde, obwohl sie sehr bemüht war, an uns beide Anschluss zu finden.

Die Gespräche mit meiner Kusine brachten neuen Kummer. Rachels Vater und ihr fünfzehnjähriger Bruder Aron waren von den Nazis in einer Sägemühle in Pinsk, für die sie vorher angeworben worden waren, erschossen worden. Dort hatte man auch die jüngeren, noch unverheirateten Brüder meines Vaters umgebracht. Rachels Mutter war auf dem Weg nach Majdanek im Waggon gestorben. Wenn Menschen zu schreien begannen und mit den Fäusten an die Waggonwände hämmerten, weil sie die Enge und Stickigkeit nicht ertragen konnten, erwiderten die SS-Männer darauf mit einer Maschinengewehrsalve durchs offene Fenster. Meine Tante war dabei verwundet worden und starb wenige Stunden, bevor sie Lublin erreichten, in den Armen ihrer Tochter. Wie konnte man in Majdanek mit der ungeheuren Last der Erinnerungen, Schrecken und Schmerzen fertig werden? Es gab nur ein Mittel – Majdanek selbst.

Majdanek liess keinem die Zeit zu Erinnerungen, Trauer und Verzweiflung. Die Drohung von Tod und Folter bewirkte, dass der Geist im Lager mit jeder Minute weiter abstumpfte. Die tierischen Instinkte wurden dafür geschärft, alle menschlichen Regungen wurden abgetötet.

Als wir zwei Monate in Majdanek verbracht hatten, begannen die SS-Männer, die gesündesten und bestaussehenden Gefangenen auszusortieren: Diese wurden zu jeweils mehreren Hundert in unbekannte Lager deportiert.

Im Allgemeinen rechneten die Frauen damit, dass dort die Arbeit leichter und die Bedingungen besser sein würden. Tatsächlich kam auch der erste Transport, der aus den hübschesten, gesündesten und kräftigsten Mädchen bestand, in ein Lager bei Czestochowa, in dem es besser war als in Majdanek und den meisten anderen Lagern und in dem es der Mehrheit gelang, bis zur Befreiung durch die rote Armee durchzuhalten. Mit diesem «Bestentransport» wurde auch Rachel verschickt. «Wenn Heia doch so aussähe wie sie, wenn sie doch die gleichen Chancen hätte!» dachte ich unwillkürlich, als ich mich von meiner Kusine verabschiedete.

Bei der Aushebung für den nächsten Transport wurden Halina und ich ausgesucht, aber ich stahl mich im letzten Moment davon, um bei meiner Schwägerin bleiben zu können, die auch dieses Mal nicht in Frage gekommen war. Um keinen Preis wollte ich mich von Heia trennen. Wenn ich nur bei ihr bleiben konnte, überall und bis zuletzt!

Nach ein paar Tagen wurden wir beide dem dritten Transport zugeteilt. Die Unruhe, die nach dem Verlassen des ersten Transports in Majdanek herrschte, wurde noch

gesteigert durch die Nachricht, dass die Nazis die Liquidierung des Lagers vorbereiteten und dass die Zurückgebliebenen umgebracht werden sollten. Das trat auch wirklich kurz darauf ein. Heia und ich waren also glücklich, das bedrohte Lager Majdanek zu verlassen. Der Moment, in dem wir Hand in Hand durch das Tor aus dem Frauenlager schritten, ist mir unauslöschlich im Gedächtnis haften geblieben. Es war ein Moment grosser Freude und Hoffnung. Ich ahnte nicht, wieviel Pein uns die allernächste Zukunft bringen sollte. Diejenigen, die in Majdanek blieben, beneideten uns offensichtlich. Und ihre Ahnung trog sie leider nicht...

Wir wurden zu einer leeren Baracke im Männerlager geführt, wo verschiedene Formalitäten wie die Aufnahme unserer Lagernummern, der Vor- und Zunamen, Geburtsdaten und -orte erledigt wurden. Dabei wurden wir unaufhörlich gezählt, immer wieder neu. Es dauerte Stunden. Wir sassen zusammengedrängt auf dem Fussboden.

Ständig kamen Offiziere und SS-Männer in die Baracke; uns packte Entsetzen bei ihrem Anblick und wir versuchten, in ihren Gesichtern abzulesen, was sie vorhatten.

Häftlinge brachten uns Suppe, bei dieser Gelegenheit konnten wir mit ihnen ein paar Worte wechseln. Vielen Frauen übermittelten sie Grüsse von ihren Angehörigen, viele konnten ihnen Grüsse an Verwandte auftragen, manche hatten sogar das grosse Glück, hier ihre Lieben – Männer, Söhne, Brüder oder Freunde – wiederzutreffen. Einige bekamen von den Männern Brot zugeworfen. Bis zum Abend herrschte in der Baracke eine aussergewöhnliche, fieberhafte und aufgeregte Stimmung. Weder Heia noch ich

trafen einen Bekannten im Männerlager. Niemand hier kannte Chilek. Aber meine Schwägerin knüpfte zufällig Kontakt mit einem Häftling, der sich sehr für uns interessierte, uns über unser Schicksal ausfragte und uns hinterher Brot brachte.

Als es draussen völlig dunkel geworden war, schlossen die SS-Männer die Baracke ab und drehten das Licht aus. Ich schmiegte mich an Heia, und wir schiefen beide auf dem Fussboden ein, träumten von jenem besseren Lager, leichter Arbeit und erträglichen Lebensbedingungen.

Mitten in der Nacht rissen SS-Männer lärmend die Türen auf und weckten uns mit Prügel und Gebrüll. Sie jagten uns auf den Hof und gaben acht, dass sich keiner versteckte oder fortlief. Es entstand ein unglaubliches Durcheinander. Zu Tode erschrocken drängten wir uns noch im Halbschlaf zur Tür, stiessen und traten einander vor Panik in der Finsternis. Die SS-Männer sprangen herum wie wutentbrannte Hunde. Im Licht elektrischer Scheinwerfer stellten sie uns in Viererreihen auf, zählten uns durch, fluchten.

«Sie bringen uns ins Krematorium!» Wie ein Blitzschlag traf uns die schreckliche Nachricht, die sich wie ein Lauffeuer in den Reihen verbreitete. Mein Herz schlug heftig. Nein, das glaubte ich nicht! Wieder konnte ich nicht daran glauben, dass der Tod so nah bevorstehen sollte, so wie damals auf dem Warschauer Umschlagplatz, als die Nazis ihre Maschinengewehre auf uns richteten. Ich liess mich nicht von der allgemeinen Verzweiflung anstecken. Auf ein Kommando der SS-Männer setzten wir uns in Bewegung ... in Richtung Krematorium. Einige Frauen weinten, raufeten sich die Haare, beteten oder nahmen Abschied von ihren Müttern und Schwestern.

Wir wurden in eine Baracke getrieben, die innen einem

Waschraum glich. Trotz der Dunkelheit konnten wir auf dem Boden vor der Baracke stapelweise Gaskanister erkennen. In der Luft hing ein sonderbarer, süßlicher Geruch. Es gab keinen Zweifel mehr – sie führten uns in die Vernichtung. Die Frauen verloren den Verstand. Sie stöhnten, klagten laut und wurden von Weinkrämpfen geschüttelt.

Man trieb uns in den Waschraum und verriegelte hinter uns die Tür. Nun mussten wir die vorher erteilten Befehle befolgen: unsere Kleidung ablegen und auf die Haken hängen, die an der Wand angebracht waren. Wir zogen uns gehorsam und schweigend aus. Wir wussten, dass hier kein Weg mehr hinausführte. Wir hängten die Kleider an die Wand, setzten uns auf die Bänke, die an der Wand entlang liefen und warteten in äusserster Anspannung. Wann und wie würde der Tod kommen?

Die Zeit verging. Stunde um Stunde. Nichts geschah, niemand kam. Stille drinnen im Waschraum, Stille draussen. Ob sie uns vergessen hatten? Ein Hoffnungsfünkchen glomm in uns auf und wuchs.

Am Morgen kamen sie. Nach dieser grauenvollen Nacht des Wartens auf den Tod im Gas traten wir hinaus ins Freie. Wieder wurden wir gezählt (als hätte einer aus dem abgesperrten Raum fliehen können!) und wieder ins Männerlager geführt, in die gleiche Baracke wie am Vortag. Dort erfuhren wir von den Männern, dass plötzlich kein Gas mehr dagewesen sei. Diesem Zufall verdankten wir unser Leben!

Das «Mittagessen» assen wir in fast freudiger Stimmung noch dort im Lager. Wir waren wie neugeboren. Heil aus einer Gaskammer zu kommen – das grenzte an ein Wunder. Nach dem Essen wurde Brot ausgeteilt (je ein Laib für vier Frauen), wieder wurden wir gezählt und dann in Waggons getrieben. Wir atmeten erleichtert auf. Wo sich das Lager

befand, zu dem uns dieser Zug bringen würde, wie es hiess – davon hatten wir vorerst keine Ahnung. Das sollten wir erst an Ort und Stelle erfahren...

In diesen Güterwaggons mussten wir uns in Reihen auf den Boden setzen und die Beine spreizen, damit sich die jeweils nächste Reihe dazwischen setzen konnte. So wurde der Platz bis auf das letzte Eckchen ausgenutzt. Die Waggontüren blieben diesmal offen, dort sassen zwei SS-Männer. Die Nazis liefen noch einmal um den Waggon, pfliffen, brüllten, schauten immer wieder herein, prüften, zählten – bis sich der Zug endlich in Bewegung setzte.

So begann meine zweite Reise ins Ungewisse. Wo auch immer sie uns hinbringen würden – wir waren sicher, es würde dort besser sein als in Majdanek. Etwas Schlimmeres als Majdanek konnte man sich kaum vorstellen; erst recht nicht, wenn man eine Nacht in der Gaskammer verbracht hatte.

«Wenn sie uns umbringen wollten, hätten sie uns doch nicht aus dem Krematorium geholt, dann hätten sie uns doch nicht von Majdanek weggebracht», versicherten wir uns gegenseitig immer wieder während der Fahrt.

Es war Hochsommer. Der Zug schob sich langsam voran, zwei Tage und zwei Nächte lang Hunger und Durst. Und dazu war es bei Todesstrafe verboten, sich zu bewegen. Unsere Glieder erstarrten, im ganzen Körper spürten wir ein Stechen wie von tausend Nadeln. Die Beine waren schwer wie Holzklötze. Diese Tortur lässt sich kaum beschreiben. Wenn ich stundenlang Appell gestanden hatte, und die Knie

vor Erschöpfung nachgaben, oder wenn ich zwölf Stunden lang unter der sengenden Sonne und den Peitschenhieben der Kapos Steine geschleppt hatte, hatte ich mich danach gesehnt, mich auch nur einen Augenblick lang hinsetzen zu können. Nie hatte ich mir ausmalen können, dass Sitzen eine solche Qual sein konnte. Jeder Nerv, jeder Muskel verlangte nach einer Veränderung der Haltung.

Plötzlich erhob sich meine Nachbarin ganz leicht von ihrem Platz. Der SS-Mann schrie ihr eine Drohung zu, aber dessenungeachtet bat sie um die Erlaubnis, einen Augenblick lang die Haltung ändern zu dürfen. Sie wartete die Antwort nicht ab und versuchte aufzustehen, wobei sie sich auf die Schultern ihrer vielleicht vierzehnjährigen Tochter vor ihr stützte. Der SS-Mann zielte mit seinem Gewehr auf die Frau. Sie aber, halbaufgerichtet, flehte weiter um Erbarmen. Wir hielten den Atem an. Der SS-Mann war schon älter; ich schätzte ihn auf sechzig Jahre. Würde er wirklich schiessen? Dabei wollte diese arme Frau doch gar nicht weglaufen, sie wollte ja noch nicht einmal aufstehen, sondern sich nur ein wenig strecken. Der SS-Mann schoss. Die Kugel traf in die Schläfe. Erstarrt beobachteten wir, wie die Frau langsam auf die Schultern ihrer Tochter sank, als könne sie noch gar nicht glauben, dass der alte SS-Mann seine Drohung wahr gemacht hatte. Ihr Gesicht wurde von Sekunde zu Sekunde blasser, das Leben strömte so unglaublich schnell aus ihr hinaus. Und der SS-Mann schulterte in sichtlicher Selbstzufriedenheit sein Gewehr, als sei nichts geschehen.

Eine grauenvolle Stille erfüllte den Waggon, die nur von Zeit zu Zeit von dem krampfhaften Schluchzen des Mädchens unterbrochen wurde, das auf seinen zarten Schultern den frischen, noch warmen Leichnam seiner Mutter trug.

Diese tragische Szene liess uns die Starre der Beine, Hunger und Durst vergessen. Ein weiteres Mal hatten wir erfahren, dass unser Leben nichts wert war, solange wir uns in den Fängen der Mörder befanden. Das unmenschliche Vorgehen des SS-Manns bestärkte die Ahnung, dass uns am Ende dieser Fahrt nichts Gutes erwartete. Erst die Stimme des Mörders riss uns wieder aus unserer Erstarrung: «Du krepierst auch gleich!» wandte er sich an das Mädchen, «was plärrst du? Schweig!» Sie schwieg. Tränen rannten über ihre Wangen. Sie sah ihrer Mutter sehr ähnlich, ebenso dunkelhäutig und hübsch, mit grossen braunen Augen und schwarzen Haaren.

Ich empfand Mitleid mit dem verwaisten Mädchen. Ich hatte auch keine Mutter mehr, aber ich hatte wenigstens noch Heia. Später, als auch Heia nicht mehr da war, freundete ich mich mit diesem lieben Mädchen an. Sie hiess Sabina. Und ich sollte nicht nur den Tod der Mutter, sondern auch den der Tochter miterleben.

Der Zug hielt an. Man trieb uns aus den Waggons. Die Leichen derer, die unterwegs gestorben oder erschossen worden waren, wurden wie Säcke durchs Fenster hinausgeworfen. Unter brutalen Schlägen und Stössen bewegte sich unsere Kolonne vom Bahnhof nach Birkenau. Das also war die Lösung des Rätsels um das Ziel unserer Reise. Mit Auschwitz hatten uns sowohl die Nazis als auch der Judenrat im Ghetto schon Angst eingejagt. Seit Langem schon ergiff uns ein Grauen bei dem blossen Namen. Unsere Kolonne durchschritt ein grosses Tor.

Das stacheldrahtumzäunte Gelände war wesentlich grösser als in Majdanek, in geringen Abständen voneinander erhoben sich Wachtürme, aus denen Gewehrläufe ragten;

überall zäher, stinkender Schlamm, lange Reihen düsterer Ziegelbaracken, an den Fenstern kahlgeschorene Köpfe, bartlose Gesichter, ob Männer oder Frauen, war nicht zu erkennen. In Majdanek bestanden die Baracken aus rohen Brettern, es war eigentlich alles aus Holz. Im Gegensatz dazu erschien uns das hiesige Lager gewaltig, riesig, durchorganisiert und wie für die Ewigkeit gebaut. Ob sich je eine Macht finden würde, die hieran rütteln, es zerschlagen, geschweige denn uns befreien könnte?

Auschwitz gab es schon lange. Als wir noch alle zusammen in der Muranowskastrasse wohnten und ich mit meinen Altersgenossen auf den Treppen und Höfen spielte, wurden in Auschwitz schon Menschen gequält. «Hier kommen wir nicht mehr hinaus!» dachte ich voller Entsetzen.

Die vollgefressenen, unverschämten Kapos in ihren graublau gestreiften Kleidern und hübschen schwarzen Schürzen (später erfuhr ich, dass diese phantasievollen Schürzen beim «Auschwitzer Adel» in Mode waren und von den Blockältesten, Kapos und anderen getragen wurden, die sie sich gegen Bezahlung von Gefangenen nähen lassen konnten; für diese Näharbeiten waren vor allem griechische Jüdinnen gefragt, die sich durch besondere Schneiderkünste auszeichneten) jagten uns unter ständigen Flüchen und Schlägen zu einer grossen Baracke neben dem Waschraum, wo wir viele Stunden warten mussten, um wieder gezählt, sortiert und registriert zu werden, dann wurden unsere Köpfe geschoren, und jeder bekam in den linken Unterarm Ziffern und Zeichen eintätowiert, die Kennmarke von Auschwitz, unser Ausweis. Vor Erschöpfung sank ich fast um. Ich hatte eine panische Angst vor einer neuen Selektion und der Trennung von Heia.

Die Gefangene, die mich tätowierte, erwies sich als unerwartet nachsichtig. Sie hatte gemerkt, dass ich noch ein Kind war und aus Angst vor dieser Operation zitterte. Sie fragte mich freundlich nach meinem Schicksal. Sie sprach tschechisch, was ich gut verstehen konnte, weil die Worte ähnlich klingen wie polnische, nur süsslicher und säuselnder. Das gab mir etwas Zuversicht.

Das Schlimmste aber war, dass ich im Gedränge bei der Registrierung, der Rasur usw. dauernd Heia verlor. Sie war gleich zu Anfang einer anderen Gruppe zugeteilt worden. Ich wurde fast verrückt vor Angst, dass man sie mir genauso fortnehmen könnte wie meine Mutter. Am Ausgang des Waschraums fand ich sie dann endlich und fiel ihr um den Hals. Heia hatte ein kurzes, zerschlossenes Sommerkleid bekommen. Die Kleidung und auch die Schuhe, mit denen wir aus Majdanek gekommen waren, hatte man uns vor dem Waschen abgenommen. Ich gab Heia meine Sachen und schlüpfte zurück in die Schlange nackter Frauen. Mein Herz hämmerte wild, aber ich hatte Glück mit dem Kapo, die die Kleidung austeilte. Beim ersten Mal hatte ich ordentliche, warme Sachen bekommen, und jetzt beim zweiten Mal traf ich es auch ganz gut. Ich ging jetzt zu einer anderen Gefangenen, die mit besonderer Genugtuung peinigete, aber sie behandelte mich ziemlich gut und schlug mich nicht einmal. Wenn ich bei diesem Trick erwischt worden wäre, hätte ich fünfundzwanzig Stockhiebe aufs nackte Gesäss eingesteckt – das war noch eine der mildesten Strafen in Auschwitz.

Während dieser quälenden Stunden, in denen wir zu Lagerinsassen gemacht wurden, lief ich in der Baracke umher und suchte wie verrückt nach Wasser. Trinken! Nirgendwo gab es etwas zu trinken! Dann erspähete ich durch die ange-

lehnte Tür im Zimmer einer Blockältesten oder Kapo einen Eimer mit irgendeiner dunklen Flüssigkeit. Ich stürzte in den Raum, beugte mich über den Eimer und nahm ohne zu überlegen, ein paar hastige Schlucke. Es war schmutzige Waschlauge. Noch lange hatte ich den grässlichen Geschmack in Mund und Kehle, der meinen Durst nur noch verschlimmerte. Als wir am Abend unter die warmen Duschen getrieben wurden, öffnete ich meinen Mund weit, aber die dünnen Wasserstrahlen verspritzten nach allen Seiten. Ausserdem durften wir uns noch nicht einmal richtig nass machen. Von den Duschen weg mussten wir nackt in einen sehr grossen, kalten und zugigen Saal laufen. Zitternd und zähneklappernd wie im Fieber zogen wir hastig die Kleider über die feuchten Körper. Auf den Rücken malte man uns noch mit Ölfarbe ein grosses, rotes Kreuz. Dann wurden wir wieder in Fünferreihen in den Block 15, den Quarantäneblock des Lagers, geführt.

Es war schon Nacht, als wir den Block betraten. Zu beiden Seiten der schmalen Gänge, die im Halbdunkel verschwanden, standen dreistöckige Pritschen. Dort lagen dicht aneinandergedrängt unter groben, dunklen Decken die Gefangenen. Mitten in der Baracke brannte die ganze Nacht über eine schwache Glühbirne. Die Stubenältesten befahlen uns, uns auf die Pritschen zu legen. Nach nichts sehnten wir uns mehr, aber – wie sollten wir hier Platz finden, wo keine Nadel mehr hineinpasste?! Die Gefangenen stiessen uns von den Rändern der Pritschen zurück, die Stubenältesten prügeln die, die in den Gängen standen, und so wäre es bis zum Morgen weitergegangen, wenn nicht der Lärm die Blockälteste in ihrer Kammer geweckt hätte. Sie kam mit einem Eimer voll dreckigem Wischwasser und gross ihn über uns aus.

Erst nach dieser «Dusche» entstand wie durch ein Wunder Platz, und zu sechzehn Personen auf eine Pritsche gedrängt, fanden wir ein paar Stunden Schlaf. In der Baracke befanden sich etwa 500 Frauen. Die kleinen Fenster blieben geschlossen, der Gestank war nicht auszuhalten.

In Auschwitz dauerte der Appell ähnlich wie in Majdanek drei, vier Stunden – morgens und abends. Heia, Halina, die wir dort wieder gefunden hatten, und ich versuchten immer zusammen zu bleiben, um uns gegenseitig zu helfen und zu dritt unsere Brotration abzuholen. Das Brot wurde in Auschwitz beim Abendappell ausgeteilt. Die in Drittel und Viertel geschnittenen Portionen waren nicht gleich gross, deshalb nahmen wir immer ein ungeteiltes Stück für drei Portionen, das Heia dann nach dem Appell in drei gleichgrosse Portionen schnitt.

Während der zweiwöchigen Quarantäne waren wir nur mit Arbeiten auf dem Lagergelände beschäftigt. Da die Arbeit nicht für alle reichte, wurde der grösste Teil von uns auf die sogenannte Wiese gejagt. Die Wiese – das war ein grosser, leerer, mit Stacheldraht umzäunter Platz. Nichts wuchs auf dieser Auschwitzer Wiese. Trockener Sand und ausgedörrte Erde (oder Schlamm) und spitze Steine. Dort sassen wir ganze Tage, zitterten in der Morgenkälte und glühten in der Mittagssonne, hungrig und ewig durstig.

Die Kapos mit ihren dicken Knüppeln passten auf, dass keine in den Waschraum entwichte und von dem gelblichen, rostdurchsetzten Wasser trank. Ungeduldig warteten wir auf das Brot und die Suppe aus harten, holzigen Kohl-

rabi oder Steckrüben, obwohl weder das Brot noch der Viertelliter trüber Suppe den Hunger stillten.

In Auschwitz blühte der Tauschhandel mit Lebensmitteln. Für die Suppe kaufte man Brot; für Brot Kleidung, Zigaretten und verschiedene andere Dinge bei den Häftlingen, die durch ihre Funktion im Lager mit neuen Transporten in Kontakt kamen, bei den Arierinnen, die Päckchen von zu Hause bekommen durften und auch bei den polnischen Arbeitern, die nicht als Gefangene, sondern als Handwerker auf dem Lagergelände waren. Hauptsächlich aber wurden diese Dinge von den Frauen eingeschleust, die im sogenannten Kanada arbeiteten, wo die Kleider derer sortiert wurden, die unaufhörlich aus allen Teilen Polens und anderen Ländern herangeschleppt und vergast wurden. Suppe und Brot verkauften vor allem die Block- und Stubenältesten, weil sie von unseren elenden Portionen stehlen konnten. Die Block- und Stubenältesten und die Kapos waren immer satt und gut gekleidet, ihnen fehlte es nicht einmal an Zigaretten und Schnaps. Diese Deutschen, Jüdinnen, Polinnen, Tschechinnen und Slowakinnen zeichneten sich durch ganz besondere Grausamkeit aus und jagten uns mehr Angst ein als die Aufseherinnen und SS-Männer, denn sie waren allgegenwärtig – in den Baracken, bei den Appellen, an den Arbeitsstellen, in den Waschräumen, sogar auf den Latrinen. Sie teilten zum Beispiel das Brot so aus, dass sie den dritten Teil eines Brotlaibs für sich verschwinden lassen konnten, bei der Ausgabe der Suppe deckten sie den Kessel zu, wenn er noch halbvoll war, und machten den nächsten auf, wobei dann in jedem Kessel die gehaltvollere Suppe zurückblieb. Wenn eine der Geprellten protestierte, versetzten sie ihr mit der Eisenkelle einen Schlag auf den Kopf und gaben ihr überhaupt nichts zu essen.' Sie jagten uns zu den

Selektionen, gaben acht, dass sich keine davonstahl, und machten die SS-Männer eifrig auf jede geschwächte Frau aufmerksam, die ihren wachsamen Blicken entgangen war. (Hunger und Selektion – auf diese beiden Dinge war das ganze Denken der Häftlinge fixiert.) Oder sie versperrten den Eingang zu Waschräumen und Latrinen, prügelten die Kranken und Schwachen und wetteiferten darin, wie sie uns das Leben vollends vergiften könnten. Ganz besonders tyrannisierten sie die Jüdinnen, die sie sofort an der Nummer und dem Davidstern erkannten.

Von den Frauen in Majdanek hatte ich gehört, dass in Auschwitz Menschen vergast und verbrannt wurden; ich hatte ihnen nicht geglaubt und hielt es für einen dummen Einfall der Antisemiten und Feinde, für ein Gerücht, das in die Welt gesetzt worden war, um Schrecken zu verbreiten. Jenseits des Drahtzauns, weniger als hundert Meter von unserem Lager entfernt, stand nun dieses grosse Gebäude mit vergitterten Fenstern und einem grossen Kamin. Das war das Krematorium. Fast jeden Tag sah ich Rauch aus dem Schornstein steigen – von den Menschen, die mit Zügen hierhergebracht worden waren und von denen nichts blieb als ein Berg Asche. Viele Monate atmete ich die vom Geruch verbrannten Fleisches verpestete Luft ein – und ich begriff, dass nichts von alledem, was ich vorher gehört hatte, der Wirklichkeit nahekam.

Es gab Frauen unter uns, denen Hunger, Prügel, Schmutz und die körperliche und seelische Pein die Kraft zum Kampf um ihre Existenz geraubt hatten. Sie zogen den sofortigen Tod am elektrischen Zaun vor oder gingen freiwillig aufs Krankenrevier, was einem Selbstmord gleich-

kam. Die meisten von uns aber wollten um jeden Preis durchhalten und klammerten sich mit aller Kraft ans Leben.

Nach der Quarantäne kam ich mit Heia ins Lager b. Edita, unsere neue Blockälteste, eine zwanzigjährige Jüdin aus der Slowakei, die mit einem der ersten Transporte nach Auschwitz gekommen war, hatte diese Hölle schon bis in ihre letzten Winkel kennengelernt und war selber zu einem Ungeheuer geworden.

Die erste Arbeit, die Heia und ich im Lager bekamen, war in der Wäscherei. Das war für die dortigen Verhältnisse eine bessere Arbeit, denn wir waren wenigstens unter einem Dach und nicht dem Regen oder der Sonne ausgesetzt. In der Wäscherei konnten wir uns waschen, unsere Kleidung reinigen und manchmal in einem Kochtopf ein bisschen Suppe oder Kartoffeln, die man gegen Brot getauscht hatte, zubereiten oder die mit Wasser verlängerte Lager-suppe noch einmal aufwärmen. Wenigstens Wasser gab es hier genug. Aber die Arbeit selbst war sehr anstrengend. Ein paar Stunden täglich scheuerten wir an schmutzigen und zerschlissenen Lumpen, wobei wir unentwegt Spott und Flüche der Kapos und Aufseherinnen zu hören bekamen.

Der Kapo, die Deutsche Emma, war wohl wegen Prostitution ins Lager gekommen. Sie war eine stattliche Frau mit hellblauen Augen und dunklen Haaren und stank ewig nach Schnaps und Zigaretten. Ihre Gehilfin, die Aufseherin Lotti, eine grosse Blondine, ebenfalls Deutsche und auch wegen Prostitution zum Lager verurteilt, war schon einige Male wegen unerlaubter Beziehungen zu Männern im Lager und wegen Trunkenheit zur SK, der Strafkompagnie¹⁰, versetzt worden. Sie quälte uns viel öfter und grausamer als unser

Kapo. Sie war einfach ein Tier, dachte ich oft, wenn ich sie heimlich betrachtete.

Der Kapo liess mich dafür vom ersten Tag an eine gewisse Zuwendung spüren, wenn man das so bezeichnen kann. Einmal zog sie mich sogar an sich, nahm mich auf ihren Schoss und begann, mich auszufragen, woher ich kam, wie alt ich war, wie ich hiess. Dann versprach sie mir, mich zu ihrem Pipel zu machen und küsste mich plötzlich. Ich spürte den Alkoholgeruch, fuhr voller Abscheu zurück und sprang von ihrem Schoss.

In Auschwitz gab es die Sitte, dass sich die Kapos oder Blockältesten einen Pipel hielten, der eine Art Günstling und Dienstbote zugleich war. Zum Pipel nahm man sich entweder eines der wenigen kleinen Mädchen, die im Lager waren, oder kleingewachsene junge Mädchen, die gut singen, nähen und sticken konnten. Ihre Beschützerinnen überschütteten sie mit Zärtlichkeiten, kleideten sie ein und verwöhnten sie mit allen möglichen Leckerbissen, kurz, sie sparten nicht mit dem Luxus, den Auschwitz zu bieten hatte. Der Pipel musste immer zur Verfügung sein, musste schöntun, sich einschmeicheln und die Kameradinnen anschwärzen, um möglichst lange in der Gunst der meist launischen und wankelmütigen Wohltäterinnen zu bleiben.

Ich zog Hunger und schwere Arbeit vor. Während meiner zweijährigen Zeit im Lager war ich niemandes Pipel, obwohl ich mich vom Alter her für diese Rolle hervorragend geeignet hätte.

Emmas Pipel wurde schliesslich eine kleine, schlaue und listige Jüdin, eine gewisse Henia aus der Wäscherei; später sorgte sie mit dafür, dass Heia und ich aus der Wäscherei

hinausgeworfen wurden, damit sie wiederum einen ihrer Günstlinge an diese Stelle bringen konnte. Emma versuchte zwar nie wieder, sich mir mit irgendwelchen «Zärtlichkeiten» zu nähern, aber sie blieb bis zum Schluss ziemlich freundlich zu mir. Sie schrie uns nie an, manchmal gab sie uns leichtere Arbeit, manchmal eine Zusatzportion Suppe aus dem Kessel. Ich bedankte mich immer, ohne mich einzuschmeicheln. Die SS-Frau aus der Wäscherei, eine kräftige, blonde Aufseherin namens Kuk, behandelte mich auch nicht schlecht. Manchmal sah ich, wie sie Heia und mich bei der Arbeit mit Interesse beobachtete, vielleicht sogar mit Bedauern und Mitleid. Eines Morgens brachte sie mir ein Stück Brot, ein anderes Mal einen Apfel ... Wahrscheinlich hatte sie selbst eine kleine Tochter zu Hause. Sie sprach nie mit den Frauen, die hier arbeiteten. Ihr Verhalten gegenüber Heia und mir war verblüffend. Nie schlug sie uns oder trieb uns an. Ich hatte den Eindruck, dass wir ihr leidtaten.

Unsere Kameradinnen in der Wäscherei beneideten uns um diese «Aufmerksamkeiten» seitens der Aufseherin, um die ich ja gar nicht buhlte, und sie hänselten nicht nur mich deshalb, sondern auch Heia, obwohl sie wussten, dass sie krank war. Den grössten Schikanen waren wir von Seiten Henias ausgesetzt, sie intrigierte und brachte die übrigen Wäscherinnen gegen uns auf. Mit Angst und Verbitterung beobachtete ich diese menschliche Missgunst und diesen Hass, vor dem man nirgendwohin fliehen konnte.

Trotz allem sah ich zu dieser Zeit immer noch gut aus – ich hungerte, war aber nicht abgemagert, und meine Wangen waren so rot wie früher. Heia hingegen wurde zu meiner Verzweiflung von Tag zu Tag magerer und schwächer.

In ihrem aschfahlen, verzerrten Gesicht traten die Augen riesig hervor und hatten einen durchdringenden, abgrundtief traurigen Blick, ihre Hände und Füße waren mager und dürr wie die eines Kindes. Ihre Zähne wurden locker, und das Zahnfleisch blutete. Die einzige Waffe im Kampf um dieses erlöschende Leben war meine Liebe zu Heia. Leider aber gab es kein Gefühl, das bei den Verhältnissen in Auschwitz dazu imstande gewesen wäre, einen Menschen vor dem langsamen Hungertod zu retten. In der Wäscherei verbarg ich Heia oft in einer Ecke und deckte sie mit Wäsche zu, damit sie sich ein bisschen aufwärmen konnte – sie frohr immerzu – oder ein wenig Schlaf bekam. Ich selbst passte dann auf, dass niemand ihre Abwesenheit bemerkte und dass ich sie rechtzeitig warnte, wenn sich eine Aufseherin oder Kapo näherte. Manchmal gab ich ihr mein Brot oder die Beilage, die wir ganz spärlich zugeteilt bekamen – ein dünnes Scheibchen Wurst, ein Bröckchen Käse, ein Löffelchen Marmelade – und jedes Mal musste ich sie dann davon überzeugen, dass ich den Geschmack dieses Lageressens wirklich nicht ertragen konnte.

Ich glaubte noch daran, dass Heia wieder zu Kräften kommen würde, aber sie selber wusste, dass diese kleinen Opfer, die einzigen, die ich bringen konnte, nichts mehr bewirken würden.

Als Emmas Pipel zur Anweiserin aufgestiegen und Lotti wieder einmal zur Strafe ins SK versetzt worden war, gab die ewig betrunkene Emma Henias Einflüsterungen nach und warf uns beide aus der Wäscherei. Als wir gingen, hatten wir Tränen in den Augen, und unsere Herzen waren voll Bitterkeit; diesen Schlag hatte uns eine Frau versetzt, die Gefangene war wie wir – und obendrein noch Jüdin. Mich

schmerzten die zufriedenen Blicke ihrer Freundinnen, die sich über unsere Niederlage freuten. Der unmittelbare Anlass war ein unglücklicher Zwischenfall mit Heia gewesen. Es war im August, an einem schwülen, heissen Nachmittag, als wir hungrig und erschöpft auf die Ruhepause und ein Stück Brot warteten. Heia hängt draussen Wäsche auf, und ich stand drinnen in der Wäscherei am Tisch und scheuerte die Wäsche mit einer grossen, harten Bürste. In der letzten Zeit hatte Heia nachmittags immer leichtes Fieber, an diesem Tag konnte sie sich kaum auf den Beinen halten. Deshalb ging ich immer wieder hinaus, um nachzusehen, wie es ihr ging. Kurz vor Feierabend wollte ich wieder nach ihr schauen – und Heia war nicht mehr da. Ich sah mich um, fragte die Frauen – alles vergebens. Ich dachte, sie sei vielleicht zur Toilette gelaufen oder habe sich im Block verkrochen, aber meine Unruhe nahm zu, denn Heia ging fast nie ohne mich irgendwohin. Wenn es doch einmal vorkam, sagte sie mir immer vorher Bescheid.

Der Appell rückte näher, Heia war immer noch nicht da. Aufgeregt suchte ich sie überall und rief laut ihren Namen. Die Zeit verging. Von allen Seiten ertönten schon die Pfeifen zum Appell.

Der Kapo zählte uns durch, kontrollierte jede Reihe – eine fehlte! Die Frauen warfen mir böse, feindselige Blicke zu. Kapo und Aufseherin gerieten in Panik – jeder wusste, was in Auschwitz drohte, wenn so etwas bei einem Appell vorkam. Wir kehrten in den Block zurück – und meine letzte Hoffnung schwand: auch hier war Heia nicht.

Wie immer standen wir in Fünferreihen vor den Baracken. Sie zählten uns noch einmal, suchten dann in allen Winkeln, in den Waschräumen und auf den Latrinen nach

Heia, zählten wieder durch – eine fehlte. Sie war verschwunden, wie vom Erdboden verschluckt. Ein SS-Mann näherte sich. Die Blockälteste nahm Habachtstellung ein und warf mir noch einen Blick voll Hass und Angst zu. Sie erstattete Meldung, dass eine Gefangene aus ihrem Block fehlte. Der SS-Mann zählte genau, langsam, ging aufmerksam jede Reihe durch (es wurde mir schon ganz schwindlig von all dem Zählen!) und kurz darauf verbreitete sich die unheilvolle Nachricht unter den Tausenden von Frauen im ganzen Lager: im Block 27 fehlt eine. Das hiess, anstatt jetzt endlich auf die Latrine zu dürfen, nach der ganztägigen quälenden Schinderei ausruhen und unser Stückchen Brot essen zu können, mussten wir stehenbleiben, bis man Heia gefunden hatte. Ich spürte die hasserfüllten Blicke auf mir, die Last der Verantwortung und die wachsende Sorge um Heia erdrückten mich.

Endlich hatten sie sie gefunden: ohnmächtig lag sie im Gras, in der Nähe der Stelle, wo sie die Wäsche aufgehängt hatte. Triumphierend schleiften die Kapos sie wie eine entlaufene Verbrecherin über die Erde, durch den Schmutz und über die Steine, traten und stiessen sie und übergaben sie schliesslich halbtot und blutüberströmt der Blockältesten zur Züchtigung.

Nach dem Appell, als sich die Menge der Frauen wie eine Herde wilder Tiere, die aus dem Käfig befreit waren, in die Blocks, auf die Latrinen und zum Wasserholen in die Waschräume zerstreut hatten, zog ich Heia auf die Pritsche, wusch ihre Wunden, Schrammen und Blutergüsse mit einem Kräutergebräu, das wir zum Trinken bekommen hatten, hüllte sie in eine Decke und versuchte sie aufzumuntern so gut es ging. So erzählte ich ihr, dass wir bestimmt in Kürze die Befreiung erleben würden, weil alles auf ein bal-

diges Ende des Krieges hinwies. Meine Worte, so weit sie auch von der Wirklichkeit entfernt waren, verschafften Heia doch sichtbar eine gewisse Erleichterung. Ich konnte es ihr ansehen, obwohl sie kein Wort sprach.

Am folgenden Tag wurden wir aus der Wäscherei gejagt.

Zum Glück fanden wir auch jetzt keine schlechte Stelle: wir kamen in die Näherei, wo Anuszneni, die Mutter unserer Blockältesten, Kapo war. Wir hatten eine leichte «Sitzarbeit». Unser Kapo behandelte uns zwar sehr streng, aber sie schlug uns nicht und schimpfte nicht so ordinär wie die anderen. Wir besserten Lagerwäsche aus (für wen, weiss ich nicht, denn die Häftlinge bekamen so gut wie nie unbeschädigte und ordentliche Kleidungsstücke), stopften Strümpfe und nähten Knöpfe an. Um zwölf gingen wir in den Block, um unsere Portion Suppe in Empfang zu nehmen, und im Winter mussten wir bei starkem Frost nicht draussen zum Abendappell antreten. Wir wurden dann in der Näherei gezählt, unsere Arbeit war erst nach dem Appell zu Ende. Es wurde in zwei Schichten gearbeitet: eine tags und eine nachts. Die Nachtschicht war besonders anstrengend, weil es tagsüber im Block keine Ruhe gab und an Schlaf nicht zu denken war. Die Stubenältesten hetzten uns zu verschiedenen Arbeiten in der Baracke, wir mussten aufräumen und Kessel schleppen. Ausserdem waren wir durch häufige, überraschende Selektionen und später durch die Visiten des Doktor Mengele¹¹ gefährdet. Mengele ging durch die Baracken und suchte Frauen aus, die ihm zu irgendwelchen wissenschaftlichen Versuchszwecken dienen sollten. Auf der Flucht vor ihm sprangen wir aus den Fenstern und versteckten uns zwischen den Blocks und auf den

Latrinen. In der Baracke war es immer heiss und stickig. Im trüben Licht sassen die vielen erschöpften und vor Hunger und Schwäche fast ohnmächtigen Frauen an langen Tischen und beugten sich über ihre Nähmaschinen und Nadeln. Das Feuer im Krematorium erhellte die dunkle Nacht, die Stille wurde immer wieder vom Pfeifen der Lokomotiven und dem Dröhnen der Lastwagen zerrissen, in denen die Juden von den Nazis nach Auschwitz gebracht und dann in die Gaskammern transportiert wurden. (Im Herbst 1943 wurden die Menschen noch nicht im Zug bis zum Krematorium in Birkenau, sondern nur bis zur Rampe in Auschwitz gebracht.)

Wenn wir nachts gruppenweise von den Kapos zu den Latrinen geführt wurden, sahen wir lange Reihen von Lastwagen, und obwohl ich genau wusste, was da geschah, konnte ich einfach nicht glauben, dass es die Wahrheit war. Später, als die Transporte von Juden aus allen Ländern Europas immer zahlreicher wurden, perfektionierten die Nazis ihre Methoden: die Gaskammern wurden ausgebaut und die Schienenstrecke bis ans Krematorium verlängert.

Ich arbeitete mit Heia auch am Verlegen dieses neuen Schienenstrangs zum Krematorium. Meistens geschah das an Sonn- und Feiertagen, deshalb nannten wir diese Arbeit «Auschwitz-Ausgang». Die Tagesschicht in der Näherei war leichter, wir erwarteten sie immer wie eine Erlösung. Nachts konnten wir schlafen und spürten wenigstens den Hunger nicht, wir mussten nicht das Dröhnen der Lastwagen, die Verzweiflungsschreie und flehenden Gebete, das Stöhnen und Weinen der Todgeweihten hören.

Wenn die Aufseherin guter Laune war, suchte sie Sängerrinnen unter uns aus. Bei den wunderbaren Melodien aus

den verschiedensten Ländern vergassen wir einen Augenblick lang unser Leiden. Es gab hervorragende Sängerinnen mit einem umfangreichen Repertoire in der Näherei, vor allem die griechischen Jüdinnen, die so besonders zart waren und unser Klima und das Lagerelend nur sehr schlecht ertrugen.

Gegen Ende des Sommers 1943 brach im Lager eine Krätzmilbenseuche aus, die uns noch zusätzliche Qualen bereitete. Von Kopf bis Fuss waren wir mit roten Krusten bedeckt, wir kratzten uns blutig, und die Wunden eiterten und juckten erbarmungslos. In den heissen Augustnächten mussten wir schweissbedeckt und klebrig wie wir waren, zu acht, zehn Frauen auf einer Pritsche schlafen, dauernd gab es Streitereien und Kämpfe. Morgens rissen wir uns wieder die Wunden auf, die am Strohsack festklebten. Wegen der eiternden Geschwüre bereitete das Anziehen der Strümpfe grosse Probleme. Wenn wir sie im Waschraum ausziehen mussten, waren unsere Beine blutüberströmt. Diese unmenschliche Quälerei verursachten die Läuse, die dick und vollgesogen mit unserem Blut über die Wunden krochen.

Die Krätzmilben machten mich so nervös, dass ich bei jedem kleinsten Anlass aufbraute, sogar mit Heia über Nichtigkeiten in Streit geriet und böse und ungerecht wurde. Heia war geduldiger und mir gegenüber unendlich verständnisvoll. Abends legte sie meine Kleidung zusammen, die ich beim wütenden Kratzen von mir geschleudert hatte. Stundenlang sass sie neben mir, manchmal bis spät in die Nacht und fächelte mir mit einem Lappen Kühlung zu. Sie war so gut zu mir, nicht wie eine Schwägerin, sondern wie eine richtige Mutter.

«Mein kleines Hühnchen!» sagte sie immer liebevoll zu mir.

Seit auf meinem Kopf wieder Haare wuchsen, nachdem ich bei der Ankunft in Auschwitz kahlgeschoren worden war, nannte sie mich immer Hühnchen.

Im Lager befand sich eine kleine Gruppe von Kindern im Alter von ein bis vierzehn Jahren, denen der einen oder andere Kapo oder sogar die Block- und Stubenältesten ein wenig Aufmerksamkeit schenkten, denn der Anblick lebendiger Kinder war eine Neuheit und Seltenheit im Lager. Das weckte das Interesse der SS-Männer von der Kommandantur. Eines schönen Tages bestimmten sie einen einzelnen Block, der nur für die Kinder sein sollte; die Lebensbedingungen sollten dort viel besser sein: saubere Pritschen für vier Personen, neue Strohsäcke, warme Decken, grössere Portionen Brot – Weissbrot! –, Milch und jeden Tag ein Stückchen Butter.

Von diesem Paradies träumten nicht nur viele Mädchen, sondern auch eine Reihe Frauen, die kahlgeschoren, klein und abgemagert tatsächlich für Kinder gehalten werden konnten. Weissbrot und Milch besaßen eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Man verfiel auf die verschiedensten Methoden und Tricks, um in den Kinderblock zu kommen, und diejenigen, die es schafften, erregten den allgemeinen Neid.

Was mich betrifft, so wollte ich nicht mit den anderen Kindern in einen gesonderten Block. Ich hatte angegeben, dass ich siebzehn Jahre alt war und blieb auch hartnäckig dabei, weil ich mich um keinen Preis von Heia trennen wollte. Die anderen Häftlinge verspotteten mich, aber ich liess ihre Sticheleien nicht an mich heran. Ich ging weiter in die Näherei, hungerte und litt. Mein verhältnismässig gutes Aussehen und meine Gesundheit blieben mir trotzdem erhalten. Welchem Umstand ich diese Widerstandsfähigkeit meines Organismus zu verdanken hatte, weiss ich selbst nicht.

Ich fürchtete, nach ein paar Wochen würden Lastwagen zum Kinderblock kommen, um alle glücklichen Bewohner dieser «Wunderbaracke» nackt, starr und fassungslos vor Entsetzen in die Gaskammern zu bringen. Weissbrot und Milch würden sich nur als Köder erweisen.

Das Schicksal der jüdischen Kinder von Auschwitz bestätigte mich in der Überzeugung, dass man selbst im Kampf um Hunger und Elend seinem Gespür folgen soll, ohne die eigene Würde dabei zu vergessen. Ich stand immer abseits, wenn die Gefangenen den Suppenkessel belagerten, sich gegenseitig stiessen und traten, um zwei Pellkartoffeln oder etwas von der dickeren Suppe zu ergattern. Das rief immer eine unbändige Fröhlichkeit und Spottgelächter der SS-Männer und ihrer Untergebenen hervor.

«Wenigstens sind wir für sie kein Anlass zur Freude», sagte ich dann oft zu Heia. Aber Heia hatte keine Kraft mehr zu hungern. Um so mehr war sie in der Lage, logisch zu denken. Oft bat sie mich, zu der Stubenältesten zu gehen, die das Essen austeilte, und um einen Nachschlag zu bitten. «Du bist doch ein Kind, dir wird sie's nicht verwehren! Versuch's doch! Erschlagen wird man dich schon nicht dafür...»

Ich durchlitt in diesen Augenblicken wahre Qualen. Bei meinem Hunger zog mich der Kessel an wie ein Magnet. Ich spürte, dass ich Helas Bitte erfüllen musste. Ich spürte es, aber ich war nicht imstande, mich zur Überwindung meines inneren, verbissenen Widerstandes durchzuringen. Manchmal, wenn auch sehr selten, rief mich die Stubenälteste zu sich und gab mir noch etwas Suppe nach. Voller Wut auf mich selbst, weil ich das Zittern meiner Hände dann nicht beherrschen konnte, hielt ich ihr die Schale hin.

Einerseits verzehrte ich mich nach dem Essen und der gutmütigen Zuwendung eines Menschen, andererseits war ich stolz, dass ich mich nicht dazu erniedrigt hatte zu betteln.

Diese sporadischen Gelegenheiten machten mich mit der Zeit unempfindlicher gegen das Flehen meiner Schwägerin: «Halina, geh doch, bitte, frag doch, versuch doch mal...!» Ich wagte dann nicht, ihr in die Augen zu sehen. Am liebsten hätte ich mir die Ohren zugehalten. Meine Beine schienen mir an der Erde festgewachsen, mein Mund geknebelt. Die Vorstellung, die Stubenälteste könnte mich schlagen, wegstossen, mich barsch abfertigen und mit gemeinem Spott bedenken, während ich mit der leeren Schale in der ausgestreckten Hand vor ihr stand – diese Vorstellung peinigte mich noch mehr als Helas Hunger und ihr flehender Blick. Ich war mir im Klaren, dass ich Heia damit verletzte und mich dumm und kindisch benahm. «Sind wir beiden denn die einzigen, die Hunger haben?» fragte ich mich, wenn ich nach irgendeiner Rechtfertigung für mein Verhalten suchte. «Andere werden doch auch verrückt vor Hunger. Und? Die schämen sich nicht, betteln dauernd um Nachschlag und bekommen doch meistens nur eins mit der Kelle übergezogen anstatt noch etwas Suppe. Und diese Schimpfworte!» Ich folgte Heia in allem. Aber in dieser einen einzigen Frage konnte ich mich nicht zum Gehorsam zwingen.

Helas Zustand wurde von Tag zu Tag schlimmer. Sie war zu einem lebenden Skelett geworden. Niemand hätte in ihr mehr das schlanke, anmutige Mädchen mit den goldblonden Haaren und den fröhlichen, blauen Augen erkannt. Grauenvoll abgemagert, mit kahlgeschorenem Kopf, hervortretenden Augen und ihrem fahlen Gesicht sah sie aus wie eine alte Frau oder wie ein unterentwickeltes Kind. Ein

paar von unseren Nachbarinnen rieten mir, Heia zu verlassen, sie habe bestimmt Schwindsucht und werde bald sterben. Voll Zorn und Empörung vernahm ich solche Diagnosen, die mit der in Auschwitz üblichen, grausamen Offenheit geäußert wurden.

Ich liebte Heia und war überzeugt, dass sie selbst eine Schwindsucht überwinden und wieder gesund werden könne und mit mir zusammen die Befreiung erleben würde.

Gleichzeitig wurde ich Zeuge, wie unsere Pritschennachbarinnen, die als gesunde und kräftige Frauen grösste Überlebenschancen hatten, allmählich zusammenbrachen und in die Gruppe der sogenannten «Schmuckstücke» oder «Muselmänner» kamen. Die Lagerführer und ihre Helfershelfer unter den Häftlingen quälten diese armen, unglückseligen Muselmaninnen mit besonderer Grausamkeit. Sie richteten sie auf alle erdenklichen Weisen zugrunde.

Wenn der deutsche Arzt in Begleitung von SS-Offizieren und dem Lagerführer mit einem leichten Wink seines kleinen Stöckchens die Muselmaninnen aus der Menge der Häftlinge selektierte, wurden sie direkt in die Gaskammern oder auf Block 25 gebracht. Dieser Block war durch eine hohe Mauer von allen anderen getrennt. In völliger Isolierung warteten die Insassen ohne Brot und Wasser und ohne Zugang zu den Latrinen oft wochenlang auf den Tod, den sie dann meistens ohne den geringsten Widerstand hinnahmen. Darin sahen sie sicher die einzige Befreiung. Wenn mir gegenüber der Block 25 erwähnt wurde, vergass ich Hunger und Erschöpfung sofort. Jeden Tag beim Appell und in den vielen schlaflosen Nächten starrte ich wie gebannt auf das Krematorium, dieses langgestreckte, scheinbar so harmlose Gebäude mit dem grossen Schornstein, der

wie ein Fabrikschlot aussah und ununterbrochen, Tag und Nacht, Rauch ausstiess. Ich begriff nicht, wie es geschehen konnte, dass die Massen von Menschen, die aus den Zügen und dem Lager dorthin getrieben wurden, in diesem Gebäude einfach für immer verschwanden. Die Tötung geschah direkt vor unseren Augen. Hinter dem Zaun neben uns, ganz nah.

Später, als ich im Aussenkommando, also ausserhalb des Lagers arbeitete, kamen wir oft an Menschen vorbei, die auf dem Weg in die Gaskammern waren. Sie fragten uns, wohin sie gebracht würden – so wie wir damals in Majdanek, waren sie überzeugt, dass sie sich dort im Waschraum reinigen und dann im Lager arbeiten würden. Die meisten ahnten nichts bis zum letzten Augenblick. Ein paar Stunden später wurden ihre Sachen schon in «Kanada» für die Verladung in spezielle Züge sortiert: die Beute der Mörder ging nach Deutschland. Blutrot stieg die Feuersäule aus dem Kamin, verbreitete ringsum einen dichten, beissenden Rauch und den Geruch von verbrannten Knochen.

Es kostete Heia immer mehr Anstrengung, auf die Pritsche hinauf und am Morgen wieder hinunter zu kriechen. Bei den Appellen konnte sie sich kaum auf den Beinen halten. In der Näherei sass sie gekrümmt über ihrer Arbeit. Husten, Krätzmilben, Durchfall und Skorbut peinigten sie. Ich musste ihren Zustand vor den Stuben- und Blockältesten und bei der Arbeit vor dem Kapo verbergen. Ich hatte Angst, dass sie aufs Krankenrevier, ins «Krankenhaus» geschickt würde. Das war gleichbedeutend mit dem Tod.

Während der Blocksperr¹² machte die ganze Baracke Fürchterliches durch. Zusammengepfercht und schweissgebadet quälten wir uns auf den engen, niedrigen Kojen; pausenlos gab es Streit um das bisschen Platz. Die ganze

Zeit drängten sich die Gefangenen an der Barackentür und im Gang davor und flehten, doch zur Latrine gehen zu dürfen. Mit Fäusten und Stöcken droschen dann Block- und Stubenälteste auf diese Unglücklichen ein. Aber weder Prügel noch Drohungen und Schimpfworte noch Güsse mit Schmutzwasser nützten etwas. Die Menge gab nicht nach, sondern wurde immer grösser, je länger die Blocksperr dauerte.

Schliesslich, wenn die Türen dem Druck nicht länger standhielten, liessen die Lageraufseher alle paar Stunden einige Frauen heraus, die mehrmals genau durchgezählt und dann von den Stubenältesten auf die Latrinen gebracht wurden. Um mit einer solchen Gruppe von Glücklichen hinauszukommen, musste man an der Türe einen verbissenen und heftigen Kampf mit den anderen Gefangenen führen. In diesen Kämpfen konnte niemand bestehen, der nicht noch verhältnismässig kräftig war. Aber was war mit den Kranken, besonders den Durchfallkranken! Diesen war es überhaupt nicht möglich, sich zu den weit entfernten Latrinen zu schleppen. Es gab auch keine Möglichkeit, die mit Kot besudelten Beine abzuwaschen. Das gelblich abgestandene, von Rost durchsetzte Wasser war kaum zu bekommen. Es war nicht einmal genug da, um den Durst zu stillen. Viele Durchfallkranke erleichterten sich in die Näpfe, in denen sie sonst die Suppe holten, oder in ihre «Kaffeeetöpfe». Diese Gefässe versteckten sie dann unter ihren Strohsäcken, um den Strafen zu entgehen, die dann drohten – man bekam dafür fünfundzwanzig Stockhiebe auf das nackte Gesäss, oder man musste eine ganze Nacht lang mit erhobenen Händen draussen auf dem spitzen Schotter knien. Solche Strafen endeten nicht selten mit dem Tod der «Schuldigen».

Der Durchfall raubte Heia die allerletzten Kräfte. Als sie die Koje verlassen wollte, um sich zu erleichtern, bekam sie plötzlich einen Darmkrampf. Ich warf ihr sofort eine Decke über und stellte mich schützend vor sie, damit sie sich unbemerkt in einen Topf erleichtern konnte. Man musste sehr vorsichtig sein, denn wenn uns eine Gefangene aus unserer oder einer der benachbarten Pritschen dabei beobachtete, würde sie uns möglicherweise bei der Stubenältesten melden.

Das Herz schlug mir bis zum Halse, wenn ich mich dann wie eine Verbrecherin zum Ausgang stahl, wobei ich hin- und hermanövrieren und den verräterischen Topf verbergen musste, dem ein schrecklicher Geruch entströmte. Gleichzeitig prügelte ich mich in dem unvorstellbaren Gedränge mit den anderen Gefangenen, kratzte und trat, denn um jeden Preis musste ich zur Latrine...

Wenn ich dann im geschlossenen Verbund mit den anderen Häftlingen und unter Bewachung mehrerer Stubenältester marschierte, nahm ich den Topf von einer Hand in die andere, lavierte damit auf die verschiedensten Arten und Weisen und hütete ihn wie einen Schatz. Leider war er nur so klein, so schnell füllte er sich wieder und war so oft vonnöten. Unzählige Male schleuste ich so während der Blocksperrn den stinkenden Topf hinaus, jedesmal in panischer Angst. Zum Glück wurde ich aber nie bei diesem Vergehen erwischt. Heia war schon so schwach und von ihrer Krankheit so erschöpft, dass sie selber freiwillig auf das Revier gehen wollte. Aber ich widersprach kategorisch und tröstete sie damit, dass alles bald vorbei sein würde, aber insgeheim war ich halbtot vor Verzweiflung.

Die langen, heftigen Herbstregen bedeuteten eine weitere Erschwernis des Lebens in Auschwitz. Knöcheltiefer Schlamm, Pfützen, durchnässte, vermodernde Kleidung,

Kälte. Absichtlich zogen die SS-Männer die Appelle in die Länge. An Regentagen nahmen sie jede Kleinigkeit zum Anlass, um uns «beispielhaft» zu bestrafen. Dafür, dass wir nicht gleichmässig und nicht genau im Takt der Kapelle, die den Kolonnen beim Abmarsch zur Arbeit aufspielte, marschiert waren; für schlecht geputzte Schuhe oder ungenügende Stille bei der sogenannten Blockruhe mussten wir im Schlamm knien oder mit schweren Steinen in der Hand laufen. Vorwände gab es genug. Wir erstarrten vor Kälte und Regen.

Nach solchen schweren Tagen wurden wir abends direkt nach dem Appell in die Waschräume gejagt; wenn wir dann spät in die Blocks zurückkehrten, stellte sich heraus, dass unsere Strohsäcke bei der Desinfektion und die meisten Decken bei der Entlausung waren, und dass über unseren Pritschen eine stinkende Flüssigkeit, wohl ein Desinfektionsmittel, ausgekippt worden war. Segensreiche Folgen solcher Hygieneaktionen bekamen wir allerdings nie zu spüren.

Als wir eines Tages schlaftrunken von der Nachtschicht zurückgekehrt waren, uns gerade unter dem unmenschlichen Gebrüll der Stubenältesten auf unsere Strohsäcke niedergelegt und die feuchten Schuhe unter den Kopf geschoben hatten, ertönten plötzlich Pfiffe aus allen Ecken des Lagers.

«Aufstehen zum Appell! Alle Jüdinnen zum Appell!» Die Stubenältesten rissen den Schlafenden die Decken weg, hämmerten mit den Fäusten auf sie ein und fluchten. Die Zähne klapperten mir vor Kälte. Aufgeregt warf ich mir meine Lumpen über, dann gingen wir beide, Heia und ich, vor die Baracke hinaus, wo sich alle schon in Reihen aufgestellt hatten. Ein Sonderappell nur für die Jüdinnen, zu dem sogar die Arbeiterinnen der Tagesschicht bei den Baracken bleiben mussten – wir hatten keinen Zweifel, was

das zu bedeuten hatte. Voll Angst und nervöser Anspannung schauten wir einander an. Wer von uns würde die Selektion heil überstehen und in den Block zurückkehren können? Mich ergriff die furchtbare, verzweifelte Gewissheit, dass Heia ins Gas geschickt würde. An Wunder glaubte ich schon lange nicht mehr. Fieberhaft begann ich, meine Schwägerin zur Flucht zu überreden: noch konnte sie sich auf der Latrine oder in irgendeinem Eckchen verkriechen. Aber Heia widersetzte sich hartnäckig, sie erinnerte sich nur zu gut daran, wie sie geprügelt und gepeinigt worden war, als sie beim Aufhängen der Wäsche in Ohnmacht gefallen war. Sie wollte lieber sterben, als noch einmal so etwas durchmachen.

In Fünferreihen gingen wir auf den grossen, leeren Platz vor dem Waschraum. Auf Befehl der Nazis mussten wir uns dort völlig entkleidet in einer Reihe hintereinander aufstellen, jede einzeln. Hunderte Frauen aus den verschiedensten Ländern und Städten, mit den unterschiedlichsten Sprachen, grosse und kleine, kräftige und magere, glathäutige und solche, deren Körper mit Wunden, Krusten und Blutergüssen bedeckt waren.

Vor uns pflanzte sich ein unheimliches Tribunal aus SS-Männern auf. Das kleine Stöckchen in der Hand des Doktor Mengele sprach das letzte Urteil: links – Tod, rechts – Weiterleben in der Folter von Auschwitz. Unentwegt schob sich die Reihe nackter Frauenkörper weiter in Richtung Waschraum, während Mengele in Begleitung des Unterscharführers Taube seine Opfer selektierte. Die Frauen, denen er das Leben schenkte, gingen in den Waschraum und kehrten nach einer kurzen Reinigung in den Block zurück. Diejenigen, die er für den Ofen bestimmt hatte, drängten sich, vom Lagerkapo zusammengetrieben, auf der linken

Seite des Platzes, ihre Nummern wurden notiert, damit sie von der Liste der Lebenden gestrichen werden konnten.

Es war ein schöner, freundlicher Tag. Die Sonne schien am hellen, klaren Himmel. Die Selektion verlief zur Zufriedenheit der Vertreter der Herrenrasse, alles ging glatt und problemlos wie immer. Das Stöckchen des Doktors schwang leicht in seiner Hand, die in einem eleganten Handschuh steckte – rechts, links, links, rechts: Die Juden, die für die «neue Germanische Ordnung und die Reinheit der höheren Rasse» eine Bedrohung darstellten, mussten sterben. Was machte es schon aus, ob jetzt oder später? Kein Problem. Die Nazis hatten beschlossen, alle umzubringen, also taten sie es auch. Systematisch und genau.

Ich ging direkt hinter Heia, um sie immer im Auge zu haben. Je näher wir den Richtern – den Henkern – kamen, desto näher drängte ich mich an Heia. Gnadenlos schob sich die Reihe vorwärts. Nichts konnte sie aufhalten, nirgends konnte man sich verbergen, es gab kein Zurück. Mein Herz hämmert so heftig, dass mir schwarz vor Augen wird. Was wird geschehen, Mama!? Noch ein paar Schritte, noch ein Schritt... wir stehen vor den sauberen, grünen Uniformen, den grünen Kappen mit den steifen Schirmen; kalte Blicke schätzen uns auf unsere Eignung ab, taxieren unseren körperlichen Zustand. Ich dränge mich an Heia, möchte sie mit meinem eigenen Körper vor ihren Augen schützen. Da verharrt der Blick des Doktor Mengele auf uns. Kalt abschätzend, ironisch. Das Stöckchen hebt sich ohne Eile. Rechts – links. Mein Herz steht still. Ich umschlinge Heia mit den Armen. Ich sehe nichts mehr, fürchte nichts mehr, weiss nur – was auch immer geschieht, ich muss bei Heia bleiben. Sonderbar, denn plötzlich fühlte ich, dass ich jung, gesund

und kräftig war. Es dauerte nur ein paar Sekunden, auf dem Platz entstand ein Durcheinander. Der Ablauf der Selektion war gestört worden, die eiserne Disziplin war geplatzt. Alle Augen richteten sich auf uns. SS-Mann Taube schien vor Erstaunen sprachlos. Dafür kamen von allen Seiten Kapos herbeigerannt, die versuchten, mich von Heia loszureissen. Ich liess es nicht zu, krampfhaft verklammerte ich meine Arme, wehrte mich mit den Beinen, trat und brüllte.

Ich weiss nicht, wie lange sie noch an mir kleinem, dreizehnjährigen Mädchen gezerrt hätten, das sich an diesem kaum noch lebendigen Skelett festklammerte, wenn nicht Taube entschieden hätte, dass ich ja das Schicksal der zum Tode Bestimmten teilen könnte, wenn ich mich nicht von ihr trennen wollte. Also trugen die Kapos meine Nummer auf der Liste der Selektierten ein.

Die Gruppe der SS-Offiziere in der Mitte des Platzes hatte die ganze Szene beobachtet, zur besseren Sicht schirmten sie ihre Augen mit der Hand vor der Sonne ab. Es schien sie wohl eher zu amüsieren als zu erzürnen, denn keiner zeigte irgendeine Empörung über diesen Akt des Ungehorsams. Solche Dinge kamen selten im Lager vor, man war an blinde Folgsamkeit gewöhnt. Mein kindliches Aufbegehren war für diese Banditen offenbar eine gewisse Attraktion. So erkläre ich es mir heute, denn dann geschah etwas, was sich keiner von uns hätte vorstellen können: der stellvertretende Lagerkommandant Hössler winkte mich mit dem Finger zu sich. Ich drückte die Kleidungsstücke, die ich in der Hand hielt, an mich, und ohne nachzudenken lief ich zu der Gruppe von SS-Männern. Ich reckte meinen Kopf, um Hössler ins Gesicht sehen zu können.

Gross und selbstbewusst standen sie alle breitbeinig da. Hössler kam mir dreister und bedrohlicher vor als die ande-

ren. Ich begriff seine Frage sofort. Er wollte wissen, wer die Frau war, um die ich so gekämpft hatte. Als hätte ich nur darauf gewartet, all das auszusprechen, was sich so lange auf meinem Herzen angesammelt hatte, begann ich in einem raschen und unaufhaltsamen Schwall von jiddisch-deutschen Worten zu erklären, um was es ging.

«Das ist meine Mutter, meine Schwester, meine Familie, ich kann nicht ohne sie leben!» rief ich.

Die Offiziere hörten schweigend zu. Keiner von ihnen rührte sich oder änderte auch nur die starre Haltung.

Hössler fuhr mich an wie ein kleines Kind und befahl mir, zu schweigen.

«Und wenn nicht», sagte er, «dann wirst du dahin gehn mit deiner Schwägerin, verstehst du?» Dabei zeigte er auf das Krematorium, das jenseits des Zaunes seinen Rauch ausstieß. Hatte ich verstanden? Ich schloss sofort den Mund, trotzdem entschlüpfte mir unfreiwillig noch ein hoffnungsvolles und ungläubiges «Jaaaa?!».

Die SS-Männer grölten laut los und äfften mich mit einer teuflischen, grausamen Lustigkeit nach: «Jaaa?! Jaaa?!»

Hössler rief den Lagerkapo und befahl in meiner Anwesenheit, unsere beiden Nummern von der Liste der Selektierten zu streichen. Als ich das sah, konnte ich eine unbändige Freude nicht unterdrücken, ich vergass alles um mich herum und stürzte in der ersten Aufwallung der Gefühle zu Hössler, um ihm zu danken. ...

Eine heftige Ohrfeige traf mich wie ein Blitz, mir wurde schwarz vor Augen, ich verlor das Gleichgewicht und fiel. Der Schmerz des Schlages war nichts gegen mein Gefühl der Scham. Eine Bestie bleibt eine Bestie, selbst wenn sie etwas tut, was menschlich erscheint. Wie konnte ich das damals in dieser Aufwallung von Glück und Dankbarkeit ver-

gessen? Ich bekam die Strafe, und die brutale Ohrfeige holte mich zurück in die Wirklichkeit. Aber diese Wirklichkeit – meine und Helas – hatte trotzdem etwas Wunderbares: uns war das Leben geschenkt. Das Leben!

Die Kapos lächelten jetzt gnädig und Überboten einander in «Freundlichkeiten» uns gegenüber. Im Waschraum und im Block waten wir von einer Menge Frauen umringt. Den ganzen Abend sprach man im Lager nur von meinem «Abenteurer». Als unsere Blockälteste – eine ewig wütende und brüllende Person – davon erfuhr, lächelte sie sogar mit einem gewissen Stolz, dass in ihrem Block so etwas vorgekommen war. Sie wollte wissen, welches Mädchen seine Schwester vor der Selektion gerettet hatte (die Gerüchte hatten aus meiner Schwägerin meine Schwester gemacht, auf diese Weise wurde mein Verhalten wohl erklärlicher) und es gewagt hatte, Hössler um den Hals zu fallen.

Als die Häftlinge ihr die «Heldin» zeigten, kam sie heran, um mich aus der Nähe zu betrachten, und ich bemerkte auf ihrem Gesicht eine Mischung aus Staunen, Verachtung und Enttäuschung. Ich war ja nur ein ausgehungertes, unglückliches Kind, das so aussah wie die meisten Opfer hier, die die Zahl der «Schmuckstücke» von Tag zu Tag grösser werden liess. Aber obwohl sie nicht begreifen konnte, wie ich die Nazis «eingewickelt» hatte, hörte sie von nun an auf, Heia und mich zu tyrannisieren.

Nachdem wir so erfolgreich gegen das Urteil des Doktor Mengele gekämpft hatten, gewann Heia dennoch ihren Glauben an eine bessere Zukunft nicht wieder. Nur ihre Liebe zu mir hielt sie noch aufrecht. Manchmal zeigte sie auf ihre Arme und Beine, die so dünn waren wie Stöckchen,

und sagte: «Ich selbst lebe doch eigentlich schon gar nicht mehr, nur noch von dir lebe ich, Halina, von deinem Atem.» Versonnen und voller Bewunderung sagte sie dann: «Ich hätte nie gedacht, dass du das tun würdest, dass du mit mir bis ganz zum Ende gehen würdest.»

Ich gestand ihr offen, dass ich es selbst nicht geglaubt hätte; wenn mich vor der Selektion jemand gefragt hätte, ob ich bereit sei, mit jemandem ins Gas zu gehen, hätte ich nein gesagt. Sonst hätte ich lügen müssen, denn in Wahrheit fürchtete ich mich schon vor dem blossen Gedanken an den Tod, die Vergasung, das Krematorium. Aber als mir der Verlust von Heia drohte, konnte ich mich dem Ruf meines Herzens nicht widersetzen. Ich hatte ohne Überlegung gehandelt, instinktiv. Heia schaute mich mit grosser Zärtlichkeit an, und ich fühlte, wie mich eine Woge von Wärme überströmte. Immer wieder beteuerte ich ihr, dass sie durchhalten und die Befreiung erleben würde. Aber sie verneinte immer traurig; sie wusste, dass sie unheilbar krank war und dass ihre Tage gezählt waren. Kurz darauf wurden wieder die Frauen aus unserem Lager zur Selektion an den Waschraum geholt. Diesmal hörte Heia auf mich: sie versteckte sich in der Baracke. Wenn eine Selektion nicht das ganze Lager betraf oder nicht während des normalen Appells stattfand, war es möglich, sich zu verstecken.

Unter den Hunderten gefangener Frauen, die dort wieder an der gleichen Stelle selektiert wurden, erkannte Hössler mich wieder: «Ach, da ist ja die, die uns letztens so ein Theater gemacht hat», rief er aus, als ich in der Reihe der Frauen an ihm vorbeiging. «Wo ist denn deine Schwägerin?» Zu Tode erschrocken erwiderte ich, dass Heia schon vor mir durchgegangen sei. Zum Glück gab sich Hössler mit dieser Ausrede zufrieden. Wenn er auf die Idee gekommen wäre,

meine Aussage zu überprüfen, hätte es für uns beide keine Rettung mehr gegeben.

Im November bekamen wir die frühen Frosteinbrüche hart zu spüren. Im Lager brach Flecktyphus aus. Tausende waren krank, fast besinnungslos, mit Augen, die vom Fieber brannten und ausgedörrten, aufgesprungenen Lippen. Tausende starben in ihren Kojen, bei den Appellen und der Arbeit, auf dem Krankenrevier und in den Gaskammern. Die Baracken leerten sich mehr und mehr. Die Anzahl der Frauen verringerte sich in einem unglaublichen Tempo. In unserem Block, der vor der Epidemie noch etwa eintausenddreihundert Frauen beherbergt hatte, waren nachher noch zwei- oder dreihundert.

Helas Leben erlosch wie die Flamme einer heruntergebrannten Kerze. Ich begann einzusehen, dass ich den Kampf früher oder später aufgeben und Helas Verlegung aufs Krankenrevier hinnehmen musste. Immer noch, und immer öfter, brachte ich ihren Topf zur Latrine, bei den Appellen scharfte ich mit den Füßen über die Stellen, wo sie sich erleichtert hatte, während ich sie mit meinem Körper deckte. Ich hatte jetzt nicht mehr soviel Angst vor der Blockältesten und den Mitgefangenen. Irgendwie wagte es keiner, uns anzugreifen.

Eines Morgens drang der Pfiff, der uns zum Appell rief, nicht mehr in Helas Bewusstsein. Sie blieb taub für mein Bitten und Flehen. Sie verstand nicht, was ich von ihr wollte. Reglos, kraftlos lag sie da und war dem Schicksal ausgeliefert. Ich musste sie auf der Pritsche lassen und allein zum Appell gehen – zum ersten Mal, seit wir uns im

Lager befanden. Eigentlich war es die Blockälteste, die mich von Heia wegzog, bevor die Aufseherin kam. Die Stubenälteste trug Heia dann auf der Bahre hinaus und stellte sie neben den anderen, aufgebahrten Kranken ab. Nach dem Appell sollten sie alle aufs Krankenrevier gebracht werden, so ging es jeden Tag, schon seit Monaten. Nur dass jetzt meine Heia unter ihnen war... Sie lag auf der Bahre wie in einem Sarg. Nur ihre riesigen, weit aufgerissenen Augen waren noch lebendig, sie starrten mich an, als wollten sie sich verabschieden, um Verzeihung bitten oder darum flehen, nicht vergessen zu werden. Nein, ich kann es nicht in Worte fassen, was die Augen der sterbenden Heia ausdrückten! Ich kann es nicht beschreiben, welch schrecklichen Anblick dieses zwanzigjährige Mädchen bot!

Heute weine ich bei der Erinnerung an diese Szene. Aber damals war ich von meiner Trauer so betäubt, dass ich nicht einmal weinen konnte. Ich blieb allein in dieser riesigen Menge von Frauen – leidenden, gleichgültigen, von fremden Schmerzen ungerührten Frauen. Jede hatte ihre eigene Vergangenheit, ihre eigene Tragödie. Keine hier brauchte mich, keine ging mein Schicksal etwas an, im Gegenteil: in der Enge der Baracken, beim Anstehen für Suppe und Brot war eine der anderen lästig. Es gab nicht einmal genügend Luft zum Atmen für alle. Die Stärkeren schüttelten die Schwächeren ab, verdrängten sie überall, richteten sie zugrunde.

Oft drängten sie mich aus den Schlangen bei der Essensverteilung, zogen mir nachts die Decke weg oder schubsten mich von meinem Strohsack hinab auf den Fußboden oder auf die schmutzigen Schuhe, die an der Wand aufgereiht standen. Ich war umgeben von Feindseligkeit, aber niemand hatte Schuld daran – unter diesen schrecklichen Ver-

hältnissen konnte es einfach nicht anders sein. Mir fehlte Heia, die trotz ihrer Krankheit und Schwäche immer für mich eingetreten war und nie zugelassen hatte, dass mir Leid zugefügt wurde.

Ich verteidigte mich so gut ich konnte. Ich weinte nicht, ich beklagte mich bei niemandem. Ich wurde vorsichtig, wachsam und, wie alle anderen, gleichgültig gegenüber allem, das keine unmittelbare Bedrohung für mich darstellte. Es war, als sei ich nach der Trennung von Heia wie ausgewechselt.

Ich sah sie noch einmal vor ihrem Tod. Die stellvertretende Blockälteste, eine Polin namens Zosia, die uns beide seit der denkwürdigen Selektion kannte, nahm mich eines Morgens nach dem Appell mit aufs Krankenrevier, als sie neue Opfer dorthin bringen musste. Mit Mühe erkannte ich Heia unter den Hunderten von Sterbenden in der Krankenbaracke. «Haiinka, du bist gekommen!» flüsterte sie mit leiser Stimme, als wache sie aus einem Traum auf. Hier hatte sie mich nicht erwartet.

Ich bekam kein Wort über die Lippen. Ich legte mein Brot neben sie, das ich für sie aufgespart hatte, seit Zosia mir diesen Besuch in Aussicht gestellt hatte. Heia liess ihre Augen nicht von mir, dem Brot aber schenkte sie keine besondere Aufmerksamkeit. Als ich mich endlich gefasst hatte und ihr etwas sagen wollte, wurde ich hinausgejagt.

Draussen auf dem Platz vor dem Krankenrevier, wo ich auf Zosia warten musste, türmten sich die Leichen zwischen den Blocks, sie sahen aus wie Stapel vetrockneter, gefrorener Holzscheite. Nackte und steife Leichen, die geschorenen Köpfe hintenüber hängend, die Gliedmassen winzig und dürr. Alle paar Tage kamen Lastwagen, und die

Häftlinge vom Sonderkommando warfen die Leichen wie Steine auf die Ladefläche und kippten sie dann wie Abfall in die Krematoriumsöfen. Ich hatte noch nie so viele Leichen auf einmal gesehen. Meine Schwägerin war zwar noch nicht tot, aber sie war nicht mehr weit von diesen Leichen hier entfernt.

Als ich wieder auf den Block zurückkehrte, war ich vor Trauer, Verzweiflung und Entsetzen fast von Sinnen.

Ein paar Wochen später kam Zosia an mir vorbei, als sie uns in der Reihe abzählte, und ich fragte sie zaghaft, ob sie nichts von Heia wisse. Zosia war ständig in Kontakt mit dem Revier, deshalb wusste sie immer, wer aus unserem Block dort gestorben war, wer wieder gesund und wer zur Vergasung gebracht worden war. Diese Daten vermerkte sie dann auf der Liste der Blockinsassen. Nie erwähnte sie Heia mir gegenüber. Wie fast alle Lagerfunktionäre behandelte sie die Häftlinge barsch und verächtlich. Deshalb hatte ich lange gezögert bevor ich wagte, sie zu fragen. Ausserdem hatte ich Angst vor einer schlimmen Nachricht.

Im ersten Moment schien Zosia von meiner Frage überrascht, sie schwieg. Ich war überzeugt, dass sie mich im nächsten Moment anschnauzen und irgendeinen Fluch austossen würde, aber immer noch schweigend sah sie mir in die Augen. Schon lange hatte mich niemand mehr mit einem so menschlichen, natürlichen Blick angeschaut.

«Sie ist tot», sagte sie kurz. Sie ging aber noch nicht weg, ich sah ihr Gesicht wie durch einen Nebel, durch ein Dunkel, das mich plötzlich umgab. Ich musste noch wissen, was mit Heia geschehen war – war sie selektiert und vergast worden oder... Jede Einzelheit war für mich wichtig. «Sie ist von selbst gestorben», antwortete Zosia. Dabei verzog sie ihr Gesicht oder lächelte irgendwie merkwürdig. Einen

Moment später hörte ich, wie sie ein paar Reihen hinter mir eine Frau anbrüllte.

In diesem Winter gab es sehr viel Schnee und Frost. Die ewig feuchte, jämmerliche Kleidung, die zerrissenen Strümpfe, die an den wunden Beinen klebten, und die viel zu grossen Holzpantinen machten schnelles Gehen unmöglich, doch auf Befehl der Nazis mussten wir uns immer im Laufschrift fortbewegen.

Krätzmilben, Hunger, Läuse, Durchfall, Flecktyphus – das war unsere Situation im Winter 1943/44.

Die Zahl der Menschen in den Blocks und bei den Kommandos verringerte sich ständig. Auf meiner Koje hatten sich bisher neun Frauen gedrängt und sich gegenseitig geplagt, sechs davon erkrankten an Typhus. Wenn ich morgens aufstand, war ich nass von ihrem Schweiß. Bald waren wir nur noch drei, die – vorerst noch – gesund waren: Sabina, deren Mutter auf dem Weg von Majdanek nach Auschwitz erschossen worden war, ein sechzehnjähriges Mädchen aus Bedzin (an ihren Namen kann ich mich nicht einmal mehr erinnern) und ich. Der Rest war entweder aufs Krankenrevier gekommen und nicht mehr von dort zurückgekehrt oder in der Baracke und bei den Appellen gestorben.

Wir drei waren etwa im gleichen Alter, und die gleichen Erfahrungen verbanden uns. Wir sprachen die gleiche Sprache, verstanden uns gut und begannen, uns gegenseitig zu helfen. Die Kräftigste und Grösste von allen war Sabina. Wir teilten alles, auch die Extraration Suppe und die Pellkartoffeln, die wir von Zeit zu Zeit bekamen, weil wir noch Kinder waren. Wir alle hatten abwechselnd einmal dieses Glück. Bei starkem Frost erlaubten uns die «besseren» Stubenältesten, nicht zur Arbeit zu gehen. Nach dem Appell

krochen wir in unsere Koje zurück, drängten uns unter der Decke aneinander und wärmten uns gegenseitig. So schliefen wir dann, bis die Suppe ausgeteilt wurde, und vergassen Frost und Hunger, obwohl uns ständig Gefahr von den Aufseherinnen drohte, die die Ordnung in den Baracken kontrollierten. Wenn Hunger und Läuse uns nicht einschlafen liessen, erzählten wir uns unter der Decke Geschichten von früher, von unseren Familien und der zerstörten Heimat. Aber auch diese Idylle fand bald ein Ende. Der Typhus, der im Lager wütete, entriss uns Sabina. Sie erkrankte plötzlich, schlich wie ein Schatten durchs Lager, ihr Beutel war voll Brot, das sie nicht mehr ass. Sie hatte weisslich blaue, ausgedörrte Lippen, ihre Augen waren vom Fieber geweitet und bewusstlos. Nach einer Woche wurde sie bei einer Selektions ins Gas geschickt.

Über die Hälfte der Frauen in der Näherei erkrankten am Flecktyphus. Hier war die Krankheit aber einfacher zu verbergen und zu ertragen. Wir arbeiten fast immer sitzend, und ausserdem waren wir in einem Raum. Zwar dauerte die Arbeit vierzehn Stunden (da sie auch während des Abendappells fortgesetzt wurde), und es gab fast nichts zu essen, aber es war warm. Von Beginn des Winter an brannte in der Näherei ein Ofen, dessen langes Rohr durch die ganze Baracke führte. Unser Kapo war nicht schlecht, sie erlaubte uns oft, auf dem Ofen ein wenig Wasser oder «Kamillente» von der Morgenration aufzuwärmen. Auf diesem Ofen trockneten wir auch das klebrige und saure Brot.

Ein heisses Getränk brachte den Durstigen, den Kranken wie den Gesunden, grosse Erleichterung. In der Näherei kam eine Gewohnheit auf, die von wachsendem Solidaritätsgefühl zeugte: der Topf mit dem heissen Getränk oder

dem Brotbrei wanderte von Hand zu Hand, zu allen, die an einem Arbeitstisch sassen. Jede nahm einen Schluck, erst die Gesunden, dann die Kranken. Wenn eine von uns ihr Wasser mit einer Prise Salz, einem Stückchen Margarine oder einer Knoblauchzehe würzen konnte, durften alle Kameradinnen ohne Unterschied davon kosten. Es war ein guter und menschlicher Brauch inmitten dieser Lebensverhältnisse, die immer tierischer wurden.

Meine Nachbarin in der Näherei war die zwanzigjährige Basia aus Zaglebie, ein grosses, kräftiges, brünettes Mädchen mit glatter, schöner Haut und leuchtenden, lebhaften Augen. Basia war erst viel kürzer in Auschwitz als ich; die Jüdinnen aus Zaglebie waren später hierher transportiert worden. Dementsprechend war sie viel besser bei Kräften und hatte eine grössere Widerstandsfähigkeit. Neben ihr sah ich wie eine Muselmanin aus, obwohl ich auch in keiner schlechten Verfassung war. Ich freundete mich mit Basia an und war ihr sehr zugetan. Ich machte sie mit meiner Pritschenkameradin bekannt, schliesslich «zog» Basia zu uns, und wir schliefen jetzt zu dritt. Nach einiger Zeit bekam unsere neue Freundin Basia auch Typhus, aber die Krankheit nahm bei ihr einen leichten Verlauf, wir taten alles, um sie zu retten, und sie wurde wieder gesund.

Meine andere Kameradin, das Mädchen aus Bedzin, arbeitete nicht in einem Raum, sondern draussen im Freien. Der starke Frost, die schwere Arbeit, der Zwang, den ganzen Tag auf den Beinen zu sein – das alles liess nicht hoffen, dass sie den Typhus überstehen würde. Offenbar kam dem Mädchen aber ein sehr hartnäckiger, Unbezwingbarer

Lebenswille zu Hilfe, denn sie überwand die Krankheit. Sie war nachher nur noch blasser, zarter und schwächer.

Ich steckte mich aus irgendwelchen Gründen nicht an. Lange ging der Typhus an mir vorbei. Dafür quälten mich die Wunden am ganzen Körper, die nicht heilen wollten, eine Blasenkrankheit, Krätzmilben und manchmal Durchfall. Vor den Selektionen hatte ich damals nicht mehr so viel Angst. Seit Ausbruch der Epidemie schauten die Nazis nur auf die Zunge, und nur die mit einer weissen «Typhuszunge» kamen ins Gas. Ich war damals mehr damit beschäftigt, das quälende Hautjucken, den Schmutz und die Läuse loszuwerden als damit, mir eine Extraportion Suppe zu beschaffen. Manchmal konnte ich mich bei der Rückkehr in den Block nach der Nachtschicht oder dank der Gnade einer Stubenältesten in den Waschraum stehlen (der Eingang war meistens gesondert von einer Wache oder einer Aufseherin mit einem dicken Stock bewacht), um mich ein wenig mit dem eisigen Wasser zu waschen oder die immer aufgekratzten Krusten und Wunden zu besprengen. Starr vor Kälte und ohne mich abzutrocknen zog ich mir hastig die verlauserten Lumpen wieder über und rannte zum Block, um mich in meiner Pritsche aufzuwärmen und unter der Decke wieder aufzutauen. Diese riskanten Bäder milderten den Juckreiz für ein paar Stunden. Leider hatte ich selten genug Gelegenheit dazu. Nach dem Abend- und vor dem Morgenappell herrschte in den Lagerwaschräumen ein solches Gedränge und dauernde Streitigkeiten und Kämpfe, dass es ausgeschlossen war, zu den Wasserkränen vorzudringen.

Von meinen Mithäftlingen erfuhr ich, dass einige Ukrainerinnen vom Block 13 eine Teersalbe von ihrem Kommando mitbrächten, die angeblich den Juckreiz sehr gut heilte. Viele Frauen hatten sich für eine Portion Brot schon

etwas von dieser Salbe gekauft. Sofort lief ich mit meiner Tagesration Brot zum Block 13. Das Opfer war schwer, aber nicht umsonst. Die widerwärtige, stinkende, schwarze Teersalbe befreite mich von dem Juckreiz.

In Block 13 traf ich zufällig Celina, eine Schulfreundin meines ältesten Bruders. Sie freute sich sehr und fragte mich nach meinem Schicksal. An diesem Abend erfuhr ich auch von den Frauen aus dem gleichen Kommando, dass meine Kusine Halina vor Kurzem bei einer Selektion in die Gaskammer gebracht worden war. Wie aus den Worten ihrer Kameradinnen hervorging, war Halina völlig gesund gewesen und hatte gut ausgesehen. Bei der Selektion hatte die Blockälteste Ela, eine tschechische Jüdin, auf Halina gezeigt und sich an die SS-Männer gewandt: «Vielleicht auch noch die, Herr Unterscharführer?» hatte sie einem der Henker vorgeschlagen. Der SS-Mann hatte nichts einzuwenden gehabt. Diese Nachricht von Halinas Tod löste in mir Entsetzen, Verzweiflung und Empörung aus. Halina hatte uns schon lange verlassen und sich von Heia und mir ferngehalten; sie meinte, dass sie als die Gesündere und Kräftigere besser allein zurechtkäme, ohne ihr Essen mit uns teilen zu müssen. Sie war in ein Schwerarbeiterkommando gekommen, wo es zweimal in der Woche eine sogenannte Zulage, ein zusätzliches Stück Brot und Wurst, gab; dann war sie zusammen mit dem Kommando in den Block 13 verlegt worden. Nur einmal noch hatte sie sich bei uns blicken lassen, und zwar nach der legendären Selektion, als ich Heia den Fängen des Doktor Mengele entrissen hatte. Die Nachricht davon war bis in ihren Block gedrungen, und sie kam voll Erstaunen und Bewunderung zu uns. Seit diesem Tag hatte ich sie nie mehr gesehen.

Als ich nun so niedergeschlagen den Block 13 verlassen wollte, stand Celina mir bei, umarmte mich freundschaftlich und brachte mich zu ihrer Pritsche. Dort lernte ich ihre Kameradinnen und «Mitbewohnerinnen» kennen: Frau Prajsowa und ihre Tochter Rozyczka, die ein Jahr älter war als ich. Beide fragten sogleich nach den Einzelheiten meiner Vergangenheit. Ich berichtete ihnen kurz, was ich erlebt hatte, und das brachte mir grosse Erleichterung. Gerührt von ihrer Fürsorge und Herzlichkeit hatte ich den Eindruck, dass der Panzer der Gleichgültigkeit, mit dem ich mich seit Helas Tod gewappnet hatte, brach und von mir abfiel.

Frau Prajsowa konnte dem Leiden anderer nicht ungerührt zusehen, erst recht nicht, wenn es sich um Kinder handelte. Mit Tränen in den Augen lauschten sie, ihre Tochter und Celina meiner Erzählung. Beim Abschied strich mir Frau Prajsowa über den Kopf und bat mich, sie doch zu besuchen, wann immer ich Gelegenheit dazu hätte. «Wir werden schon einen Weg finden, dir zu helfen», sagte sie und drückte mir etwas Zwiebel und Knoblauch in die Hand. Wie auf Wolken kehrte ich in meine Baracke zurück, mir was so leicht und gut zumute, dass ich meinte, die Erde kaum mit den Füßen zu berühren. An diesem Abend hatte ich meinen erschütterten Glauben an die Menschen und ihre Güte wiedergewonnen.

Fast jeden Abend nach dem Appell ging ich jetzt zu Celina und Frau Prajsowa, oft nahm ich auch Basia mit. Celina arbeite in ihrem Block als Pflegerin. Ihre Funktion war allerdings sehr eingeschränkt – in Auschwitz heilte man ja keine Kranken.... Sie war nur dafür da, diese aufs Krankenrevier zu bringen. Manchmal legte sie ihnen auch an Ort und Stelle kleinere Verbände an. Sie hatte aber gute Beziehungen zu den Block- und Stubenältesten und genoss

in gewissem Sinne deren Schutz. Vor allem bekam sie ihr Essen, ohne sich an den Kessel drängen zu müssen. Kleidung und Schuhe konnte sie sich für Suppe und Brot oder die Zulage (ein bisschen Wurst, Marmelade oder Margarine) kaufen, sie schlief auf einer sauberen, oberen Koje, die nicht überbelegt war, konnte sich waschen und ihre Wäsche wechseln. Die oberen Pritschen stellten im Lager auch ein Privileg dar, weil es dort heller und geräumiger war, und meistens waren sie den Stubenältesten, ihren Gehilfinnen, Günstlingen und verschiedenen anderen Kleinfunktionären des Lagers vorbehalten.

Ein gutes Einvernehmen mit Block- und Stubenältesten schützte vor Selektionen, vor dem langen Herumstehen im Regen auf dem Hof und vor verschiedenen Strafen, denen die graue Mehrheit der gewöhnlichen Häftlinge ausgesetzt war. Das alles erleichterte das Leben ein wenig und erhöhte die Überlebenschancen.

Celina gab mir meistens ein Stück Brot oder etwas Suppe. Sie empfing mich immer warm und herzlich, und diese Zuwendung brauchte ich damals nicht weniger dringend als die Nahrung. Ich versuchte meinerseits immer, in der Näherei etwas abzuzweigen, was Celina von Nutzen sein könnte. Ich brachte ihr warme Strümpfe, Wäsche, Garn und Nadeln, die im Lager fast unerreichbar waren.

Frau Prajsowa und Rozyczka arbeiteten auch als Gehilfinnen der Stubenältesten in ihrem Block, was hiess, dass sie für diese die schwersten Arbeiten in der Baracke erledigten. In der Frühe, wenn die Häftlinge zur Arbeit gingen, säuberten sie die Baracke und schrubbten den Schmutz ab, den Hunderte von Holzpantinen auf den Betonböden hinterlassen hatten; die Exkreme, die während der Nacht

hart geworden waren, mussten sie losklopfen, um sie von den Pritschen und dem Fussboden zu entfernen. Ihre Hände waren von der täglichen Arbeit blau und geschwollen. Beide standen auch im Dienst der Blockältesten, sie putzten ihre Kammer, wuschen für sie, und bei den häufigen Kontrollen versteckten sie deren im Lager verbotenen Sachen, wie z.B. Schnaps und Zigaretten, vor den SS-Männern.

Frau Prajsowa vertrat die Blockälteste auch manchmal bei der Nachtwache oder half ihr nachts bei der Aufsicht im Block. Sie schleppte für sie Kübel in die Latrinen und kochte für sie, wobei sie es immer so einrichtete, dass sie gleichzeitig für die Kranken und Elenden, für die sie immer sorgte, etwas zubereiten konnte. Oft wurde sie für solche Hilfeleistungen schwer bestraft. Rozyczka und ich – die in der letzten Zeit auch als Familienmitglied betrachtet wurde – hielten ihr oft vor, dass sie gar nicht an sich selbst dachte und uns dadurch mit ins Verderben stürzen könnte.

Frau Prajsowa und Rozyczka hatten ähnlich wie Celina bestimmte Privilegien im Block. Sie mussten nicht immer zu den Selektionen antreten, bekamen etwas mehr zu essen und bessere Kleidung und Schuhwerk. Auf ihre Kojen, wo sie allein schlafen durften, luden sie meistens noch Mitgefangene ein. Deshalb fiel es ihnen etwas leichter, sich selbst, mir und einer Reihe anderer Gefangener zu helfen. So konnte ich bei ihnen Schutz und Unterstützung suchen.

Im Januar 1944 verschlimmerte sich die Typhusepidemie. Der Tod raffte Tausende dahin. Ununterbrochen stiegen Rauch und Feuer aus dem Schornstein des Krematoriums. Dort wurden nicht nur diejenigen verbrannt, die an Typhus gestorben oder verhungert waren, sondern auch die

Hunderttausende von Juden, die aus all den von Hitler besetzten Ländern Europas hierher transportiert wurden.

Am Neujahrstag strahlte der Weihnachtsbaum, der wie zum Hohn vor dem Krematorium aufgestellt war, in seinem Schmuck aus bunten Glühbirnen. An diesem Tag bekamen wir ein Festmahl: Kohl mit mikroskopisch kleinen Wurststückchen und am Abend Milchgriss anstelle des Kräutergebräus. Am nächsten Tag war Selektion. Wer eine weisse Zunge hatte, kam unweigerlich ins Gas.

In der Nacht nach dieser Selektion wurden wir angeblich zur Entlausung in die Waschräume gejagt. Die Strohsäcke und Decken mussten wir auf dem Rücken auch dorthin schleppen. Die Kleidung wurde zur Desinfektion gebracht, und wir standen stundenlang fast nackt in Frost und Schnee und warteten darauf, dass wir die Kleider zurückbekamen. Bei dieser Gelegenheit kamen viele Kleidungsstücke schneller und gründlicher abhanden als die Läuse. Ausserdem ruinierte das Dampfbad die Decken, Strohsäcke und Kleider, während die Läuse sich weiter vermehrten als sei nichts geschehen und uns weiter erbarmungslos aussaugten und Krankheiten übertrugen.

Meistens kam ich fast nackt von diesen Desinfektionen zurück, manchmal nur im Mantel, ohne Strümpfe, in morschen, riesigen Schuhen, die auf den offenen Wunden an meinen Füssen scheuerten. Noch schlimmer war es, wenn mir im Waschraum die Schuhe gestohlen wurden – Schuhe gehörten zu den kostbarsten Schätzen in Auschwitz und waren äusserst schwierig zu ergattern. Und barfuss im polnischen Winter – das war wahrhaftig kein Spass! Da kam mir aber Frau Prajsowa zu Hilfe, nicht ohne dabei über meine Ungeschicklichkeit und Achtlosigkeit zu schimpfen. Wie konnte man sich bloss die Schuhe stehlen lassen?! Ich

nahm mir diese Vorwürfe umso mehr zu Herzen, als Frau Prajsowa mir eher die Schuhe ihrer Tochter gegeben hätte, als mich barfuss gehen zu lassen. Meine Zunge verriet mich nicht: Sie verfärbte sich zwar, aber erst nach der Selektion. Ich wurde krank, als die Epidemie abzuflauen begann. Offensichtlich was das Glück auf meiner Seite. Am Abend nach dieser letzten Neujahrss Selektion bekam ich hohes Fieber und furchtbare Kopfschmerzen. Daran litt ich zwei Wochen lang. Ich sass am Tisch in der Näherei, unterdrückte mit ungeheurer Willensanstrengung meine Schwäche und Müdigkeit und dachte nur daran, dass ich nicht von der Bank fallen durfte. Immer wieder überkam mich der unbändige Wunsch, mich nur irgendwohin zu legen, mich auszustrecken, die Augen zu schliessen. «Bloss nicht aufs Krankenrevier, bloss nicht aufs Revier!» sagte ich mir immer wieder hartnäckig.

Basia wich keinen Schritt von meiner Seite, sie und das Mädchen aus Bedzin pflegten mich abends in der Baracke. Ohne die beiden wäre ich im Kampf mit dem Typhus unterlegen. In dieser Zeit war ich von Celina und Frau Prajsowa abgeschnitten, denn wegen der Epidemie und der häufigen Selektionen war der Besuch in anderen Baracken verboten. Ich selbst hätte ohnehin keine Kraft mehr gehabt, zu ihnen zu gehen, die Beine knickten unter mir zusammen. Unsere Stubenälteste Stasia, eine Polin, brachte mir eines Abends ein bisschen Wasser, in dem sie sich Klösschen gekocht hatte. Wie wunderbar schmeckte dieses heisse salzige Wasser!

Meine erkältete Blase peinigte mich mehr als alles andere während der Typhuserkrankung. Alle paar Minuten musste ich mich nachts von der Koje quälen und mir eine Stelle suchen, wo ich mich erleichtern konnte, denn ich hätte es nie geschafft, über den gefrorenen, eisglatten Weg

bis zu den entlegenen Latrinen zu gelangen. Die Kübel für die Notdurft, die nachts in die Baracken gestellt wurden, waren sofort voll, die anderen, leereren, waren für die Stubenältesten und ihre Günstlinge reserviert. Für einen Verstoß gegen diese ungeschriebenen Gesetze steckte man gehörige Strafen ein. Ich versuchte, die Aufmerksamkeit der Nachtwache zu überlisten und mich im Schutze der Dunkelheit irgendwo hinter den Baracken zu erleichtern. Irgendwann einmal ertappte mich die Nachtwache, eine Ukrainerin namens Szura, auf frischer Tat. Sie prügelte mich fast bewusstlos und warf mich auf den Boden der Baracke. Basia und das Mädchen aus Bedzin trugen mich in diesem Zustand mit Mühe wieder auf meinen Strohsack. Langsam wurde ich wieder gesund, ich verspürte immer mehr Hunger, wesentlich mehr als je zuvor. Ich konnte ihn nicht mehr bezwingen. Bei der nächsten Selektion hatte meine Zunge wieder ihre natürliche Farbe. Ich war erschöpft und noch sehr schwach, aber nicht mehr krank. Als der SS-Mann schrie: «Umdrehen!» – das war auch eine Methode, den Gesundheitszustand der Häftlinge zu überprüfen – wirkte dieser Befehl auf mich wie ein Stromstoß: ich drehte mich schnell auf der Ferse um, ohne auch nur einen Moment das Gleichgewicht zu verlieren. Der SS-Mann betrachtete mich voll Ironie und Abscheu: meine Haut trug noch die Blutergüsse von Szuras Prügel, Geschwüre und Wunden.

«Wie alt bist du?» fragte er mich plötzlich.

Ohne einen Augenblick zu zögern antwortete ich, dass ich siebzehn sei, dabei wunderte ich mich selber über meine Stimme, die selbstbewusst, fast unerschämte klang.

Er liess mich gehen, knurrte aber etwas der Blockältes-

ten zu, die neben ihm stand und seine Urteile aufschrieb. Ich bekam nur den Schluss des Satzes mit: «...eine Schnauze wie mit vierzig!» Offensichtlich glaubte er mir meine siebzehn Jahre nicht, denn im Gesicht sah ich wirklich wie eine Frau von vierzig aus.

Die Blockälteste setzte ein Zeichen neben meinen Namen und meine Nummer auf der Liste. Als der SS-Mann sich schon mit der nächsten Gefangenen in der Reihe befasste, sah ich im Vorbeigehen flehend die Blockälteste an. Sie drehte sich zu mir und flüsterte: «Alles in Ordnung, du bist durchgekommen!» Erst in diesem Moment verliessen mich mein Mut und meine Selbstsicherheit.

Diese Selektion wurde anders als bisher durchgeführt. Alle, ganz gleich ob sie durchgekommen waren oder nicht, bekamen den Befehl, wieder zum Block oder an ihre Arbeit zurückzukehren. Diesmal gab es keine Einteilung in rechts und links. Neben unseren Nummern wurde etwas notiert – damit hatte es sich. Während der nächsten Tage überlegten wir voll Unruhe, was das wohl zu bedeuten habe, aber inmitten der tagtäglichen Tragödien des Lagerlebens geriet die Aktion bald in Vergessenheit.

Zwei Wochen später wurde nach dem Morgenappell strenge Blocksperrre verhängt. Kein Kommando ging an diesem Tag zur Arbeit. Da ein strenger, harter Frost herrschte, nahmen wir die Anordnung freudig auf und kehrten in unsere Kojen zurück, um uns aufzuwärmen und vielleicht ein wenig zu schlafen. Aber kaum lagen wir zu dritt auf unserer Pritsche, als sich in der Baracke merkwürdige Dinge taten, die wir allerdings nicht sofort wahrnahmen. Im Block erschienen zwei Lagerkapos, die Listen bei sich hatten und davon Nummern ablasierten. Erst war es schwer festzustellen, um welche Frauen es ging, und warum sie aufge-

rufen wurden. Die Aufgerufenen stellten sich an der Tür der Baracke auf, zogen sich aus und gaben alle ihre Sachen ab. Wir achteten nicht einmal besonders darauf, dass die Zahl der Frauen an der Tür von Minute zu Minute wuchs. Vielleicht wurden sie zu irgendeiner Arbeit abgeholt? Basia schlief. Das Mädchen aus Bedzin hatte angefangen, von der Vorkriegszeit zu erzählen, ich hörte wie verzaubert zu und vergass die Wirklichkeit des Lagers völlig. Plötzlich trat vollkommene Stille ein, nachdem eine Nummer verlesen worden war. Auch wir unterbrachen unser Gespräch, aber gleich darauf nahm das Mädchen aus Bedzin wieder ihre Erzählung auf. Der Lagerkapo schrie noch ein paar Mal zornig die Nummer. Schliesslich drangen die Worte auch an unsere Ohren – und wir erstarrten vor Entsetzen: es war die Nummer des Mädchens aus Bedzin.

Still und lautlos sprang sie von der Pritsche. Ohne ein Wort des Abschieds. Sie brach ihre Erzählung von den früheren, besseren Zeiten mitten im Satz ab und ging. Klein und nackt ging sie mit den anderen zu Fuss, barfuss, zum Krematorium, das jenseits des Zaunes brannte. Unter der Decke fühlte ich noch die Wärme ihres Körpers und in den Ohren klang mir noch ihre sanfte, bewegte Stimme. Bald darauf schlug Feuer aus dem Schornstein des Krematoriums. Das war das Ende der merkwürdigen Selektion, nach der wir ohne Ausnahme alle in die Blocks zurückgekehrt waren. In unserer Koje war es leer und schrecklich geworden.

Auch Basias Freundschaft ging mir verloren. Nicht durch eine Selektion oder den Tod, aber es war für mich trotzdem eine sehr schmerzliche Erfahrung. Basia hatte zufällig ihren Cousin wiedergetroffen, der im Sonderkommando am Krematorium arbeitete. Dieser Cousin unter-

stützte sie nun, indem er ihr Lebensmittel und Kleidung durch die Männer zukommen liess, die in unserem Lager als Schlosser, Elektriker usw. arbeiteten. Auf Befehl der SS-Männer mussten die Mitglieder des Sonderkommandos Leichen verbrennen, aber sie überwachten die Verurteilten auch beim Ausziehen und der Abgabe ihrer Sachen an das Kommando, das für Sortierung und Desinfektion der Dinge vor dem Abtransport nach Deutschland zuständig war. Essen, Kleidung, sogar Schmuck war für sie immer greifbar. Fast alle unterstützten damit im Lager ihre Verwandten und Bekannten, manchmal sogar Fremde, wenn sich nur die Gelegenheit dazu ergab. In den Päckchen von ihrem Cousin bekam Basia verschiedene Geschenke. Einige machten ihr grossen Eindruck. Sie steckte sie sofort in ihren Beutel und wachte ängstlich darüber. Sie begann, anderen aus dem Weg zu gehen. Sie wurde immer schweigsamer, abweisender, verschlossener.

Zu den anderen Kameradinnen in der Näherei verhielt sie sich mürrisch und unwillig. Mit mir sprach sie in barschem Ton, missachtete meine Fragen oder antwortete mit Ausflüchten. Nach einiger Zeit begriff ich, dass sie mich loswerden wollte, um nicht meinen Hunger mit ansehen zu müssen. Ich hatte meinen Ehrgeiz – nie hätte ich mich dazu hergegeben, um ihre Gnade zu buhlen. Die Lage wurde so unangenehm, dass ich selbst beschloss, mich fernzuhalten, bevor es zwischen uns zum Streit kam. In der Näherei setzte ich mich an einen anderen Tisch. Basia suchte sich jetzt Freundinnen unter den Funktionären und Einflussreichen. Wieder war ich allein auf der Koje und bei der Arbeit. Alle bisherigen Freundinnen hatte ich verloren, neue fand ich nicht und bemühte mich auch nicht darum. So musste ich wenigstens auch um

niemanden trauern. Mit Basia versöhnte ich mich nie wieder, wir sprachen nicht einmal mehr miteinander, nachdem die Freundschaft zerbrochen war. Mit der Zeit wurden wir verschiedenen Arbeiten und Baracken zugeteilt. Ich weiss nicht, was schliesslich mit Basia geschehen ist.

Celina und Frau Prajsowa besuchte ich auch weiterhin ziemlich oft, bei ihnen fand ich Hilfe in meiner Einsamkeit. Die Verhältnisse verschlimmerten sich, die Kräfte liessen immer weiter nach. Zu allem Unglück wurden gegen Ende des Winters die meisten Frauen aus der Näherei abgezogen und zur Feldarbeit, zum Ausheben von Gruben und zu Bauarbeiten eingeteilt. Ich befand mich auch dabei.

Das Aussenkommando 103 war in Auschwitz bekannt für seine besonders schwere, quälende Arbeit, für seine schlimmen Kapos und die SS-Männer, die oft ihre riesigen Hunde auf die Häftlinge hetzten. Um zwölf Uhr mittags, nach sechsständiger Schinderei bekamen wir einen halben Liter wässriger Kohlrübensuppe, beim Abendappell eine Portion Brot. Das war alles. Kapos und Aufseherin trieben uns zur Eile an, während wir Karren voller Steine von einer Stelle zur anderen schoben oder mit den blossen, vor Kälte starren Händen Steine schleppten.

Die Frauen fielen um wie die Fliegen, manch eine zog den Tod dieser Quälerei vor. Ein paar Mal versuchte ich, mich in den provisorischen Latrinen zu verstecken, aus denen uns dann aber die Kapos fluchend und brüllend vertrieben. Ich dachte an die Tage in der Näherei zurück und beneidete die, die dort hatten bleiben können, aus ganzem Herzen. Ich war jetzt nach Feierabend so müde, dass ich nicht einmal mehr zu Celina und Frau Prajsowa ging. «Das ist jetzt wohl mein Ende», dachte ich resigniert. Aber im

letzten Augenblick vor dem Zusammenbruch hatte ich wieder Glück: offensichtlich hatte die Blockälteste Erbarmen mit mir und teilte mich dem Webereikommando zu. Das kam einem wahrhaftigen Wunder gleich!

Unterdessen hatte wieder eine Selektion stattgefunden. Die Nazis hatten sie an einem Sonntag vorgenommen, dem arbeitsfreien Tag. Das hatte es noch nie gegeben. Der Frühappell dauerte länger als gewöhnlich. Wir waren durchfrozen bis auf die Knochen. Ungeduldig erwarteten wir das Ende des Appells. Als endlich der ersehnte Pfiff ertönte, entstand ein Gewirr auf dem Lagerplatz, die Menge zerstreute sich in die Baracken. Plötzlich wurden wir von einem neuen Befehl der SS-Männer zurückgehalten: «Alle Jüdinnen bleiben auf ihrem Platz! Alle Jüdinnen zurückkommen! Nicht den Platz verlassen!»

Die Stubenältesten und die freiwilligen nichtjüdischen Gehilfinnen sorgten sofort dafür, dass keine von uns entkommen konnte. Die Urteilstkommission der Henker näherte sich. Die Stubenältesten stellten uns in Reihen auf der Lagerstrasse ¹³, dem breiten Weg, der sich quer durch das ganze Lagergelände zog, auf. Ich fühlte mich an diesem Tag so schlecht, dass ich keinen Augenblick daran glaubte, diese Selektion zu überstehen. Ich stand noch weit von den sortierenden SS-Männern entfernt in einer der letzten Reihen. Wir mussten einzeln an den Verbrechern vorbeigehen, so dass mir noch langes Frieren bevorstand, bis das Urteil über mir verhängt würde.

Plötzlich kam der nächste Befehl der Nazis: «Nackt auskleiden, Schuhe ausziehen!»

«Nein, das ist doch unmöglich!» dachte ich, aber die Frauen fingen schon an, sich die Kleider vom Leib zu zerrren. Ich zog mich auch aus. Die SS-Männer sortierten ungerührt: links, rechts – wie immer. Ungewöhnlich war nur,

dass die Selektion nicht wie sonst im Winter im Waschraum durchgeführt wurde, sondern draussen in dieser schrecklichen Kälte. Langsam schoben wir uns voran.

Irgendwann befand ich mich genau auf der Kreuzung einer Querstrasse. Den Durchgang zu den Blocks bewachte meine Stubenälteste Stasia. Diese Polin hatte mich ein paar Mal zu sich gerufen, wenn sie in ihrer Stube Suppe austeilte; ich hatte von ihr dann einen Napf voll mit der dicksten Suppe unten aus dem Kessel bekommen. Stasia war ernst und streng, aber für die Lagerverhältnisse gerecht. Sie konnte Aufdringlichkeiten und Einschmeicheleien nicht ertragen. Sie mochte die nicht, die sich an den Kessel drängten und dabei andere schlugen und wegschoben. Stasia war etwa 35 Jahre alt, sie hatte blaue Augen und dunkle Haare, die kurz geschnitten waren wie bei einem Mann. Einmal hatte sie am Feiertag Jom Kippur befohlen, dass alle Jüdinnen an diesem Tag bei Arbeiten im Barackenbereich und bei Wachdiensten von Arierinnen vertreten werden mussten. Abends hatte sie von irgendwoher eine Kerze besorgt, um die wir uns dann alle, Jüdinnen wie Polinnen, zu einem feierlichen, erhabenen Schweigen versammelten. Jede von uns betete im Stillen auf ihre eigene Weise – um die Erlösung von dieser Hölle Auschwitz, um ein Ende des Krieges, um Frieden auf der Welt.

Auf der Lagerstrasse nun musterte Stasia mich, meinen mageren, von Geschwüren bedeckten Körper, der fast blau vor Kälte war, mit einem aufmerksamen Blick.

«Was ist mit dir?» fragte sie barsch und fast unwillig, wie es ihre Art war. Ich hoffte auf keine Hilfe von ihr – wie konnte sie mir auch helfen? Aber mir wurde ein bisschen leichter, als ich in einem Atemzug all meine Ängste aussprach. Stasia blickte sich gleichgültig um, als höre sie mir

gar nicht zu. Ebenso gleichgültig betrachtete sie die Frauen neben mir. Dann beugte sie sich wieder zu mir und flüsterte mit einem vielsagenden Zwinkern: «Hau ab, schnell!» Sie drehte mir den Rücken zu und tat, als interessiere sie etwas in den entfernteren Reihen. Wie ein Blitz schnellte ich los und rannte durch die Gassen zwischen den Baracken so schnell meine Beine mich trugen. Hinter mir kamen noch ein paar Frauen, die mit mir in der Reihe gestanden hatten, und denen auch die Flucht geglückt war.

Nach der Selektion, in der Nacht von Sonntag auf Montag, fand eine Entlausung statt. Im Waschraum wurden mir die Schuhe gestohlen. Diesmal aber gab ich mich nicht geschlagen: unbemerkt nahm ich das erste Paar Schuhe vom Rand und machte mich davon. Schwierig war nur, dass die gestohlenen Schuhe riesig waren, meine wunden Füße versanken darin und schmerzten sehr. Bei der nächsten Gelegenheit tauschte ich sie mit jemandem gegen kleinere Schuhe und war stolz, dass ich gelernt hatte, allein zurechtzukommen.

Das Webereikommando arbeitete in Baracken, die weit ausserhalb des Lagers standen. Auf dem Weg dorthin gingen wir zweimal täglich an der Rampe vorbei, wo Menschen aus den Waggonen geladen wurden. Der Weg zur Weberei führte nah am Krematorium und dem Wäldchen vorbei, in dem die Leichen in riesigen Stapeln oder in Gruben verbrannt wurden, wenn das Krematorium durch die vielen Transporte überlastet war. Der Geruch verbrannter Knochen war hier stärker als im Lager. In der Weberei arbeiten wir an Tischen. Aus Lumpenstreifen, Fetzen und Stoffstücken flochten wir dicke Taue für Panzerwagen. Wir arbeiteten in Hast und Anspannung, denn die Produktionsnor-

men der Nazis waren hoch. Bei Nichterfüllung der Norm gab es schreckliche Strafen. Zu allem Unglück bekamen wir nicht einmal genug Rohmaterial. Ein paar Mal täglich wurde auf dem Boden der Baracke ein Haufen Lumpen ausgekippt. Unter Gezänk rissen sich dann viele Frauen die Fetzen gegenseitig aus der Hand, weil jede für sich selbst die Norm erfüllen und den Prügeln entgehen wollte. Die SS-Männer sahen aus der Entfernung zu und lachten zufrieden. Ich schaffte es kaum, ständig drohten mir Prügel – 25 Hiebe auf das bloße Gesäss... Mit Mühe drückte ich mich jeden Abend vor der Kontrolle. Auf die Dauer wäre das unmöglich gewesen, aber zum Glück fand ich hier eine gute und aufrichtige Freundin, die mich aus dieser Bedrängnis erlöste: Polusia, meine Tischnachbarin. Sie kam aus Sosnowiec, war zwölf Jahre alt, kleiner als ich und zart – merkwürdig, dass sie im Lager bis zu diesem Zeitpunkt geduldet worden war. Dunkle, lockige Haare umrahmten ihr rosiges, rundes Gesicht. Die oberen Vorderzähne fehlten ihr, was sie noch kindlicher aussehen liess. Sie war fröhlich, lebhaft, behende und aussergewöhnlich geschickt und konnte hervorragend Lumpen «organisieren». Die Zöpfe flocht sie so schnell, dass es mir vor den Augen flirrte, wenn ich dabei auf ihre Finger sah. Sie übertraf alle anderen und bekam dafür eine Prämie, die Auschwitzer «Belohnung», die in einer Zusatzportion Brot bestand. Seit ihrem ersten Tag im Lager arbeitete sie im Webereikommando und kannte sich hier in jedem Winkel aus; mancher Kapo warf ihr von Zeit zu Zeit Stoff zu, damit sie genug für eine Prämie machen konnte, und gab ihr eine grössere Portion Suppe. Polusia erfreute sich auch der Freundschaft einer jungen Stubenältesten aus Block 2, einer Tschechin. Ich gewann Polusia lieb, und bald waren wir unzertrennlich wie Schwestern.

Wir zogen auf eine gemeinsame Koje, assen zusammen und standen bei den Appellen nebeneinander. Wir teilten alles miteinander, so wie Heia und ich es früher getan hatten. Polusia lehrte mich, die Norm zu erfüllen, und schliesslich verlor ich meine Angst vor Kontrollen und Strafen.

Schon im Frühling 1944 drangen immer günstigere Nachrichten von der Front zu uns. Im Sommer ahnten wir, dass das Ende des Krieges nahe war. Ein bedeutender Teil Polens war schon von der aus Osten vordringenden Armee befreit worden, die siegreichen Truppen näherten sich Auschwitz. Hoffnung und Ungeduld wuchsen.

Gleichzeitig verbreiteten sich im Lager entsetzliche Gerüchte von der Ermordung aller Juden in den Lagern Majdanek, Trawniki, Poniatowa und Lublin, unmittelbar vor Einmarsch der Russen in dieser Gegend. Wir hatten Angst, dass uns ein ähnliches Schicksal ereilen würde. Der häufige Fliegeralarm und die Panik der Nazis beim blossen Geräusch der Alarmsirenen stimmten uns froh; der Anblick von Entsetzten in den Augen der grausamen und selbstsicheren Bedrücker erfüllte uns mit einer ungeheuren Genugtuung.

Im Sommer dieses Jahres erfuhren wir von Polinnen, die die Nazis nach dem Warschauer Aufstand nach Auschwitz gebracht hatten, dass Warschau schon befreit war. Mein Herz schlug voll Sehnsucht nach der Heimatstadt, obwohl von ihr nur Schutt und Trümmer geblieben waren.

Eines Tages kamen wir von der Arbeit und waren nur noch wenige Schritte vom Tor entfernt, als sowjetische Flugzeuge herangeflogen kamen und tief über uns zu kreisen begannen. Die Nazis liessen uns nicht ins Lager gehen,

aber hasteten selbst in den nahegelegenen Bunker. Zum ersten Mal, seit wir in dieser Hölle waren, befanden wir uns ohne Wächter, ohne Begleiter ausserhalb des Lagers! In der Freiheit! Wir reckten unsere Köpfe hoch, gaben unserer grossen Freude Ausdruck, winkten den Flugzeugen mit den Armen, schwenkten Tücher und riefen: «Unsere Retter! Unsere Retter!» Wir konnten nach Herzenslust springen, schreien und lachen. Die Deutschen sasssen tief unter der Erde im Schutzbunker und waren zu Tode erschrocken. ...

Plötzlich fielen Bomben, rings um uns gab es Explosionen, und wir liessen uns zu Boden fallen. Fast direkt neben uns ertönte ein ohrenbetäubender Knall, es wurde dunkel vor Staub und Rauch in der Luft. Ein paar Meter von dem Tor und der Stelle, wo wir lagen, entfernt war ein Bombe in die Erde geschlagen. Zu unserem Glück war sie nicht explodiert. Nach dem Angriff mussten wir auf Befehl der Deutschen, diese «unsere» Bombe beseitigen.

Um ihrer Niederlage zuvorzukommen, schafften die Nazis jetzt in einem unvorstellbaren Tempo ungeheure Menschentransporte nach Auschwitz. In diesem Sommer wurde Auschwitz zu einer gigantischen Anlage der Vernichtung, der Plünderung, des Völkermords. Selbst die ältesten Häftlinge des Lagers hatten noch nie etwas Derartiges erlebt. Die Krematorien wurden zu eng, die Tage und Nächte zu kurz, es fehlte an Gas und an Händen zum Ausheben der Gruben, in denen noch zusätzlich Leichen verbrannt wurden.

Wieder begannen die Selektionen und die Aushebung der stärksten, gesündesten Frauen für die Arbeit in den Gaskammern selbst, wo sie den Kindern, die in den Tod geführt wurden, beim Auskleiden helfen, für Ordnung sorgen und die Erwachsenen antreiben mussten, oder in «Kanada», wo

die Sachen sortiert wurden, die die ermordeten Juden hinterlassen hatten. Den Namen «Kanada» erklärten wir uns als «keine da», bzw. «keine Juden mehr da», denn die waren alle von Hitler und der «neuen Ordnung» vernichtet worden. Bevor die Transporte der Juden aus Ungarn eintrafen, arbeiteten dort in Kanada ausser den Männern einige hundert Frauen, vornehmlich Jüdinnen, die in einer separaten Baracke lebten. Sie litten keinen Hunger und waren nicht auf die Lagerzuteilungen von Suppe und Brot angewiesen, sie waren gesünder und widerstandsfähiger gegen die Krankheiten, die das Lager stetig dezimierten. Sie waren fast nie einer Selektion ausgesetzt, aus allen möglichen Gefahren konnten sie sich jederzeit mit einem schönen «Geschenk» freikaufen, womit sie die Blockältesten, Kapos und Aufseherinnen, ja selbst Deutsche in hohen Positionen für sich gewinnen konnten. Aber ständig hing der bedrohliche Schatten des Todes über ihnen. Sie wussten, dass die Nazis nach dem Abschluss der Transporte der zur Vergasung bestimmten Juden Kanada liquidieren und diese Zeugen ihrer Verbrechen und Plünderungen ermorden würden.

Zu unserer Überraschung erfuhren wir, dass alle bisher in der Weberei beschäftigten Frauen in unseren Nachbarblock 26 verlegt werden sollten. Die dortige Blockälteste war für ihre Grausamkeit berühmt, die Stubenältesten standen ihr in nichts nach. In dieser Baracke herrschte eine schlimmere Enge und ein grösseres Durcheinander als in jeder anderen. Wir alle fürchteten diesen Block wie die Pest, ich ganz besonders wegen meiner kranken Blase und des Keuchhustens, der mich in der letzten Zeit quälte. Der Zufall aber wollte es anders – anstatt auf Block 26 wurde ich nach Kanada geschickt.

Polusias Bekannte, die tschechische Stubenälteste, hatte versprochen, sich für sie um einen Platz in Kanada zu bemühen. Wochen vergingen, man hatte sogar schon aufgehört, das Kanada-Kommando zu ergänzen, und Polusia arbeitete immer hoch in der Weberei, obwohl sie sich ständig um eine Versetzung bemühte. Eines Tages schrieb sie alle Nummern von unserer Gruppe junger Mädchen in der Weberei auf eine Liste, die sie der Stubenältesten mit der Bitte gab, sie dem Lagerstab¹⁴ vorzulegen. Wir hatten überhaupt keine Chance zur Aufnahme in Kanada; dort wurden vor allem gesundes Aussehen und körperliche Kräfte verlangt. Niemand glaubte, dass etwas daraus werden würde, dass wir überhaupt eine Antwort bekommen würden. Wir spoteteten sogar noch über Polusias Naivität. Zu unserer Verwunderung gelangte die Liste aber doch an den Stab...

An dem Tag, als die Frauen aus der Weberei nach dem Abendappell in den Block 26 umziehen sollten, kam eine Läuferin vom Stab mit einer dringenden Nachricht für die Blockälteste. Nach einem kurzen Gespräch der beiden wurde meine Nummer aufgerufen. Auf's Schlimmste gefasst, erfuhr ich plötzlich, dass ich dem Kanada-Kommando zugeteilt worden war. Wie war das geschehen? Wahrscheinlich hatte einer im SS-Stab einfach zum Vergnügen alle Nummern durchgestrichen und nur eine auf gut Glück stehen lassen. Polusia war sehr enttäuscht.

Die Läuferin brachte mich in den Waschraum (zum ersten Mal fürchtete ich mich dabei nicht vor dem Gas oder Krematorium) und dann in die Bekleidungskammer, wo ich saubere, warme, grau-weiss gestreifte Wäsche, ein neues, gestreiftes Kleid, eine Trägerschürze und ein rotes Tuch be-

kam. (Alle Frauen in Kanada trugen rote Kopftücher.) Danach übergab sie mich der Blockältesten von Block 12.

Nach dem warmen Bad und in der frischen, sauberen, unverlausten Kleidung fühlte ich mich wie neu geboren. Zuerst war es fremd und traurig in dem Block. Ich kannte keinen, niemand interessierte sich für mich und schenkte mir die geringste Beachtung. Aber ich konnte an diesem Abend soviel Lagersuppe essen, wie ich wollte. Die vollen Kessel standen in den Gängen, doch ausser mir und den Stubenältesten beachtete sie niemand. Dann legte ich mich schlafen – allein auf einer sauberen, geräumigen Koje! Ebenfalls zum ersten Mal seit meiner Ankunft in Auschwitz ass ich nicht sofort meine ganze Brotration. Ich steckte sie weg, ohne Angst, dass sie mir in der Nacht gestohlen würde. Ich wollte sie am nächsten Tag mit zur Arbeit nehmen, denn trotz aller Beteuerungen glaubte ich nicht, dass es in Kanada wirklich immer genug zu essen gab. Am nächsten Morgen machte ich mich zur Arbeit auf und hielt das Stück Brot fest in der Hand. Meine neuen Kameradinnen, die mit mir in einer Reihe gingen, belächelten mich spöttisch. «Nach Kanada nimmst du Brot mit?! Gib es doch hier irgendeinem! In Kanada wirst du genug bessere Dinge zu essen bekommen!» Trotzdem liess ich mein Brot nicht los. Ich konnte es noch nicht richtig glauben...

Zwischen unserem Lager in Birkenau und Auschwitz, wo Kanada lag, mussten wir jeden Morgen und Abend mehrere Kilometer zu Fuss zurücklegen. Unterwegs trafen wir Männer, die am Bau von Strassen oder der Eisenbahnstation arbeiteten. Sie trugen ungeheure Lasten, waren vor beladene Wagen gespannt, die sie unter grosser Anstrengung zogen, und schoben Schubkarren voller Steine und Teer. Kapos

und SS-Männer hetzten und prügeln sie und peinigten diese zu Tode erschöpften Menschen auf bestialische Weise. Die abgemagerten Körper der Unglücklichen waren von schmutzigen, zerrissenen Lumpen bedeckt. Der Anblick dieser Menschen bedrückte mich immer wieder sehr. Besonders, wenn ich daran dachte, dass sich – wer konnte es wissen? – mein Bruder und mein Vater irgendwo genauso quälten.

Immer träumte ich von einem unerwarteten Wiedersehen mit Chilek. Meinen ältesten Bruder Marek erwartete ich nicht, hier zu finden. Ich wusste von Bekannten, Nachbarn aus der Nowlipiestrasse, die wir in Majdanek getroffen hatten, dass Marek aus dem Transport geflüchtet war. Er war bei der Deportation nach Majdanek aus dem Fenster des fahrenden Zuges gesprungen. Bei diesen Nachbarn hatten wir uns manchmal bei plötzlichen Aktionen im Ghetto in einem hervorragend getarnten Zimmer versteckt. Als uns Marek zum Bunker auf der Milastrasse gebracht hatte und dann wegen der Lebensmittel in die Nowolipiestrasse zurückkehrte war, überraschte ihn dort die Belagerung – deshalb verbarg er sich bei den Nachbarn in dem Versteck. Aber alle mussten das Versteck «freiwillig» verlassen, als die Nazis das Haus auf der Nowolipiestrasse angezündet hatten, und das Feuer bis in die Wohnung drang. Wie uns die Nachbarin erzählte, hatte mein Bruder im Zug viele Geschwächte gerettet und Ohnmächtige wieder zur Besinnung gebracht, bevor er sich mit einer Reihe Mutiger zur Flucht entschloss. Gleich nach dem Krieg erfuhr ich von Marek weitere Einzelheiten: Als er aus dem Zug sprang, wurde er von der Kugel eines SS-Manns verletzt; ein Bauer aus einem Dorf in der Nähe versorgte ihn und gab ihm ein Nachtlager. Später gelang es ihm, nach Warschau zurückzukeh-

ren, wo er sich bis Kriegsende bei einer Polin, bei Frau Jozefa Bartosiewicz, versteckt hielt. Für seinen Unterhalt sorgte Herr Strojwas. Von Kindheit an war ich es gewöhnt, Marek zu folgen und ihn mir zum Vorbild zu nehmen. Im Ghetto hatte er mir Französischunterricht erteilt und hatte mit mir das ganze Schulpensum von der dritten bis zur sechsten Klasse durchgearbeitet. Danach hatte er eine Privatlehrerin für mich besorgt, die er aus seinen Einkünften im Ghetto bezahlte – er gab Spritzen und leistete auch andere medizinische Versorgung.

Als ich am ersten Tag mit dem Stück Brot in der Hand nach Kanada ging, sprang ein abgerissener, zum Skelett abgemagerter Mann auf mich zu und streckte die Hand aus. Ohne ein Wort. Seine Augen flackerten unruhig wie bei einem gehetzten Tier. Ich zögerte. Sollte ich freiwillig das Brot abgeben? Eine solche Situation war für mich undenkbar geworden. Und ich weiss nicht, ob ich mich zu dieser unvorstellbaren Geste entschlossen hätte, wenn mich nicht eine Kameradin ungeduldig angestossen hätte.

Meine Furcht, mich niemals sattessen zu können, erwies sich schon sehr bald als völlig unbegründet. Als ich gerade meinen gestreiften Häftlingskittel abgelegt hatte und aus den haufenweise herumliegenden Lappen irgendein Kleid für die Arbeit heraussuchen wollte, fand ich verschiedene Lebensmittel, die unordentlich zwischen den Kleiderstapeln herumlagen. Ich ergriff buchstäblich alles, was mir in die Hände fiel: Brot, zerbröselten Kuchen, Speck – hastig und masslos stopfte ich mich mit diesen Leckerbissen voll. Und fast sofort stellte ich zu meinem unermesslichen Erstaunen fest, dass ich nicht nur satt war, sondern mich sogar überessen hatte. Trotzdem konnte ich mich nicht beherrschen, doch jetzt suchte ich mir gezielt bestimmte Spezialitäten aus.

In Kanada war es üblich, dass man sich für die Arbeit umzog – wir konnten uns beliebig «zurechtmachen» – mit den Kleidern, Blusen und Pullovern und der feinsten, elegantesten Wäsche der Ermordeten.

Wir konnten essen, was und soviel wir wollten, aber wir durften nichts mit ins Lager nehmen. Jeden Abend wurden wir vor der Rückkehr ins Lager dreimal stichprobenweise kontrolliert. Diese Kontrollen wurden von stockbetrunkenen SS-Männern durchgeführt: die erste in der Baracke, wo wir bis auf Hemd und Unterhose ausgekleidet waren, die zweite vor Verlassen des Kanadageländes, wenn wir schon in der gestreiften Häftlingskleidung zum Abmarsch aufgestellt waren, die dritte vor dem Lagertor. Wenn bei einer Gefangenen auch nur die geringste Kleinigkeit gefunden wurde, gab es für sie schreckliche Prügel, ihr wurden die Haare abgeschnitten, und sie wurde aus dem Kommando geworfen. Während der Revisionen zitterten wir vor Aufregung.

Trotzdem schleusten alle die verschiedensten Dinge ins Lager. Es verging kein Tag, an dem wir nicht etwas mitnahmen. In dieser Hinsicht stand ich nicht hinter den anderen zurück. Schliesslich kamen die Gefangenen im Lager vor Hunger und Kälte um. Wir waren von einem solchen Überfluss guter Dinge umgeben, die unsere ermordeten Brüder aus Ungarn hinterlassen hatten, dass es mir schien, man könnte damit das ganze Lager vor Hungersnot, Krankheiten und Schmutz retten. Wie konnte man da mit leeren Händen aus Kanada zurückkehren?

Jeden Tag zog ich am Arbeitsplatz ganz neue Schuhe an, ging darin zurück und gab sie einer Kameradin im Lager. Morgens ging ich dann in alten, morschen und kaputten Pantinen zur Arbeit und warf sie dort auf den Abfall. Oft humpelte ich in Schuhen für meine Kameradinnen zurück, die mir viel zu klein waren. In zu grossen Schuhen konnte

ich dafür duftende Seife oder dünne, seidene Wäschstücke transportieren, denn die Schuhe mussten wir bei der Revision nicht ausziehen. Auf dem Körper, unter den gestreiften, dicken Lagerhemden schmuggelten wir Handtücher, Blusen und Wäsche. Unter der eigenen Kleidung, die wir bei der Kontrolle in der Hand halten mussten, verbarg ich Brot, Kuchen oder Speck und kehrte so beladen zu meinen Kameradinnen Celina und Polusia zurück, die mich schon voll Unruhe und Ungeduld am Lagertor erwarteten. Zum Glück wurde ich kein einziges Mal von den SS-Männern erwischt.

Nur für Frau Prajsowa und Rozyczka konnte ich nichts aus Kanada hinüberschleusen – sie waren ins Lager A verlegt worden. Sie arbeiteten aber immer noch in der Baracke und hatten die gleichen Vorrechte wie zuvor. Ich hatte den Kontakt mit ihnen verloren und traf sie erst später unter Bedingungen wieder, die für mich sehr schwierig waren. Aber darüber später.

Die Arbeit in Kanada lief unterdessen auf Hochbetrieb. Unaufhörlich strömten die Transporte ungarischer Juden in die gigantische Todesfabrik. Ständig fehlte es an Platz auf der Rampe, wo ein Zug nach dem anderen entladen wurde. Es fehlte an Platz für die Menschen und ihr Gepäck, denn sie hatten im Unwissen über ihr Todesurteil all ihre wertvolle Habe mit hierhergeschleppt. Die Reisetaschen, Bündel, Koffer und Pakete stapelten sich auf der Rampe, in den Baracken und Durchgängen von Kanada. Riesige, bis zum Rand vollgeladene Lastwagen brachten die Sachen von der Rampe und die persönlichen Kleidungs- und Schmuckstücke, die die Menschen unmittelbar vor dem Tod, vor dem Betreten des «Duschraums», abgelegt hatten, direkt vom Krematorium hierher.

Reiche und Arme, Magere und Kräftige, Grosse und Kleine, alte Menschen und Kinder... Inmitten dieser schrecklichen Konfektion steckten Lebensmittel, sorgsam verpackt oder gerade angebrochen, zerbröselte, verschimmelte Überreste und daneben nicht minder tragische Zeugnisse des abgebrochenen Lebens: Schnuller, Puppen, Spielzeug und Kleinigkeiten, Fotos, Briefe, Dokumente.

Ich betrachtete das alles, und ein entsetzliches Grauen packte mich, mir war, als würde die ganze Welt nach Auschwitz geschleppt, um nackt und aller Menschlichkeit beraubt, in die Öfen der Tag und Nacht qualmenden Krematorien geworfen zu werden. Die Männer, die mit uns in Kanada arbeiteten, luden die Wagen aus und behielten die besten Sachen für sich. Es kam vor, dass sich die Männer «Geliebte» (wie es in der Lagersprache hiess) unter den Frauen aussuchten, denen sie dann zum Zeichen ihrer Zuneigung oder als Lohn für die «Liebe» verschiedene wertvolle Kleinigkeiten zum Geschenk machten. (Die riesigen Kleiderstapel boten ausreichend Gelegenheit zur Ausübung dieser «Liebe».) Offensichtlich benebelte Kanada den Verstand der Menschen und wirkte auf sie wie ein Rauschmittel. Anders konnte man sich so etwas nicht erklären.

Ich arbeitete meistens draussen, wo die «Lumpen», die zerschissenen, alten Sachen in Fetzen gerissen wurden, damit sie nicht mehr unter die aussortierten guten Sachen gerieten, die die Nazis nach Deutschland schickten. Meistens zerriss ich alles, die guten und die schlechten Sachen, damit diese Verbrechter so wenig Nutzen wie möglich davon hatten.

Ebenso verfuhr fast alle Frauen, mit denen ich arbeitete, wobei wir natürlich aufpassten, dass es keiner der vollgefressenen und zumeist betrunkenen SS-Männer bemerk-

te, die sich unentwegt auf dem Gelände der Magazine herumtrieben. Ein paar Mal belästigten sie in ihrer Betrunkenheit auch die Gefangenen. Manchmal zwangen sie uns alle, in der Mittagspause unter die Dusche in der Kanadabaracke zu gehen, dabei amüsierten sie sich ausgezeichnet und lachten grölend. Drinnen, in den Baracken arbeiteten die «größeren Spezialisten», die für die Sortierung der Kleidung zuständig waren, und sie in die hier speziell dafür errichteten Gaskammern zur Desinfektion brachten. Danach packten sie die Kleidung zu sogenannten «Bunden», Paketen, die zur Verschickung bereit in den Baracken gestapelt wurden. Wenn dann die Züge kamen, wurden alle Arbeitskräfte in Kanada mobilisiert, um diese Bunde in aller Eile zu den Waggons zu bringen und sie dort zu verladen.

Den ganzen Sommer hindurch bis zum Spätherbst dauerten die Ermordungen und Plünderungen an.

Im Verlauf meiner mehrwöchigen Arbeit in Kanada nahm ich ordentlich zu und erlangte wieder neue Kraft und Gesundheit. Ich half auch verschiedenen Kameradinnen und sogar zufälligen Bekannten. Darin war ich allerdings nicht allein – ich folgte nur dem Vorbild der meisten Frauen in Kanada. Ich war viel jünger als sie und konnte deshalb nicht so viele kostbare Gelegenheiten ausnutzen wie die meisten meiner Gefährtinnen. So fand ich zum Beispiel nie Gold oder Schmuck und bekam auch nie etwas von den Männern, die ich instinktiv fürchtete und mied.

Auf mich wirkte Kanada viel bedrückender als auf die Erwachsenen. Hier war ich noch näher an der Massenvernichtung, ich konnte mich nicht mehr darüber hinwegtäuschen, indem ich mir selbst immer wieder beteuerte, so etwas sei doch unmöglich. Ich verlor allmählich den Glauben an das Leben und die Unzerstörbarkeit seines Wertes und

mehr noch den Glauben an die Möglichkeit, jemals dieser Hölle zu entrinnen, in der doch Hunderttausende umkamen, obwohl die Deutschen – wie man im Lager flüsterte – ihrer endgültigen Niederlage gegenüberstanden. Ich verlor auch den Glauben an die Menschen und die letzten Reste von Achtung. Ich wurde barsch und abweisend, selbst zu Polusia, meiner nächsten Freundin. Ich war verschlossen, schweigsam, ständig gereizt. Ich fand mit niemandem mehr eine gemeinsame Sprache; angesichts der Niedertracht der Welt, in der wir lebten, der ungestraften Verbrechen, deren Augenzeugen wir tagtäglich waren, und angesichts der Gleichgültigkeit der Häftlinge gegenüber allem, was sie nicht unmittelbar betraf, empfand ich Gespräche als sinnlos. Aber so sehr ich auch seelisch gebrochen und verzweifelt war, ich hörte nicht auf, jeden Tag andere Dinge aus Kanada hinüberzuschmuggeln.

Zum Glück kam Polusia, wenn auch ziemlich spät, ebenfalls nach Kanada, und ich konnte mich jetzt ohne schlechtes Gewissen von ihr fernhalten und diese Freundschaft abbrechen, zu der ich nicht mehr in der Lage war. Bei dieser Arbeit am Grund der Hölle war es mir nicht mehr möglich, mit irgendjemandem befreundet zu sein. Ich konnte es ja mit mir selbst nicht mehr aushalten, wie sollte ich da mit anderen friedlich zusammenleben?

In Kanada wurde gegessen und getrunken, jeden Tag legte man sich eine andere «Toilette» an. Auf dem Weg zur Arbeit kamen wir immer noch an den Menschen aus den Transporten vorbei, die auf dem Weg ins Gas waren und deren Kleidung wir ein, zwei Stunden später zum Sortieren bekommen würden.

Als wir eines Tages an einer solchen Kolonne ungarischer Juden vorbeikamen ¹⁵, wurde unser Kommando kurz

aufgehalten. Ich befand mich gerade neben einem jungen Paar, die Frau trug einen Säugling auf dem Arm. Das Kind weinte, der Vater schaute voll Unruhe abwechselnd auf die Uhr und auf seinen Strohkorb, aus dem ein Fläschchen mit Schnuller hervorsah. Er wandte sich an die Leute in der Nähe und dann auch an uns «Hiesige» mit der Frage, ob es noch weit zum Arbeitslager, zu den Baracken der jüdischen Kolonie in Birkenau sei, denn sein Kind müsse bald gefüttert werden. Es waren nicht einmal mehr hundert Meter, die letzten Meter bis zur Gaskammer, zur «ewigen» Kolonie. Keine von uns gab ihm Antwort auf seine Frage. Was hätte man auch einem zum Tode Verurteilten sagen können?

Aber schliesslich nahm auch Kanada ein Ende. Es wurde zum Teil liquidiert, und unser Kommando wurde aufgelöst. Im Herbst 1944 wurden die Transporte geringer, dann immer spärlicher, bis sie schliesslich ganz aufhörten. Ab und zu traf noch ein Zug mit Menschen ein, die vergast werden sollten – meistens waren es Juden, die in anderen Lagern oder Ghettos selektiert worden waren. Die sowjetische Armee rückte weiter vor, die Nazis verwischten die Spuren ihrer Verbrechen.

Mit der Zeit wurden die Gepäckberge geordnet und verschickt, dann gingen die letzten Züge mit den geraubten Sachen nach Deutschland ab. In den Magazinen von Kanada wurde es sauber, still und leer. Die Frauen gingen tatenlos von einer Stelle zur anderen, es gab nichts mehr zu tun... und auch nichts mehr zu essen.

Jeden Tag erwarteten wir die Verlegung – und noch Schlimmeres. Man musste damit rechnen, dass uns die SS-Männer vor Ankunft der Russen umbringen würden. Die

Liquidierung von Kanada konnte also unseren Tod bedeuten. Jede von uns fürchtete sich schrecklich davor.

Hunger und Angst von früher kehrten wieder ein... Im Lager kreisten immer neue, freudigere Nachrichten über die Situation an der Front und die Verdrängung der Nazis aus Polen. Es war nicht leicht herauszufinden, was von diesen Gerüchten Phantasie und Lüge und was Wahrheit war, aber auch die verschiedenen Veränderungen im Lager und die stark gesunkene Stimmung der SS-Männer verrietten, dass sich das Dritte Reich seinem Ende näherte – und das wiederum schürte unsere Angst vor dem Tod.

Als in Kanada noch mit voller Kraft gearbeitet wurde, hatten die Nazis schon in der dortigen Desinfektionskammer die Männer des Sonderkommandos ¹⁶ vergast, die gegen die SS-Männer im Krematorium rebelliert hatten. Diese Ereignisse weckten in Kanada schreckliche Panik und Entsetzen, obwohl uns gleichzeitig die Nachricht vom Aufstand des Sonderkommandos gegen die SS-Männer mit Bewunderung und Stolz erfüllte.

Gleichzeitig erreichte uns auch das Gerücht, dass der Chef des Krematoriums, ein deutscher Unteroffizier, ebenfalls vergast worden war, was bewies, dass uns ein ähnliches Schicksal erwartete. Aber wir kannten nicht den wirklichen Grund dafür, dass die SS-Männer ein solches Urteil über einen der ihren verhängt hatten.

Auch SS-Männer hatten menschliche Regungen. Als in Kanada die Lebensmittel ausgingen, bekamen ein paar Frauen auf ihre Bitte hin sowie eine ganze Gruppe junger Mädchen von unserem Chef Nahrungsmittel aus den letzten zum Transport ins Reich bestimmten Paketen. Besonders mit uns Kindern hatte der Chef Mitleid. Oft streifte er uns mit einem traurigen Blick oder rief eine von uns zu sich, um

ihr verschiedene Leckerbissen wie Walnüsse, Trockenfrüchte und Schokolade zu schenken.

Schliesslich kam die mit Schrecken erwartete Reduktion. Eines Abends stellten uns die Nazis nach Arbeitsschluss in Kanada auf und begannen, eine Selektion durchzuführen. Ein paar Frauen baten und flehten, doch an ihrer Arbeitsstelle bleiben zu dürfen. Aber es half nichts. Es gab keine Transporte für die Gaskammer mehr, deshalb war dieses Kommando überflüssig geworden. Und anstatt sich darüber zu freuen, tat es den Häftlingen um ihren «guten» Arbeitsplatz leid!

Wie vor anderthalb Jahren, als wir zu Beginn des Aufenthaltes in Auschwitz in Quarantäne kamen, wurden wir jetzt in einen abgeschlossenen Block im Lager A gepfercht, der ringsum von einer Mauer umgeben war. Die schreckliche Qual begann aufs Neue, diesmal war es noch schlimmer, weil wir nicht mehr daran gewöhnt waren. Zu alledem blieb unser Schicksal, das vom endgültigen Urteil der Lagerführung abhing, noch unentschieden.

Mehrere Tage und Nächte lang sperrten sie uns in völliger Isolierung in eine abgeschlossene Baracke ein und sorgten so dafür, dass wir keinen Kontakt mit dem übrigen Lager aufnehmen konnten. Selbst die Latrinen durften wir nur in Begleitung der Stubenältesten aufsuchen. Wir bekamen wenig und unregelmässig zu essen, manchmal nur eine Mahlzeit in mehreren Tagen. Die Enge und der Gestank verschlimmerten noch die Stimmung, die ganz vom Bewusstsein des bevorstehenden Todes beeinflusst war. Der Hunger schnitt uns in die Gedärme, und nur die Fettschicht, die wir uns während der letzten Wochen in Kanada zuge-

legt hatten, rettete uns, denn so konnte der Körper wenigstens von etwas zehren...

Ich dachte nicht viel an die Möglichkeit des Todes, überhaupt dachte ich nicht darüber nach, was mit uns geschehen würde. Die Abgeschlossenheit, in der ich mich befand, konnte ich – von Zeit zu Zeit jedenfalls – nicht mehr aushalten. Dauernd hielt ich Ausschau nach einer Gelegenheit zu fliehen und mit der Aussenwelt Kontakt aufzunehmen.

Einmal trennte ich mich dann von der Gruppe, in der ich zur Latrine geführt wurde, und stahl mich zu Celina ins Lager B. Es war mir klar, dass ich es mit dem Leben bezahlen würde, wenn ich bei diesem Ausflug geschnappt würde. Aber ich hatte das sichere Gefühl, dass ich nur zu Celina gelangen musste, um gerettet zu sein. Celina kannte die Blockälteste, viele Stubenälteste und Schreiberinnen, die im Lager Einfluss besaßen. Wer konnte es wissen, vielleicht würde es einer von ihnen gelingen, mich aus dieser Gefangenschaft zu befreien. Der Gedanke, dass Celina mich mit offenen Armen empfangen und mir Brot geben würde, verlieh mir genug Mut. Auf dem Weg bestand ich eine Reihe verschiedener Schwierigkeiten und Gefahren, endlich erreichte ich ganz ausser Atem die Baracke, rannte zu der vertrauten Koje und... Celina unterhielt sich mit einer Kameradin. Sie sah, dass ich neben ihr stand und ungeduldig darauf wartete, dass sie sich mir zuwandte. Trotzdem unterbrach sie das Gespräch nicht. Ich war in Eile, ich musste zurück sein, bevor die Kapos anfangen, mich zu suchen. Alle Häftlinge, die in der aus Kanada entlassenen Gruppe Bekannte hatten, waren in Sorge um deren Schicksal und taten ihr Möglichstes, um ihnen durch irgendwelche Mauerritzen etwas Ess- oder Trinkbares zukommen zu lassen. Jede wäre glücklich gewesen, wenn ihrer Kameradin

ein solcher Ausflug wie mir gelungen wäre, aber Celina schenkte mir nicht die geringste Beachtung. Als ich versuchte, mich in ihr Gespräch einzumischen, um zaghaft zu erklären, dass ich nur wenig Zeit hatte und mit ihr ein paar Worte wechseln wollte, machte sie eine wegwerfende Handbewegung, wie um mir zu verstehen zu geben, dass sie mit Wichtigem beschäftigt war, und ich ihr lästig fiel. Und von dieser abweisenden Haltung liess sie nicht einmal dann ab, als ich zitternd vor Empörung und Verbitterung und mit Tränen in den Augen aus der Baracke stürzte.

So zurückkehren und mich wieder in den Gefängnisbau der Abteilung A schleichen zu müssen – das war wirklich entsetzlich. Selbst der Tod erschien mir nicht mehr schrecklich nach diesem Erlebnis.

Schliesslich neigte sich die Waagschale unseres Schicksals dem Leben zu. Aus unbekanntem Gründen hatte die Lagerleitung beschlossen, uns leben zu lassen und wieder in den einzelnen Baracken und Arbeitsstellen unterzubringen. Für dieses Mal war die Gefahr gebannt – und die Nachrichten von der Ostfront wurden unterdessen immer besser.

Der Herbst 1944 ging zu Ende. Die Nazis begannen mit dem Abbau der Krematoriumseinrichtungen. Auf ihrem Weg zur Arbeit kamen morgens alle Kommandos an den Höfen des Krematoriums vorbei. Jeder von uns nahm dort ein Stück Holz von dem Stapel, um es irgendwo weit weg auf dem Feld wegzuworfen. Wie eifrig und froh legten wir den Weg mit diesem Stück Holz in der Hand zurück, obwohl es sehr schwer war. Wenn wir auf die leeren, erloschenen Krematorien blickten, atmeten wir vor Erleichterung

auf. Zu einer grösseren Hoffnung auf ein Überleben gab es allerdings nicht den mindesten Anlass. Die SS-Männer konnten uns noch in der letzten Sekunde vor der Niederlage erschliessen. Energisch verdrängten wir diesen entsetzlichen Gedanken... Die Russen würden rasch vordringen, den Deutschen würde keine Zeit mehr bleiben, sie mussten ja schliesslich ihre eigene Haut retten.

Meine nächste und gleichzeitig letzte Stelle in Auschwitz was das Kartoffelkommando. Erst hoben wir Gruben zur Aufbewahrung der Kartoffeln für den Wintervorrat aus, dann mussten die Kartoffeln von Güterwaggons abgeladen werden. Wieder arbeitete ich tagelang im Wind und oft im Herbstregen. Die Spaten waren schwer, oft kaum zu heben, weil die Erde kilogrammweise daran klebte. Die Karren mit den Kartoffeln und unsere Füsse versanken in der feuchten, aufgewühlten Erde. Die SS-Männer und Kapos prügeln uns mit der Peitsche, sobald wir unser Tempo verlangsamten. Ähnlich quälten sie die zu Skeletten abgemagerten Männer. Nur der häufige Fliegeralarm verhalf uns zu Ruhepausen. Die Nazis flüchteten sich in die Schutzbunker und vergassen uns und die Kartoffeln. Die ins Lager eingeschleusten Kartoffeln tauschten wir gegen Brot oder Suppe, manchmal bereiteten wir sie auch im Lager über dem Feuer zu, und zuweilen waren Mitgefangene, die Zugang zur Kochstelle hatten, bereit, uns die Kartoffeln zu kochen, wenn sie dafür die Hälfte der Portion bekamen. Im schlimmsten Fall ass man die Kartoffeln roh.

Die Beschaffung dieser Kartoffeln erforderte, wie alle solche Unternehmungen in Auschwitz, viel Geschick und war mit einem grossen Risiko verbunden. Jeden Tag nach Feierabend wurden wir im Kartoffelbunker von einem alten SS-Mann kontrolliert, der ein Teufel in Person war. Er

klopfte alle, Männer wie Frauen, mit seinem dicken Stock ab, auf den er sich beim Gehen stützte. Und fast immer fand er einen, der es gewagt hatte.... Also wurden jeden Tag an Ort und Stelle Bestrafungen vorgenommen. Aber die Leiden der Opfer, die blutig, bewusstlos, sogar zu Tode geprügelt wurden, konnten die anderen nicht vom Hinüberschmuggeln der Kartoffeln abschrecken. Man versuchte nur, sie besser vor den Augen der Peiniger zu verbergen. Man steckte sie in die Schuhe, unter die Kleidung, auf den Körper, wo es gerade möglich war. Ich transportierte sie meistens in dem Blechgefäß, in dem ich mir mittags die Suppe abholte. Ich legte fünf, sechs Kartoffeln in das Gefäß, setzte den Deckel darauf und hielt es in der Hand, als sei es leer. Zum Glück kam es den SS-Männern nie in den Sinn, in die Essgeschirre zu schauen.

Die Geschirre trugen verschiedene, eingeritzte Monogramme und Davidsterne, sie hatten vorher den Juden aus dem Ghetto von Łódź gehört, die im Herbst vergast worden waren. Sie waren gross und sehr praktisch, wir benutzten sie anstelle der Leinenbeutel. Ich hatte mir ein solches Blechgeschirr für eine Portion Brot gekauft. Im Kartoffelkommando war es mir jetzt besonders nützlich.

Kurz nach der Entlassung aus der Isolation, aber noch bevor ich dem Kartoffelbunker zugeteilt wurde, fand eines Augustabends im Lager A ein grosser Appell statt. Alle Frauen aus den einzelnen Lagerabteilungen, aus allen Winkeln Birkenaus wurden auf dem Platz zusammengerufen. Bei dieser Gelegenheit traf ich auch meine guten, alten Bekannten, Frau Prajsowa und Rozyczka, wieder. Die SS-Männer hatten uns deshalb so zahlreich zum Appell antreten lassen, weil wir zusehen sollten, wie mitten auf dem Platz die Läuferin Mala gehenkt wurde. Mala war in der

Uniform einer Aufseherin aus dem Lager geflohen, aber nach einigen Wochen in der Freiheit von Nazis gefasst und nach Auschwitz zurückgebracht worden. Mala war eine junge, schöne Jüdin aus Belgien. Wir hatten sie täglich gesehen, morgens und abends stand sie am Lagertor, wenn wir zur Arbeit gingen und wenn wir zurückkamen. Sie trug die ausgehenden Kommandos und ihre Arbeitsstellen auf einer Liste ein. Wir hatten sie auch oft gesehen, wenn sie mit verschiedenen Aufträgen oder Befehlen vom Lagerstab zu unseren Blockältesten oder Schreiberinnen kam. Oft hatte sie uns dabei vor Selektionen, Strafaktionen oder «Visiten» des Doktor Mengele gewarnt, denn dank ihrer Botenfunktion erfuhr sie alles früher als andere. So hatte sich jede von uns darüber gefreut, dass Mala die Flucht gelungen war. Und jetzt stand sie da von SS-Männern umringt vor dem Galgen. Die Kommandantin des Lagers hielt zu diesem «Anlass» eine Rede an die Häftlinge. Bevor sie geendet hatte, schnitt sich Mala die Pulsadern durch und schlug den SS-Mann ins Maul, der sich in dem Moment auf sie gestürzt hatte. Entsetzlich zugerichtet wurde sie auf einem Karren zum Krematorium gebracht. ... Lange Zeit blieb die Geschichte dieses mutigen Mädchens, ihr Leben und Tod, Gegenstand der Gespräche im Lager. Mala wurde für uns zu einer Legende, zum Inbegriff des Heldentums.

Frau Prajsowa und Rozyczka nahmen mich nun sofort in ihre Obhut. Sie luden mich in ihre Baracke ein, gaben mir eine Schüssel Lagersuppe und baten mich, doch auf ihre Koje zu kommen. Ich stimmte gerne zu, denn auf meiner Koje war es eng, und ich hatte nichts, um mich zuzudecken.

Es war für mich und für sie ziemlich gefährlich, wenn ich bei ihnen im Block schlief, aber das kümmerte sie überhaupt nicht, sie behandelten mich wirklich wie eine Tochter und Schwester. Ich wiederum war zu jedem Risiko bereit, wenn ich nur in der Nähe meiner herzlichen und aufrichtigen Freundinnen bleiben konnte. Celinas Verhalten empörte sie auch, und ich konnte es nicht genug bedauern, dass ich während meiner Zeit in Kanada keine Gelegenheit gehabt hatte, mich ihnen nützlich zu erweisen und sie zu besuchen – ich hatte ja nicht einmal gewusst, wo sie wohnten! Nun aber brachte ich Frau Prajsowa mit umso grösserem Eifer Kartoffeln in meinem berühmten Geschirr. Frau Prajsowa machte daraus Kartoffelsuppe für uns drei; die restlichen Kartoffeln tauschte sie gegen Brot für mich. So verbrachten wir mit gegenseitiger Hilfe mehrere Monate zusammen, die unsere Freundschaft weiter festigten.

Eines Abends kochte Frau Prajsowa heimlich während einer Nachtwachenvertretung in ihrem Block Suppe für uns und ein paar kranke Gefangene. In der Eile und aus Angst vor der Blockältesten verbrannte sie sich die Hand mit der siedenden Flüssigkeit. Da half nichts – sie musste aufs Krankenrevier. Rozyczka und ich hatten sie unzählige Male gebeten, auf sich aufzupassen. Aber sie hatte unsere Worte gar nicht beachtet. Nie hatte sie aufgehört, sich selbst in Gefahr zu begeben, um anderen zu helfen – das betrachtete sie als ihre heiligste Pflicht.

Nun begannen beschwerliche, tägliche Ausflüge zu Frau Prajsowa aufs Krankenrevier. Wir sparten Brot auf und tauschten Suppe gegen Brot, um es aufs Krankenrevier zu schmuggeln. Zu unserer Entrüstung teilte Frau Prajsowa auch dort, ihren Grundsätzen getreu, diese Gaben mit ihren

Nachbarinnen. Wir wagten es aber nicht, laut zu protestieren. Frau Prajsowa sah entsetzlich aus: Ihr Gesicht war leichenblass und vom Schmerz verzerrt. Die Verbrühung heilte nicht, der Aufenthalt auf dem Krankenrevier zog sich in die Länge. Ohne ihre mütterliche Fürsorge war es uns traurig zumute, und es ging uns schlecht. Wir bekamen den Hunger zu spüren, und die Gänge zum Krankenblock, die Notwendigkeit, sich durch verschiedene Schlupfwinkel, Ritzen in der Absperrung, Tore und Kontrollen an Lagergrenzen hindurchzustehlen, zehrte an unserer Kraft.

Einmal geschah es, dass wir auf dem Rückweg vom Krankenbau zwischen dem einen Lager und dem nächsten steckenblieben: wir hatten uns verspätet, und die Tore waren schon geschlossen. Wir sassen in der Falle. Nun fehlte nur noch, dass ein SS-Wachmann kam. Das wäre unser Ende! Meistens stahlen wir uns zum Krankenbau und zurück, indem wir uns unbemerkt einem Häftlingstrupp anschlossen, der in Begleitung eines Kapos zum Krankenbau oder zur Arbeit gebracht wurde. Manchmal waren es Männer-, manchmal Frauengruppen. Diesmal war weit und breit kein Mensch zu sehen gewesen. Wir hatten das Gelände des Krankenreviers durch eine Öffnung im Zaun verlassen, aber jetzt sassen wir mitten auf dem Durchgang zwischen zwei Lagern fest, der auf beiden Seiten von Stacheldraht begrenzt war. Wir konnten nicht vor und nicht zurück – es war wie in einem Käfig.

Unterdessen wurde es dunkel, und die Nacht kam. Wir klapperten mit den Zähnen und zitterten vor Kälte und dachten fieberhaft über unsere Lage nach. Sie war aussichtslos. Es blieb uns nichts übrig, als uns hinter einem Steinhaufen zu verkriechen und dort zu warten, was geschehen würde. Wenn uns ein SS-Mann entdeckte, wäre es

um uns geschehen, bevor wir den Mund zu einer Erklärung öffnen könnten. Aber die Nacht hüllte uns gnädig in ihr Dunkel, und der Steinhafen schützte uns vor den Augen der Wachmänner. In der Frühe schlossen wir uns einer Gruppe des Sonderkommandos an, die jeden Tag aufs Revier ging, um dort die Leichen zur Verbrennung abzuholen.

Am nächsten Tag besuchten wir Frau Prajsowa wieder, aber wir waren jetzt um einiges vorsichtiger, und der Kranken erzählten wir von unserem Abenteuer erst, als sie wieder gesund wurde.

Als die Nazis im Winter 1944–45 das unweigerlich herannahende Ende des Dritten Reiches erkannten, nahmen sie eine lautlose, systematische Evakuierung und stufenweise Liquidierung des Lagers vor. Alle paar Wochen wurden jetzt Transporte von jeweils mehreren Hundert Personen in andere Arbeitslager tief nach Deutschland hinein verschickt. Einige Frauen meldeten sich freiwillig in der irrigen Hoffnung, an dem neuen Ort werde es besser sein als in Auschwitz. Die Mehrheit allerdings versuchte, der Abfahrt unter allen Umständen aus dem Weg zu gehen, weil sie befürchteten, dass die anderen Lager der Nazis noch schlimmer waren. Hinzu kam, dass die Russen schon nahe waren, und die Hoffnung auf eine baldige Befreiung immer mehr Gestalt annahm. Keine von uns aber wusste, was wirklich besser war: wegfahren oder bleiben. Die grösste Versuchung stellten in diesem Zusammenhang die Essenportionen dar, die für die Reise ausgeteilt wurden: Brot und ein Stück Wurst – es war genauso wie damals mit der Milch und dem Weissbrot im Kinderblock und verschiedenen anderen Köstlichkeiten, die angeblich auf die Bewohnerinnen des Versuchsblocks des Doktor Mengele warteten.

Mich jedoch lockten diese «Wohltaten» der Nazis nicht, nie gierte ich nach «besseren» Bedingungen oder «grösseren» Lebensmittelrationen. Ganz im Gegenteil – ich spürte immer sofort die wahren Absichten, die hinter diesen grossmütigen und gnädigen Gesten steckten. Die Transporte nach Deutschland fürchtete ich wie die Pest. Um ihnen zu entgehen, sprang ich aus dem Barackenfenster und versteckte mich auf der Latrine; das gleiche tat ich, wenn Mengele durchs Lager ging und sich seine Versuchskaninchen aussuchte. Voll falscher Hoffnungen war ich von Majdanek nach Auschwitz gekommen und vom Regen in die Traufe geraten ... In den Händen der Banditen und Verbrecher war alles gleich schlimm und gefährlich. Ich zog es vor, in Auschwitz zu bleiben – hier kannte ich wenigstens jeden Winkel und die ärgsten Fallen.

Das Lager a hatte sich spürbar geleert. Nachdem zahlreiche Transporte nach Deutschland abgegangen waren, verlegten die Nazis alle verbliebenen Gefangenen in die Baracken auf dem Gelände B11b und c (Im Lager c waren früher Tausende Zigeuner gefangen gehalten worden, die dann, genau wie die Juden, vergast und im Krematorium verbrannt worden waren.) Wieder musste ich mich von meinen Freundinnen trennen – beide wurden sie einige Wochen früher als mein Block ins Lager B11b verlegt. Ich wusste nicht, ob ich sie je wiedersehen würde. Dafür befand sich Celinas Block jetzt in der Nähe meiner Baracke. Celina hatte mich inzwischen um Verzeihung gebeten und hatte versucht, ihr vorheriges Verhalten wieder gutzumachen. Ich besuchte sie jetzt jeden Abend. Ich musste ihr verzeihen, denn nach der Trennung von Frau Prajsowa und Rozyczka war ich einsam und niedergeschlagen. Ausserdem verhielt sich Celina jetzt genauso herzlich wie eh und je zu mir. Sie brachte mir Brot

und Marmelade und gab mir Suppe, während ich ihr die Kartoffeln mitbrachte, die ich hatte ergattern können. Ein paar Mal blieb ich über Nacht bei ihr – ich schlief dort bequem, allein auf einer Koje, die mit genügend Decken ausgestattet war.

In dieser Zeit schloss ich Freundschaft mit einigen etwa achtzehnjährigen Mädchen aus Bedzin, die mit mir im Kartoffelkommando arbeiteten. Nach ein paar Wochen wurde unser Lager nach Bllb verlegt, wo ich sofort Frau Prajsowa und Rozyczka aufsuchte. Ich kehrte jetzt nur noch zum Appell und zum Empfang der Brotration in meine Baracke zurück, die übrige Zeit, die Abende und manchmal ganze Nächte verbrachte ich bei Frau Prajsowa. Alle hielten mich für eine Verwandte von ihr... Celina wurde mit ihrem ganzen Block ins Lager c verlegt, das durch einen stromgeladenen Stacheldrahtzaun von unserem Lager getrennt war. Ich unterhielt mich oft mit ihr durch den Zaun, zumal sich ihre Baracke in der Nähe der Absperrung befand.

Die hellhaarige Alwira, Kapo im Kartoffelbunker, gehört für mich auch zur Gruppe derer, die zu meinem Überleben beigetragen haben. Alwiras Vater war Deutscher, ihre Mutter Jüdin, deshalb war sie nach Auschwitz gekommen. Sie war etwas über dreissig Jahre alt, gross und schlank. Die Brauen und Wimpern schienen fast weiss auf ihrem geröteten Gesicht. Sie war nicht hübsch, nicht einmal sympathisch. Ich weiss nicht warum, aber ich war immer der Meinung gewesen, dass schöne, ansehnliche Menschen auch gut, verständnisvoll und grossmütig waren, obwohl ich damit mehr als einmal eine Enttäuschung erlebt hatte. Trotzdem zogen mich schöne Gesichter weiterhin an und weckten in mir freundschaftliche Gefühle. Kapo Alwira nun war

der Gegenbeweis meiner kindlichen Theorie. Mich und noch einige andere Kinder im Kommando behandelte sie aussergewöhnlich gut.

Ganz am Anfang hatte sie einmal beobachtet, wie ungeschickt ich die Erde schaufelte und dass ich den schweren Spaten kaum halten konnte, da fragte sie mich, wie alt ich sei. Ich verheimlichte ihr nicht mein wahres Alter.

«Vierzehn!» wiederholte sie traurig und überrascht. «Ich habe zu Hause auch eine kleine Tochter», fügte sie nach einer Weile so undeutlich hinzu, dass ich es kaum verstehen konnte.

Als ich das Wort «zu Hause» hörte, fühlte ich, wie Bitterkeit in mir aufstieg. Ich beneidete diese rote, hässliche Alwira, die genauso deutsch sprach wie die Aufseherinnen, darum, dass sie irgendwo ein Zuhause, eine Familie, eine kleine Tochter hatte, zu denen sie nach dem Krieg würde zurückkehren können. Zu wem, wohin sollte ich zurückkehren, wenn es mir gelingen würde, diese Hölle zu überleben? Wer würde sich über meine Rückkehr freuen?

«Ich habe kein Zuhause und niemanden auf der Welt», sagte ich laut, aber mit erstickender Stimme. Und ich blickte herausfordernd in dieses rote Gesicht, das mir so ganz und gar nicht gefiel und mir jetzt noch hässlicher und abstossender erschien. Ich wollte, dass sie begriff, dass ihre Situation doch viel besser war als unsere. Und ich schämte mich meines Hasses nicht. Plötzlich füllten sich Alwiras Augen mit Tränen. Sie fuhr mich nicht an, wie ich es erwartet hatte, sondern umarmte mich herzlich und küsste mich auf die Stirn. Auf diese Weise schlossen wir Freundschaft, eine unverhoffte, doch aufrichtige und zutiefst

menschliche Freundschaft. Von da an teilte Alwira mir leichtere Arbeiten zu und nahm mich oft vor anderen Kapos und SS-Männern in Schutz.

Im Kartoffelbunker befand sich ein Raum mit Zentralheizung und besonderen Becken zum Einlegen von Gemüse, Kohl, Rüben, Möhren usw. Die Arbeit in diesem warmen Einmachraum war wesentlich leichter als draussen, ausserdem konnte man sich an dem Gemüse sattessen und sogar abends ein bisschen zum ‚Verkauf‘ ins Lager schmuggeln. Mehrere junge Mädchen arbeiteten hier. Sie putzten den Boden, scheuerten die geleerten Becken und füllten sie wieder mit kleingeschnittenem Kohl und Rüben, die sie dann auf Befehl der SS-Männer mit ihren Füßen in sauberen Gummistiefeln stampften. Kapo Alwira, die die Frauen bei der Arbeit auf dem Hof beaufsichtigte, beschaffte mir einen Platz im Einmachraum! Für mich war es die Rettung. Für eingeschmuggelte Kartoffeln und Kohl kaufte ich mir von den Frauen in der Bekleidungskammer ein Wollkleid und einen ordentlichen Wintermantel, dazu feste Lederschuhe und sogar eine Paste, um sie zu putzen. Ich war satt, anständig, sauber und warm angezogen, die neuen Kameradinnen aus der Einmacherei mochten mich gerne und bedachten mich als eine der Jüngsten mit ihrer Fürsorge. Jeden Tag konnten wir uns von Kopf bis Fuss in einem Bottich mit warmem Wasser waschen, den uns ein Heizer aus dem Kesselraum brachte. Den Bottich stellten wir in die Ecke, schirmten ihn mit Brettern ab und hielten abwechselnd Wache, damit uns kein SS-Mann bei diesem verbotenen Bad erwischte. Wir wuschen hier auch unsere Wäsche und trockneten sie auf den Heizungen. Das alles aber geschah natürlich nicht ohne Risiko und ständige Furcht....

Der Heizer aus dem Kesselraum, der uns verschiedene Gefallen tat, war Deutscher, ein politischer Gefangener. Er war bereits seit Entstehen des Lagers in Auschwitz interniert und schon aus einem Konzentrationslager in Deutschland hierher gebracht worden. Seit Hitlers Machtergreifung 1933 quälte man ihn. Dieser Deutsche kochte uns schmackhafte Kartoffelsuppen und war immer bereit, uns zu helfen. Wir alle brachten ihm Sympathie, Dankbarkeit und Achtung entgegen. «Ein Deutscher, der genauso leidet wie wir», sagten wir zueinander, «das heisst, dass nicht alle Deutschen gleich sind, nicht alle sind solche».

Aber warum die einen Deutschen «solche» waren und die anderen nicht, warum die einen Menschen quälten, verfolgten und mordeten, während die anderen unter diesen Verfolgungen litten – das konnte ich damals nicht verstehen.

Neujahr 1945 kam heran – das sechste Jahr des Krieges und der Herrschaft Hitlers, das sechste Jahr unserer Tragödie und Marter. Aus vielen verschiedenen Veränderungen im Lager schlossen wir, dass deren Ende nahe war. Nachrichten von den Niederlagen der Deutschen drangen bis ins Lager, manchmal sprachen sogar die SS-Männer selber davon. In den Gaskammern wurden keine Menschen mehr ermordet. Die Selektionen hatten aufgehört. Die Krematorien wurden teilweise abgebaut.

Unsere Leinenflicken mit dem Davidsstern wurden durch Nummern mit einem roten Winkel ersetzt, wie sie bisher nur Arierinnen und politische Häftlinge getragen hatten. Das sollte den Anschein erwecken, dass wir nicht unseres Judentums wegen inhaftiert waren. Also wurden die Juden den politischen Verbrechern zugezählt, die für

das Bestehen des Dritten Reiches gefährlich waren. So wurde ich im Alter von vierzehn Jahren zum politischen Verbrecher und gefährlichen Feind des Hitlerregimes. Zu dieser Zeit, vielleicht auch etwas früher, kam eine Delegation des Roten Kreuzes in das «Arbeitslager» Auschwitz. Mehrere Wochen lang bereiteten sich die SS-Männer fieberhaft auf diese Kontrolle vor. Sie überschlugen sich gleichsam, um das Lager irgendwie in einen «zulässigen» Zustand zu versetzen. Wir bekamen den Befehl, in den Baracken, auf den Kojen und draussen rings um die Baracken eine generelle Reinigung vorzunehmen. Überall wurde angestrichen, geweißt, geputzt. Die Befehlshaber des Todeslagers wollten der Delegation des Roten Kreuzes vormachen, dass Auschwitz ein völlig harmloses, musterhaftes Arbeitslager war, in dem Arbeiter und Kriegsgefangene unter angemessenen Bedingungen arbeiteten. Schliesslich traf die erwartete Delegation ein.

Im Lager herrschte eine unbeschreiblich lastende Stimmung, die wie elektrisch geladen schien. Als die SS-Männer die Gesandten aus der «anderen Welt», aus dem Ausland, durch das Lager führten und ihnen lügnerische Erklärungen über den Zweck einzelner Lagereinrichtungen, der Küche und Baracken und über unser kaum noch menschliches Aussehen gaben, herrschte ringsum eine Grabesstille, die den Häftlingen unter Androhung der Todesstrafe befohlen worden war. Auf dem Gelände des Krankenreviers platzte diese Stille plötzlich wie ein zu weit aufgeblasener Ballon. Die Leiterin des Krankenreviers, eine polnische Ärztin, musste sofort nach Abfahrt der Delegation für ihren Mut mit dem Tode büssen, den sie unter schrecklichen Folterqualen in den Gestapoverliesen in Auschwitz erlitt. Man erzählte, wie sie den Gesandten des Roten Kreuzes helden-

haft die ganze schreckliche Wahrheit über die Auschwitzer Marterqualen berichtet hatte – sicher im Wissen um das, was sie danach erwarten würde.

Ähnlich wie die Läuferin Mala wurde diese Ärztin für uns zum Inbegriff menschlicher Würde und Tapferkeit.

Am ersten Januar hatte ich einen Unfall, der eine steife Hand zur Folge hatte, aber ohne die glückliche Fügung verschiedener Umstände hätte ich dabei mein Leben verloren....

Wegen des Neujahrsfeiertages mussten wir nur bis zum Nachmittag arbeiten. Zum ersten Mal seit vielen Monaten kehrten wir noch bei Tageslicht von der Arbeit zurück. Deshalb beschloss ich, die Gelegenheit zu einer Unterhaltung durch den Zaun mit Celina zu nutzen, um zu erfahren, wie es ihr jetzt ging. Es war schönes Wetter, trocken und nicht zu frostig. Irgendwie war ich in ganz freudiger Stimmung und schaute voll Vertrauen in die Zukunft. Was sollte ich noch fürchten – nach all dem, was ich bis jetzt durchgehalten hatte. Ich ass die Schüssel Suppe leer, die Frau Pajsowa mir gegeben hatte, und machte mich mit Rozyczka zum Drahtzaun auf. Frau Pajsowa versuchte, uns zurückzuhalten. «Ihr sollt nicht immer dorthin laufen!» schimpfte sie unwillig, aber wir verwarfen diese ewigen «grundlosen» Sorgen lachend. Auf dem Hof spazierten viele Häftlinge umher, etliche unterhielten sich aus der Entfernung mit ihren Bekannten und Verwandten aus dem Lager c. Im Prinzip waren solche Gespräche der Frauen untereinander erlaubt.

Der weisse, pulvrige Schnee glitzerte wunderbar in den Strahlen der Wintersonne. Es flimmerte vor den Augen von dem Weiss des Schnees und dem hellen Licht. «Celina, Celina!» rief ich laut. Von der anderen Seite kam keine

Antwort. Ich gab nicht auf, rief immer lauter und hartnäckiger: «Celina! Ce-li-na!»

Der Posten auf dem Wachturm langweilte sich wohl und suchte nach irgendeiner Zerstreung. Ich stand am Zaun in seiner Nähe und fiel ihm einfach in die Augen. Er zielte, und bevor noch jemand etwas bemerken und mich warnen konnte, fiel ein Schuss. Der Posten hatte wahrscheinlich genau aufs Herz gezielt, aber er verfehlte es und traf mich in den Arm.

Im ersten Moment begriff ich nicht, was passiert war. Ich spürte eine merkwürdige Wärme auf meinem Arm, fast gleichzeitig hörte ich den Knall des Schusses ganz in meiner Nähe. Erst dann wurde der Schmerz in meinem Arm und meinen Fingern spürbar und bereitete sich über den ganzen Körper aus. Ich sah Rozyczka davonlaufen, begriff, dass auf mich geschossen worden war – und stürzte hinter ihr her. Dabei fiel ich immer wieder hin und musste mich aufrappeln, vor den Augen tanzten mir schwarze und feuerrote Flecken. Mein Arm brannte und schmerzte so schrecklich, dass ich ihn mir am liebsten abgerissen hätte. In meinem Kopf ging es wie ein Mühlrad: «So viel Leid, so viel Leid, und jetzt, ganz am Schluss muss ich sterben, ich werd's nicht mehr erleben....» Ich wollte mich mit Gewalt an mein Leben klammern, das mich, wie es mir schien, jeden Moment verlassen würde. Nur nicht fallen! Nur nicht die Augen schliessen! Nicht schwanken! Nicht sterben! Nein, nein nicht sterben! Alle Qualen werde ich ertragen, alles, nur nicht sterben!

Das Blut tropfte aus dem Mantelärmel, bahnte sich durch meine dicke Winterkleidung, die ich mir vor Kurzem für die geschmuggelten Kartoffeln gekauft hatte – und lief schneller aus mir heraus, als ich aus dem Blickfeld des Postens

fliehen konnte. Mit Rozkas Hilfe schleppte ich mich aufs Revier. Das Krankenkenrevier befand sich damals in unserer Abteilung, unweit von der Stelle, wo mich dieses neue Unglück getroffen hatte. Aber der Weg dorthin erschien mir endlos! In dem dichten Nebel, der mich umgab, konnte ich nichts mehr sehen, mich kaum noch bewegen, fast blindlings stolperte ich hinter Rozka her, immer hinter Rozka her... Der Schmerz im Arm und meine Angst, an diesem Schuss zu sterben, verliehen mir Kraft. Rozka weinte laut, als sie mich so blutüberströmt zum Krankenblock brachte.

Inzwischen waren alle Frauen vom Zaun weggerannt und hatten sich erschrocken in die Blocks verzogen. Nach ein paar Minuten sprach das ganze Lager, unser Abschnitt und der Teil c von meinem Unfall. Wieder war ich berühmt geworden...

Hilfe konnte ich aber nicht sogleich bekommen – die Krankenschwestern des Reviers begingen ihren Feiertag, denn es war ja Neujahr. Ausserdem diente das Krankenrevier nur dazu, die Kranken und Schwachen an einem Ort zusammenzufassen, von hier aus waren sie dann früher in die Gaskammern geschickt worden. Jetzt, da die Gaskammern ausser Betrieb und zum grössten Teil abgebaut waren, starben die Kranken auf ihren Pritschen im Spital, und die Blockältesten und ihr «Stab», die sogenannten Schwestern und die Stubenältesten, teilten deren Suppen- und Brotrationen unter sich auf. Und nun kam ich hier unerwartet mit Rozka an, zu allem Überfluss noch an einem Feiertag, an dem sie frei hatten! Was für ein Unsinn, aufs Krankenrevier zu gehen, um Rettung, Hilfe, Mitleid zu bekommen!

«Rettet sie doch! Rettet sie!» flehte Rozka eine Pflegerin nach der anderen an. Schliesslich geruhte eine, sie anzuhören. Sie verband mir die Wunde mit einer Bandage aus tro-

ckenem Papier, ohne die Schultern und Arme auch nur abzuwaschen. Sie sagte nur laut zu Rozka, dass ich Glück gehabt hatte – die Kugel sei wieder ausgetreten, was die beiden Wunden am Arm bewiesen. Sonst hätte es schlecht für mich ausgesehen...

Halbnackt und kaum noch bei Bewusstsein musste ich mich auf ihren Befehl hin auf einen blossen Strohsack legen, nicht einmal eine Decke bekam ich, um mich zuzudecken. Die Pritsche war schmal und schmutzig und stand in einer dunklen Ecke der Baracke. Rozka, die wie erstarrt zusah und meine blutbefleckte Kleidung in der Hand hielt, wurde brutal aus dem Krankenrevier gejagt. Wieder blieb ich mit einem neuen Leid allein unter fremden, gleichgültigen Menschen zurück, fest überzeugt, dass ich entweder an meinen Wunden sterben oder vom erstbesten Naziarzt auf seiner Runde durch das Krankenrevier erschossen würde.

Ich hatte im Lager viel von ähnlichen Vorfällen gehört, aber es war mir nie in den Sinn gekommen, dass mir etwas Ähnliches zustossen könnte. Meine Ahnung, mein Instinkt, die mich die ganze Zeit über im Lager geleitet hatten, hatten mich völlig im Stich gelassen. Den ganzen Tag über hatte ich mich bestens gefühlt, es war mir leicht ums Herz gewesen, als ich Frau Praisowa verliess, um Celina zu treffen....

Die ganze Nacht hätte ich vor Schmerzen schreien können, ich tat kein Auge zu. Der Schmerz wühlte in der ganzen linken Seite meines Körpers. Ohne Decken und zitternd vor Kälte lag ich während der folgenden Tage im Fieber. Nicht ein einziges Mal kam eine der Schwestern oder Stubenältesten zu mir. Das Blut, mit dem ich beschmiert war, trocknete und hinterliess stinkende Flecken auf dem Hemd und meinem Körper.

Wie die anderen Kranken bekam ich nur einmal täglich

ein wenig dünne Rübensuppe, die noch schlechter war als die übrige Lagersuppe. Die Wunden vereiterten, Läuse krochen darauf herum – zu alledem musste ich noch den Anschein erwecken, dass ich nicht ernstlich krank war, denn Schwerkranke wurden auf dem Revier umgebracht. Seitdem ich aber begriffen hatte, dass ich an diesen Wunden nicht sterben würde, sah ich voller Hoffnung dem Tag entgegen, an dem ich meine Hand wieder würde frei bewegen können. Aber die Hand blieb weiter völlig leblos. Ich konnte sie weder spreizen noch ballen und auch den Arm weder im Handgelenk noch im Ellbogen bewegen.

Abends stahlen sich Frau Prajsowa und Rozyczka zu mir. Unter Tränen brachte mir Frau Prajsowa Suppe aus Kartoffeln, die sie irgendwie besorgt hatte, und opferte ihre eigene Decke für mich. Immer wieder klagte sie über mein Schicksal und jammerte: «Auch je, ach je, warum bist du bloss am Zaun herumgelaufen?! Ich hab' euch doch so gebeten, nirgends hin zu gehen!»

Frau Prajsowa wurde oft unter Prügeln und Schlägen von meiner Seite weggejagt. Aber sie, diese grosse, stattliche Frau, die so viel mütterliche Güte ausstrahlte, nahm diese Brutalitäten der Stubenältesten schweigend, demütig und mit gesenktem Kopf hin und kam doch immer wieder aufs Revier geschlichen. Wie dankbar war ich ihr damals dafür! Wie schämte ich mich, wie leid tat es mir, dass ich nicht auf ihre Warnungen gehört hatte! Frau Prajsowa wusch auch meine blutbefleckte Kleidung, die jetzt in der Baracke lag und auf meine Rückkehr wartete.

Die Kameradinnen vom Kartoffelkommando hatten sich vorgenommen, die Blockälteste des Krankenreviers mit Zigaretten zu bestechen, damit sie mich früher entliess. Ich erfuhr davon erst, als ich ins Zimmer der Blockälteste geru-

fen wurde und mich dort Madzia, einem Mädchen aus dem Kartoffelbunker, gegenüber fand. Schon der Anblick der gertenschlanken Madzia mit ihrem offenen Gesicht und ihrem lebhaften Blick gab mir Trost. Aus dem Krankenrevier wurde ich aber doch nicht entlassen; nicht deshalb, weil die Bestechung für die Blockälteste zu mager ausgefallen wäre – obwohl diese ungarische Jüdin eine aussergewöhnlich boshafte Frau war –, sondern deshalb, weil mein Zustand schlechter war, als meine Kameradinnen und die Blockälteste angenommen hatten. Als die Krankenschwester in ihrer Gegenwart die Papierbandage abnahm, die Rozka am 1. Januar für mich erbettelt hatte, durchfuhr mich in Schultern und Rücken ein so heftiger Schmerz, dass ich mit einem lauten Schrei aufsprang. Die Schwester wunderte sich und betrachtete meine Wunden genauer: es stellte sich heraus, dass die Kugel noch in meiner Schulter steckte. Von einer Entlassung konnte jetzt keine Rede mehr sein. ...

Jeden Tag rechnete man im Krankenblock mit dem Rundgang des SS-Arztes, des Oberarztes des Reviers, der sich hier schon lange nicht mehr hatte blicken lassen. Ich hatte Angst, dass mich dieser SS-Mann wegen meines steifen Arms und der Kugel in meiner Schulter erschossen würde, wie das seit Jahren gehandhabt wurde.

Schliesslich kam er. Vom frühen Morgen an lief die Blockälteste in der Baracke herum, schrie, prügelte und schalt die Stubenältesten wegen der Unordnung in der Baracke und auf den Pritschen. Die Stubenältesten versuchten in aller Hast, ihre ungeheuren Versäumnisse wettzumachen, sie stritten sich untereinander, und ihre ganze Wut entlud sich selbstverständlich auf die Kranken.

Dann trat der Oberarzt über die Schwelle unserer Bara-

cke. Steif und gerade ging die Blockälteste neben ihm her, während er von Patientin zu Patientin, von Pritsche zu Pritsche schritt und mit ihr dabei verschiedene Bemerkungen und Beobachtungen austauschte.

Plötzlich zeigte er mit dem Finger auf meine Pritsche und fragte, was mir fehle. Ich brauche nicht zu betonen, mit welcher Angst ich ihn hart und hochmütig auf mich zukommen sah. Er hörte die Erklärungen der Blockältesten an, ohne sie zu unterbrechen. In höchster Anspannung beobachtete ich dabei sein Gesicht. Ein ganz leichter Schimmer von Neugierde erschien darauf. Er befahl, die Bandagen abzunehmen und mich in die Mitte der Baracke, näher ans Licht zu bringen, wo er dann bei der Untersuchung der Wunden auch nach den Umständen des Unfalls fragte. Ich beschrieb den Hergang so gut ich konnte, teils deutsch, teils jiddisch, so wie ich damals Hössler erklärt hatte, warum ich mich nicht von Heia trennen konnte. Und jetzt stellte ich mit dem gleichen Erstaunen wie damals fest, dass meine Angst vor diesem «Übermenschen» schwand. Er hörte mir zu, dann schrie er die Blockälteste an, weil sie mich so lange in der schmutzigen Wäsche und mit dem getrockneten Blut auf meinem Körper hatte liegen lassen. Ich traute meinen eigenen Ohren nicht. Aber das Vorgehen des Wachpostens weckte dafür in dem Arzt nicht die geringste Empörung; auch mein Leiden bewegte ihn nicht im mindesten.

Die Blockälteste duckte sich unterwürfig und warf mir dabei hasserfüllte Blicke zu, die Rache versprachen. Der Arzt wies sie scharf an, mich auf der Stelle zu waschen, mich umzuziehen und aufs Krankenrevier im Männerlager zu schicken. Dort werde man mir sofort die Kugel herausoperieren, wie er im Hinausgehen ankündigte.

Trotz alledem quälte mich noch Ungewissheit: Der eine Nazi untersuchte im Namen von Ordnung und Disziplin Kranke, der andere tötete Menschen auf der Grundlage der gleichen Prinzipien. Aber in meinem Fall spielten auch die Veränderungen eine Rolle, die durch das Näherrücken der Front bedingt waren. (Kaum drei Wochen trennten uns noch von der Freiheit.)

Der Befehl des Nazis wurde einwandfrei ausgeführt: gewaschen und in ein dünnes Seidenhemd gekleidet, gelangte ich schliesslich halbtot nach vielen Schikanen und Hieben (die Block- und Stubenältesten kosteten ihre Rache voll aus) und zitternd vor Kälte auf einer Bahre ins Männerlager.

Der hiesige Operationssaal diente den Nazis im Allgemeinen für verschiedene «wissenschaftliche» Experimente an Gefangenen, vor allem an Zwillingskindern, die zu diesem Zweck speziell hierhergebracht wurden. Nur selten wurden hier Gefangene operiert, und wenn, waren es meistens nur Arier. Der deutsche Kapo legte mich auf den Tisch in einem kleinen Wartezimmer des Krankenreviers, übergab dem Sanitäter ein paar Papiere und Angaben über mich und ging hinaus. Der Sanitäter, ein junger Mann, der wohl etwas über zwanzig Jahre alt war, machte einen sympathischen Eindruck. Mir schien, als schauten mich seine blauen Augen mitfühlend an. Er ahnte sicher, dass ich Angst hatte, und nach einer Weile sagte er auf deutsch: «Der Arzt wird gleich kommen. Es ist eine Frau, sie hat ein gutes Herz.»

Dann fragte er mich, was mir fehle. Seine sanfte Stimme und die Stille des Wartezimmers wirkten beruhigend auf mich. Ich erzählte ihm, was an Neujahr geschehen war, dabei mischte ich polnische Worte in mein Deutsch – ich hielt den Sanitäter für einen deutschen Juden.

«Wo kommst du denn her?» fragte er mich plötzlich im reinsten Polnisch, und auf der Stelle war er mir näher und noch vertrauenswürdiger. Etwas verlegen erklärte er mir, dass er ein Gespräch immer auf deutsch beginne, wenn er nicht genau wisse, woher jemand komme. Bevor die Ärztin kam, wussten wir voneinander schon unser Alter (er war 24, ich 15) und unsere Namen (er hiess Abram).

Die Ärztin, eine Russin über vierzig, kam mir wesentlich unsympathischer vor, als ich erwartet hatte. Sie sprach ein schlechtes, mit russischem Akzent vermisches Deutsch. Energisch und sachlich stellte sie mir eine Reihe knapper Fragen zu dem Unfall; nach der Untersuchung kam sie zu der gleichen Diagnose wie der SS-Arzt: die Kugel musste sofort aus der Schulter operiert werden, dann musste der angerissene Nerv wieder geflickt werden. Also sogar zwei Operationen! Als die Russin bemerkte, wie niedergeschlagen ich war, lächelte sie zum ersten Mal. Es werde nicht weh tun, versicherte sie mir, und danach werde es dann bald besser gehen.

«Und – werde ich die Hand wieder genauso gebrauchen können wie vorher?» wagte ich zu fragen. Die Ärztin seufzte. Erst wären spezielle Massagen und Bestrahlungen nötig. «Hier in Auschwitz?» dachte ich verzweifelt. Ich sah sie immer noch flehend an, aber sie sagte nichts mehr. Schmerzen und Fieber betäubten meine Verzweiflung. Ich hörte auf, mir Gedanken darüber zu machen, was in Zukunft mit meiner Hand sein würde. Ich fürchtete mich jetzt vor den konkreteren, näheren Gefahren; zuerst einmal vor der Operation.

In dem kleinen Raum, in dem mich der Sanitäter untergebracht hatte, lagen die Frauen jeweils allein auf zweistö-

ckigen Pritschen, es waren Arierinnen, die eine Operation hinter sich hatten. Für ein Lagerkrankenhaus war es verhältnismässig sauber und bequem. Verglichen mit dem Lärm und Gedränge in den Blocks herrschte hier eine stille, angenehme Atmosphäre. Die Krankenschwestern, zwei ältere Polinnen, fluchten nicht und peinigten nicht die Kranken. Sie behandelten uns mit einer gewissen, im Lager sehr seltenen Achtung, obwohl sie weder Herzlichkeit noch ein besonderes Interesse zeigten. Sie erfüllten ihre Pflichten mechanisch und gleichgültig wie Automaten. Sie waren weder böse noch gut. Mir war das lieber als das Verhalten der Schwestern und Stubenältesten in den anderen Krankenblocks. Ich dankte Gott, dass ich in diesem schrecklichen Auschwitz endlich einen Platz gefunden hatte, an dem Ruhe und Achtung vor den Menschen herrschten.

Am Abend des folgenden Tages kamen zwei jüdische Ärzte, um mich zu untersuchen. Der eine war ein Chirurg aus Łódź, der andere kam aus Griechenland; diese beiden sollten mich operieren. Abram kam mit ihnen. Während der Untersuchung stand er neben der Pritsche und hörte aufmerksam der Unterredung der Ärzte zu. Ich war ihm sehr dankbar dafür, dass er da stand und auf diese fast brüderliche Weise an mir Anteil nahm.

Den Worten der Ärzte nach zu urteilen, hatte ich ausserordentliches Glück gehabt: die Kugel war ein paar Millimeter am Herzen und an der Wirbelsäule vorbeigegangen und hatte nicht einmal einen Knochen gestreift. Nur der sogenannte Radialis-Nerv war verletzt.

Zwischen der Hand und der Schulter stach mir der Chirurg mit einer Nadel mehrere Male in den Arm. Ich spürte nichts. Der Arm war tot, als gehöre er nicht zu mir. Nur der Eiter trat aus den Wunden, um die sich Blasen gebildet hatten.

Der Arzt legte einen ordentlichen Verband aus richtigen Bandagen an und ging mit dem anderen Arzt hinaus. Abram warf mir von der Türe aus noch einen Blick zu, der mich verwirrte, ich wusste selbst nicht warum.' Ich drehte mich zur Wand und zog mir die Decke über den Kopf, um niemand zu sehen und für niemanden sichtbar zu sein... Ich hörte nur noch das Echo der Schritte, die sich entfernten. Dann gingen mir alle Gedanken im Kopf durcheinander – all die Veränderungen, so viele neue Menschen, der merkwürdige Blick des Sanitäters, die Operation, die mich am nächsten Tag erwartete – bis ich endlich in einen schweren, unruhigen Schlaf fiel, der bis zum Morgen anhielt.

Am nächsten Tag wurde die Kugel doch nicht herausgenommen. Der Schmerz hatte etwas nachgelassen, aber ich konnte nichts mit der Hand machen, nicht einmal mich waschen oder kämmen. In der Baracke befanden sich zwar Toiletten und Wasserhähne, aber ich durfte leider nicht aufstehen. Vor der Operation hatte ich ständig Fieber. Der Hunger war hier nicht weniger schlimm als im ganzen Lager. Es gab die gleiche abscheuliche Rübensuppe. Wohl durch das Fieber kam sie mir hier noch schlimmer vor – ich konnte nicht einmal ihren Geruch ertragen. Ich ass nur meine Ration trockenes Brot und trank manchmal ein wenig bitteren Kamillentee. Trotzdem ging es mir hier besser als an jedem anderen Ort des Lagers. Ich hatte etwas Ruhe. Und noch etwas: Abrams Zuneigung. Ich wartete ständig darauf, dass er kam, und wenn er dann den Raum betrat und unsere Blicke sich einen Augenblick lang begegneten, hämmerte mein Herz vor Freude, gleichzeitig schämte ich mich irgendwie, als habe mich jemand auf frischer Tat ertappt.

Ausserdem spürte ich bald, dass Abram, ohne dass es eigentlich einen Anlass dazu gab, nicht mehr so deutlich an mir Anteil nahm. Mit den anderen Kranken machte er Witze und unterhielt sich, fragte sie nach ihrem Befinden, wünschte ihnen einen guten Tag oder gute Besserung. Zu mir kam er ein paar Tage lang nur, um einen flüchtigen Blick auf meine Pritsche zu werfen. Dabei kreuzten sich dann natürlich unsere Blicke, denn das war es ja, worauf ich gewartet hatte.

Aber ich hatte beschlossen, ihn nicht von mir aus anzusprechen. Ich nahm ihm seine Gleichgültigkeit übel, umso mehr als seine Augen ihr widersprachen. Gleichzeitig war ich wütend auf mich selbst, dass mir solche Dummheiten gerade in dem Augenblick zu schaffen machten, in dem mir eine bleibende körperliche Behinderung drohte. Ich konnte mir schon denken, dass ich meine linke Hand nie wieder würde einwandfrei brauchen können. Mit fünfzehn Jahren behindert! War das nicht Grund genug zur Aufregung? Und ich musste mir hier noch zusätzliche Probleme suchen! Abram ging mir aus dem Weg – Welch ein Grund zum Kummer!? Ununterbrochen versuchte ich, mich auf diese Art und Weise zu überzeugen, aber es half nicht. Wenn ich seinen heimlichen Blick auf mir spürte, ergriff mich ein seltsames, unbekanntes, schwer zu beschreibendes Gefühl.

Abrams Verhalten fiel sogar einer der Krankenschwestern auf.

«Was, bist du böse mit dem Mädchen, dass du ihr so aus dem Weg gehst?» fragte sie ihn ohne Umschweife und zeigte lachend auf mich.

Ich meinte, vor Scham in den Boden zu versinken.

«Muss ich denn mit jeder Patientin reden?» fuhr Abram sie barsch an. Er sagte noch etwas, aber das konnte ich nicht

mehr verstehen. Ich hasste ihn, fühlte mich erniedrigt und war wütend. Am liebsten hätte ich laut losgeheult. Aber er ging verlegen im Raum umher und verschwand dann.

Samek, Abrams Freund, war Friseur im Männerlager; ihn hatte ich am zweiten Tag nach meiner Ankunft im Krankenhaus kennengelernt. Seine Funktion erlaubte ihm, sich frei auf dem Lagergelände zu bewegen, und er war ein häufiger Gast bei uns. Er kannte alle aus dem Block und kam auch gleich zu mir, um – nach Auschwitzer Sitte – zu fragen, ob ich vielleicht etwas über Verwandte, Freunde und Bekannte von ihm wisse. Das Gespräch mit Samek begann wie üblich mit den Fragen nach dem Woher, Wie und Warum usw. Dann stellte sich heraus, dass ich bis vor Kurzem mit Sameks Kusine im Kartoffelkommando gearbeitet und mit ihr in einer Baracke gewohnt hatte. Samek freute sich über die Nachrichten von seiner Kusine, aber ich war den Tränen nahe, weil ich plötzlich an meine Arbeitskameradinnen und ihren erfolglosen Versuch, mich aus dem Krankenrevier zu holen, denken musste, an Frau Prajoswa, Rozka und Celina. Vor allem der Gedanke an Celina stach mir ins Herz, weil sie so unmittelbar mit meinem Unfall verbunden war. Samek war ein paar Jahre älter als Abram und viel grösser als er. Er kam auch aus Polen. Wie Abram war er auch schon mehrere Jahre im Lager, sie hielten zusammen, waren Freunde und beschafften sich gegenseitig ihr Essen.

Samek brachte mir einen Kamm und einen Handspiegel und liess sich vertraulich auf meinem Bett nieder.

«Schau dich mal an!» sagte er scherzhaft, «und frisier dich mal!»

Das war leicht gesagt: «Frisier dich mal!» – wie sollte

man das mit einer Hand schaffen. Zum ersten Mal seit meiner Verwundung sah ich mein Gesicht im Spiegel – es glühte vor Fieber, die Wangen waren gerötet, die Augen glänzten. Meine Haare waren völlig wirr und dicht verfilzt. Ich gab ihm den Spiegel zurück und begann, meine Haare mit der gesunden Hand zu ordnen. Samek belächelte mich die ganze Zeit herablassend, dann nahm er mir mit der Miene eines Erwachsenen, der einem kleinen Kind das Kämmen beibringen will, den Kamm aus der Hand und machte sich daran, mich zu frisieren.

Ich erhob keinen Einspruch, obwohl es mir peinlich war, und Samek mir lästig fiel. Aber ich fürchtete, ihn zu beleidigen. Plötzlich merkte ich, dass Sameks Hand, die langsam und vorsichtig über meine Haare strich, zitterte. Ich sah, dass auf seinen Wangen rote Flecken hervortraten und seine Augen unnatürlich glänzten. Mit einem Mal ergriff mich Abscheu vor diesem Mann. Ich machte ein paar heftige Bewegungen mit dem Kopf, um seine Hand abzuschütteln, aber er tat so, als merke er das gar nicht. Dann konnte ich meinen Ärger nicht mehr beherrschen und warf mich zurück auf die Pritsche, wobei ich vor Schmerzen aufstöhnte, weil ich mit meiner Schulter aufgestossen war. Ich zog mir die Decke bis ans Kinn und sagte Samek, dass ich ausruhen wollte, weil meine Wunden schmerzten. Erst dann stand er unwillig von meiner Pritsche auf und schlenderte aus der Baracke. Dabei verabschiedete er sich munter von den Schwestern.

Ich war froh, ihn los zu sein; mein Blick blieb auf die Tür geheftet und ich träumte weiter von Abram. Ein paar Mal tauchten sie zusammen in der Baracke auf. Samek kam direkt zu mir, während Abram sich im Raum zu schaffen machte, aussergewöhnlich laut mit den Schwestern und den

Kranken redete und ab und zu heimlich in unsere Richtung schaute. Dann tat ich wiederum so, als machten mir Sameks Besuche Freude und ich sprach sehr lebhaft mit ihm – um mich an Abram zu rächen und ihm zu beweisen, dass es mir auf seine Zuneigung nicht ankam, dass andere Leute mich keineswegs mieden, ganz im Gegenteil...

Eines Tages brachte Samek einen Teller heisse Suppe, den er triumphierend auf das Schränkchen neben meiner Pritsche stellte. Er war überzeugt, dass ich sein Geschenk mit Freude annehmen würde, während ich, allein schon aus Enttäuschung darüber, dass nicht Abram, sondern Samek in der Tür der Baracke erschienen war, gegen diese Suppe und ihren Spender eingenommen war. Ausserdem nahm ich es Samek übel, dass er mit seinem vertraulichen und selbstsicheren Grinsen dauernd auf mich herabsah, als sei ich ein kleines Mädchen, mit dem er machen konnte, was er wollte. Meinen Widerstand und meine Abneigung gegen seine Gesellschaft hielt er – infolge seines Hochmuts – für kindische Launen und Kapricen. Ich mochte ihn immer weniger. Als er nun also, voller Stolz über seine vermeintliche Grossartigkeit, mit dem Teller voll Suppe hereinkam, zitterte ich vor Empörung. Das fehlte noch, dass er jetzt anfang, mich hier durchzufüttern!

Nach ihrer langen Lagerzeit in verhältnismässig guten Stellungen hatten Abram und Samek eine Reihe Bekannter unter den «einflussreichen Personen», sie kamen gut zurecht und konnten sich allerhand organisieren, wie Essen, Kleidung usw. Das wussten alle im Krankenblock und versuchten deshalb, zu ihnen einen guten Kontakt zu halten. Ich richtete mich in meinen Freundschaften nicht nach solchen Aspekten – ganz im Gegenteil. Und erst recht wollte

ich nicht die Hilfe von Männern in Anspruch nehmen. Ich hatte mir geschworen, niemals von ihnen Essen anzunehmen.

«Ich werd' deine Suppe nicht essen», sagte ich unfreundlich. «Nimm sie wieder mit!»

Samek lachte, er wusste, wie hungrig ich war. Er war sicher, dass ich mich zierte, dass ich wollte, dass er mich bat und drängte. Er ging scherzend hinaus und wünschte mir einen guten Appetit. Am Abend nahm er beleidigt die Suppe wieder mit, die ich nicht angerührt hatte. Seidem versuchte er nie wieder, mir etwas zu spendieren. Er kam weiterhin, behandelte mich jetzt aber anders, ernster, mit mehr Zurückhaltung und Achtung.

Abram war Zeuge dieses Vorfalles mit der Suppe.

Eines Abends sass Samek auf dem Rand meiner Pritsche und unterhielt sich mit mir, da ertönte plötzlich die Alarmsirene, und in der Baracke wurde das Licht ausgeschaltet: Fliegerangriff. Sowjetische Flugzeuge kreisten über uns, die Raketen und Scheinwerfer der immer näher rückenden russischen Artillerie erhellten von Zeit zu Zeit die Finsternis. Immer häufiger kam das jetzt nachts und abends, manchmal auch tagsüber vor. Mit jedem Mal kehrte wieder Hoffnung in unsere Herzen zurück. ...

Als es in der Baracke dunkel wurde, drängte sich Samek nah an mich, aber ich rückte sofort auf die andere Seite der Pritsche. Ich versuchte, mich weiter normal mit ihm zu unterhalten, aber er schwieg hartnäckig.

«Pass auf, gleich drückst du die Wand ein!» sagte er nur und rutschte wieder näher. Panik ergriff mich, vor allem, da dieser Angriff länger zu werden schien. Was hatte ich denn überhaupt vor Samek zu fürchten? Ich war mir darüber nicht richtig im Klaren, spürte aber, dass hier etwas nicht

ganz in Ordnung war. Samek schwieg immer noch, er atmete laut und stossweise und war ganz anders als sonst.

Bei Beginn des Alarms befand sich Abram in der entgegengesetzten Ecke des Raumes. Plötzlich, als wolle er mir instinktiv helfen, begann er, sich meiner Pritsche zu nähern. Würde er jetzt endlich kommen, endlich? Auf dem Weg wechselte er ein paar Worte mit einer Kranken, hielt sich noch bei einer anderen auf und stand dann endlich neben uns. Beiläufig, fast unwillig, wandte er sich an Samek und zeigte ihm etwas durchs Fenster. Sie begannen ein Gespräch über den Krieg – und Samek erlöste mich von seiner Gesellschaft. Ich hatte das Gefühl, das Abram das absichtlich getan hatte und war übergücklich.

Schliesslich wurde ich doch auf den Operationstisch geholt – von den beiden Ärzten, die mich vorher untersucht hatten. Abram assistierte beim Anreichen der Instrumente. Der Chirurg machte Witze, damit wollten er und sein griechischer Kollege mich beruhigen; er betäubte die geschwollene, schmerzende Stelle, an der die Kugel steckte. Und wie die Ärzte vorausgesagt hatten, war die Operation tatsächlich nicht so schlimm wie ich erwartet hatte. Aber als ich aus der «Folterkammer» auf die Pritsche zurückgetragen wurde, hätte ich vor Schwäche und Aufregung am liebsten geheult. Wie sehr brauchte ich die Zuwendung und Fürsorge eines Menschen! Vor den Kranken und den Schwestern wollte ich nicht jammern, sie waren alle so nüchtern und gleichgültig. Ich drehte mich zur Wand. Nach einer Weile vernahm ich vorsichtige, zaghafte Schritte. Es war Abram. Ich stellte mich schlafend und hielt den Atem an. Aber er beugte sich über mich. «Schläfst du?» fragte er.

Ich gab keine Antwort und rührte mich nicht einmal.

«Ich weiss doch, dass du nicht schläfst», sagte er. «Tut dir der Arm weh?» Ich presste meine Zähne und Augenlider fest zusammen, um meine grosse Freude nicht zu verraten.

«Warum sagst du nichts, bist du böse? Ich weiss, dass du nicht schläfst!» Ich drehte mich zu ihm um und sagte herausfordernd: «Warum sollte ich denn auf irgendeinen x-beliebigen Sanitärer böse sein? Muss ich denn mit jedem Sanitärer reden?»

Mir war sofort besser, ich hatte es ihm heimgezahlt.

Er war nicht beleidigt, verstand die Anspielung und setzte sich zu mir auf die Pritsche. Wir schwiegen und schauten einander in die Augen. Es war ein wunderbarer Moment. Dann neigte er sich nah zu mir, und ich hörte von ihm, was ich mir schon hatte denken können: Er war mir absichtlich aus dem Weg gegangen, denn schon nachdem der Kapo das Wartezimmer verlassen hatte und wir allein geblieben waren, hatte er gedacht, es werde besser sein, mich zu meiden – hier im Lager war kein Platz für solche Gefühle.

Ich konnte in seinen Augen lesen, dass das die reine Wahrheit war. Wie konnte ich ihm sein bisheriges Verhalten übelnehmen? Er liess meine Hand los und nahm einen in Watte eingepackten Gegenstand aus seiner Tasche. «Rate mal, was das ist!» sagte er in halb scherzendem Tonfall. Er nahm die Watte ab, und ein kleines spitzes Metallstück kam zum Vorschein, das mit getrocknetem Blut überzogen war. Das war die Kugel, die mir heute aus der Schulter entfernt worden war. Er verpackte sie vorsichtig wieder in die Watte und steckte sie in seine Tasche zurück.

«Zum Andenken!» flüsterte er noch, dann stand er auf, setzte hinzu: «Schlaf jetzt, das wird dir guttun!» und verliess die Baracke.

Vergeblich versuchte ich einzuschlafen. In Gedanken wiederholte ich mir immer wieder jedes Wort von Abram, und jedes Mal erlebte ich aufs Neue eine Freude, eine so tiefe Freude, wie ich sie bis jetzt noch nie erlebt hatte. Die Welt sah jetzt ganz anders aus, sie war interessanter, anziehend, voll schöner Überraschungen, Leid und Unglück waren weniger bedrohlich, sie waren ferner gerückt, und es schien möglich, ihnen aus dem Weg zu gehen. Wenn ich die Augen schloss, sah ich Abrams Gestalt in der Türe vor mir, er war mittelgross, sein Gesicht hübsch und nachdenklich, und sein Ausdruck von Energie und Entschlossenheit weckte Sympathie und Vertrauen. Seine Bewegungen waren ruhig, rasch und entschieden. Er strahlte Jugend und das Bewusstsein eigener Kraft aus, was mich so anzog und mir in diesem Lager einfach unwirklich erschien. In seiner Gegenwart fühlte ich mich sicher, auch wenn er nur in unserer Baracke umherging und nicht zu mir kam. Wenn er neben mir sass und mit mir sprach, hatte ich das Gefühl, es gebe nichts Böses auf der Welt, vor dem er mich nicht beschützen könnte.

Die Ärzte erklärten mir, dass ich mich noch einer Operation würde unterziehen müssen: der gerissene Nerv musste wieder verbunden werden. Sie versicherten, dass die Operation nicht schmerzhaft sein würde, aber zur Zeit war sie nicht durchführbar, weil erst die Eiterblasen, die um die Wunden am Arm entstanden waren, verschwinden mussten. Mein Aufenthalt im Krankenhaus versprach also länger zu werden. Als ich die Ärzte fragte, ob ich nach dieser zweiten Operation meine Hand und meine Finger wieder würde bewegen können, antworteten sie mir genauso wie die russische Ärztin: möglicherweise ja, aber erst nach Massagen, Gymnastik usw. Bei den Verhältnissen in

Auschwitz war kein Gedanke an eine solche Therapie; eine Behinderung hingegen – insbesondere bei einer Jüdin – war gleichbedeutend mit einem Todesurteil.

Zum Glück aber war es schon Januar 1945. Die häufigen sowjetischen Fliegerangriffe und die immer lebhaftere Kunde vom siegreichen Vormarsch der Sowjetarmee liessen an ein baldiges Ende des Krieges glauben.

Abram sass mit dem Rücken an die Wand gelehnt auf dem Fussende meiner Pritsche und erzählte mit leiser, bewegter Stimme von seinem Zuhause, seiner Mutter, seinem Vater und seinen Brüdern. Er kam aus Krosniewice in der Nähe von Kutno. Bis zum Ausbruch des Krieges hatte er in einer Fabrik in Łódź gearbeitet. 1939 war er wegen seiner Zugehörigkeit zur kommunistischen Partei verhaftet worden und dann nach Bereza Kartuska gekommen. Er hatte schon eine Menge Erfahrungen mit den verschiedensten Lagern dieser Art auf deutschem und polnischem Boden. In Auschwitz gehörte er wohl der geheimen, antifaschistischen Bewegung an. Er wusste viel besser und genauer als ich über alles Bescheid, was hier geschah. Überhaupt kam ich mir ihm gegenüber wie ein kleines, dummes Kind vor und war unglaublich stolz, dass er mir soviel Vertrauen schenkte. Wenn ich Abrams Erlebnissen lauschte, fühlte ich mich wie seine Gefährtin. Als er mit seiner Erzählung schloss, hatte ich den Wunsch, ihm alles über mich zu berichten.

Wegen des Fliegeralarms war unterdessen das Licht in der Baracke schon ein paar Mal aus- und wieder eingeschaltet worden, dann wurde es, wie immer um diese Zeit, zur Nacht ganz abgestellt. Niemand aber verbot Abram, bei mir sitzen zu bleiben, niemand störte uns bei der Unterhaltung. Die Frauen schliefen auf ihren Pritschen, die Nazis, um

nichts als ihre eigene Haut besorgt, stürzten immer wieder in die Schutzbunker, die Krankenschwestern hatten sich schlafen gelegt.

Abram verliess die Baracke für ein paar Minuten, dann kam er auf Zehenspitzen zurück, um niemanden zu wecken, und brachte einen Teller voll Suppe und zwei Löffel mit. Er setzte sich wieder neben mich und sagte zwar liebevoll, aber in scherzendem Ton: «Wenn du nicht willst, dass ich vor Hunger sterbe, nimm einen Löffel und iss mit mir!» Nun, entgegen meinen Vorsätzen, musste ich ihm folgen, aber ich versuchte, langsam zu essen und keine vollen Löffel zu nehmen. Abram tat so, als bemerke er das nicht, aber er selbst ass nur zögernd. Die Suppe war sehr gut, schon lange hatte ich nicht mehr so etwas Gutes gegessen. Abram und sein Freund kochten für sich selbst. Dazu war die Suppe auf einem richtigen Teller, der im Vergleich mit den verbeulten oder rostigen Blechnäpfen und Geschirren einfach wunderschön war

Als Abram mir die Hand drückte und eine gute Nacht wünschte, graute draussen schon der Morgen. Während dieser und vieler folgender Nächte schliefen wir fast überhaupt nicht. Abram verliess mich erst morgens, aber immer hatte ich das Gefühl, dass wir kaum Zeit gehabt hatten, uns etwas zu erzählen.

Von dieser ersten Nacht an, in der wir bis zum Morgenrauen geredet hatten, wurde mein Leben zu einem glücklichen Tagtraum. Alle ringsum wussten, dass wir uns liebten, wahrscheinlich reichte schon ein Blick auf uns, um das zu begreifen. Abram kümmerte sich um mich wie eine Mutter um ihr krankes Kind. Jeden Morgen brachte er mir Wasser zum Waschen, er besorgte mir ein Stück duftende Seife

und ein Handtuch. Manchmal, wenn er Zeit dazu hatte, half er mir, mich abzutrocknen und zu frisieren, denn ich kam nur schwer mit der einen Hand zurecht. Tagsüber konnten wir wenig miteinander sprechen, weil er arbeiten musste, aber immer wachte er über mich. Er war verletzt und ärgerlich, wenn ich mich hartnäckig weigerte, Essen von ihm anzunehmen. Über dieses Thema hatten wir einige Auseinandersetzungen, bis es Abram schliesslich mit seiner Herzlichkeit und Überredungskunst gelang, meine Einwände zu zerstreuen.

Die Nächte gehörten uns. Wir verbrachten sie mit endlosen Gesprächen. Alles, was ich damals über mein Leben erzählte, erhielt dank Abram wieder seinen alten, wenn nicht sogar noch einen tieferen Glanz und Reiz. Ohne Schwierigkeiten, ja ohne den geringsten Widerstand in mir konnte ich selbst geringfügige, unwichtige Ereignisse aus meiner Erinnerung aufsteigen lassen. Abram hörte alles mit dem gleichen Interesse an. Offen und aufrichtig redete ich über alles, so wie ich wirklich dachte und fühlte.

Wir unterhielten uns flüsternd, um die Schlafenden nicht zu wecken. Die Zeit verging unglaublich schnell. Abram stützte den Kopf in seine Hände, schaute und lauschte, ohne mich zu unterbrechen, als seien es unerhört aufregende, interessante Dinge, die ich ihm da erzählte.

Ich wollte, dass er wenigstens durch meine Erzählungen meine Mutter, meinen Vater und meine Brüder kennenlernte. Und meine Kameraden aus dem Ghetto: Piniek Zborowski, der Beliebteste in unserer Gruppe von Gleichaltrigen auf dem Hof, der mich immer ärgerte und manchmal zum Weinen brachte; der dicke und witzige Marian Kokiet, der beste Schüler in unserem Kurs; der kleine Sewek Zajnderos, der so schöne Gedichte schrieb... Und mei-

ne Kameradinnen, besonders Erna Zajdman und Elusia Geszychter, die Tochter der Zahnärztin, bei der wir in der Muranowskastrasse wohnten. Ich hatte immer so gerne am Bett der gelähmten Frau Dr. Geszychter gesessen und den lustigen Anekdoten aus ihrer Kindheit gelauscht, aus ihrer Jugend und den Zeiten ihres Medizinpraktikums in Polen. Und Elusia hatte ich gerne zugesehen, wenn sie die weichen, erfrorenen Kartoffeln schälte und vorsichtig, damit nur ja nichts verloren ging, ganz dünn schnitt, sie dann mit ernstem, gesammeltem Gesichtsausdruck in den Topf mit Wasser gab und auf den mit Mühe angezündeten Ofen stellte. (Feuchtes Holz war billiger und leichter zu bekommen.) Schweigend und bewundernd sah ich zu, wie schnell und geschickt, mit welcher Hingabe und Fertigkeit sie Einbrenne für die Suppe aus einem Dekagramm Butter und wenig Mehl herstellte, die sie täglich in einem nahegelegenen Geschäft kaufte. Bevor die Suppe fertig war, nahm Elusia den Deckel vom Topf, tauchte den Löffel hinein und probierte ein ganz kleines bisschen; mit Genuss kostete sie diesen Vorgeschmack auf die ersehnte, einzige Mahlzeit des Tages; sie leckte den Löffel sorgfältig ab, setzte den Deckel zurück auf den Topf, um kurz darauf wieder neu abzuschmecken. Wenn die Suppe endlich fertig war, goss sie für sich selbst und ihre Mutter je einen Teller voll. Beide assen dann gierig und mit solcher Zufriedenheit, dass mich manchmal ein ungeheurer Appetit überfiel, obwohl ich satt war und zu Hause bessere Speisen bekam. Diese Koch- und Esszeremonie änderte sich nie, nur die Gesichter von Elusia und Frau Geszychter wurden immer blasser und fahler, und ihre Bäuche blähten sich von den wenig nahrhaften Kartoffelgerichten...

Erna und ihre Mutter wurden während des Aprilaufstandes im Ghetto von den Nazis in ihrem Bunker in der Nalewkistrasse ertränkt. Um ein Haar hätte ich ihr Schicksal geteilt, denn kurz vor der Belagerung des Ghettos, als wir von der Nowolipie- in die Milastrasse umzogen, war ich ein paar Tage bei ihnen zu Besuch gewesen und hatte es kaum noch geschafft, rechtzeitig zu meiner Mutter zurückzukehren.

Ela Geszychter war mit ihrem älteren Bruder und ihrer Schwester freiwillig auf den Umschlagplatz gegangen, weil sie im Ghetto buchstäblich verhungerten und der Judenrat denjenigen, die sich freiwillig zur Abreise meldeten, einen Laib Brot und ein Kilogramm Marmelade versprochen hatte. Die gelähmte Frau Geszychter war von der Gestapo im Bett erschossen worden. Piniek Zborowski wurde mit seiner ganzen Familie (sein Onkel war der Vorsitzende des Hauskomitees in der Muranowskastrasse 7/9) nach der Selektion in der Milastrasse nach Treblinka gebracht, wo sie alle umkamen. Pinieks Vater, ein Mann von etwas über vierzig Jahren, war schon vorher von den Nazis auf offener Strasse im Ghetto erschossen worden, das erfuhr ich nach dem Kesseltreiben auf der Milastrasse. Sewek hatte ich noch in Majdanek getroffen. Später hörte ich, dass er mit einer ganzen Gruppe von Kindern, die aus unserem Transport selektiert worden waren, vergast worden war. Alle diese verstorbenen, ermordeten Freunde, die Gefährten meiner Kindheit im Warschauer Ghetto, lebten nur noch in meiner Erinnerung.

Meine Wunden heilten langsam, aber der Arm blieb weiter steif. Von Tag zu Tag wurde er dünner und magerer und überzog sich mit immer neuen Eiterblasen. Einmal sagte ich zu Abram: «Wozu werde ich dir nützlich sein, was für eine

Hausfrau werde ich nach dem Krieg abgeben – mit diesem Arm! Wäre es nicht besser gewesen, wenn mich der Posten umgebracht hätte!?»

Abram nahm meine kranke Hand und bedeckte sie mir Küssen. «Wie kannst du so etwas sagen!» rief er empört. «Du hast nicht einmal das Recht, so etwas zu denken!»

Das half mir. Ich hatte Angst vor der zweiten Operation, allerdings mehr deshalb, weil ich danach ins Frauenlager geschickt würde und mich von Abram würde trennen müssen. Doch ich hatte die Hoffnung, wir beide würden zusammen die Befreiung und ein neues Leben begrüßen können.

Samek besuchte mich weiter. Ebenso wie die Ärzte, wusste auch er von unserer Liebe. Ausser Samek und den beiden Ärzten, die mich betreuten (und die in der letzten Zeit versuchten, Abram unter den verschiedensten Vorwänden von mir abzubringen, wie z. B. dass es weder die Zeit noch der rechte Ort für solche Dinge sei oder dass mein Gesundheitszustand es nicht zulasse), besuchten mich jeden Abend zwei Jungen, Zwillinge von vielleicht sechs oder acht Jahren, die von den Nazis zu «wissenschaftlichen Versuchszwecken» hier untergebracht waren. Sie kamen aus der Tschechoslowakei. Ich hatte sie sehr gern, und für diese verwaisten Kinder waren Abram und ich wie Eltern.

Schliesslich stellte sich heraus, dass mein Erschöpfungszustand und der allgemeine Mangel an entsprechenden Medikamenten und Vitaminen eine Operation jetzt nicht zulassen. Ich war sehr froh darüber. Mir selbst und allen Freunden redete ich ein, dass der Krieg bald zu Ende sein würde – die Russen standen doch schon fast vor den Toren des Lagers – und nach dem Krieg würde ich mich sofort einer Operation unterziehen.

Eines Morgens brachten ein paar Männer eine Patientin in unsere Baracke. Sie kamen in Begleitung eines jüdischen Arztes, den ich noch nie zuvor im Krankenblock gesehen hatte, der aber den Schwestern und Patienten offenbar gut bekannt war, denn alle begrüßten ihn herzlich, als er eintrat.

«Gleich kommt er bestimmt zu mir», dachte ich unwillig, «und fängt an, mich über Einzelheiten auszufragen: was mir fehlt, woher ich komme, wie alt ich bin, ob ich nicht diese oder jene Gefangene im Frauenlager gekannt habe.» Ich war diese Art von Fragen schon gewöhnt. Ich hörte, wie der Arzt zu einer Schwester sagte: «Aus Warschau, bestimmt?», dann kam er sogleich zu meiner Pritsche. Ohne meine abweisende Miene zu beachten, erklärte er mir, dass er auch aus Warschau sei und hier einen anderen Namen angenommen habe. Beim Klang seines Namens fuhr ich überrascht und erregt auf: es war derselbe Arzt aus der Mi-lastrasse, der seinen Patienten im Ghetto meinen Bruder Marek empfohlen hatte, wenn sie Spritzen oder andere medizinische Hilfeleistungen brauchten.

Natürlich konnte er sich noch sehr gut an Marek erinnern, mehr noch: er hatte hier in Auschwitz Chilek getroffen, hatte mit ihm in der gleichen Baracke gewohnt, auf der gleichen Kojen geschlafen!

«Wo ist Chilek?» fragte ich, ausser mir vor Freude.

Aber der Arzt antwortete mir nicht sogleich. Langsam und umständlich erzählte er mir, dass Chilek hatte sehr schwer arbeiten müssen, er war abgemagert, gesundheitlich heruntergekommen, jetzt wohnten sie nicht mehr zusammen...

«Was ist denn mit Chilek passiert, was macht er jetzt?» unterbrach ich ihn.

«Jetzt?» wiederholte der Arzt, als könne er meine Unge-

duld nicht verstehen und wurde plötzlich nachdenklich. «Jetzt ist er nicht mehr da». Was sollte das heissen – nicht mehr da? Nicht mehr im Block? Wohin hatten sie ihn gebracht? Er musste das doch wissen, sie hatten doch schliesslich auf einer Pritsche geschlafen! Das konnte doch nicht heissen, dass Chilek tot war?! Aber der Arzt widersprach mir nicht. Er setzte nur auf eine gleichzeitig sanfte und erbarmungslose Weise hinzu, dass Chilek nicht eines natürlichen Todes gestorben, sondern nach einer Selektion ins Gas gebracht worden war.

Ich hörte nichts mehr. Ich sah nichts mehr. Vielleicht war es das Fieber, aber mir schien, dass Chilek neben meiner Pritsche stand. So wie ich ihn in Erinnerung hatte: als grossen, zwanzigjährigen Jungen mit dichten schwarzen Haaren.

Er verkleidete sich als Baba Jaga und erschreckte mich, wenn ich nicht essen wollte, er brachte mich jeden Morgen zur Schule, wobei er mich am Mantelkragen festhielt wie ein Hündchen. Oft liess er mich mitten auf der Strasse stehen, um einem neuen Automodell hinterher zu rennen... und ich kam seinetwegen zu spät in den Unterricht... Die stille Hochzeit mit Heia, ihre grosse Liebe in den Tagen der grössten Tragödie im Ghetto, vor der endgültigen Liquidierung... die Prügel des SS-Manns auf dem Umschlagplatz, der Waggon... der Wassermangel... die Durstqualen... Chilek hatte damals gesagt, wenn er den Krieg überleben würde, wolle er an den höchsten Feiertagen und bei den festlichsten Anlässen den Trinkspruch nie mit Wein, auch nicht mit dem teuersten, ausbringen, sondern immer nur mit einfachem, reinem Wasser! Wasser! Er erlebte es nicht mehr.... Er war nicht mehr da. Nie würde er einen Trinkspruch ausbringen!

Als Abram in die Baracke kam, erschrak er über mein vom Weinen verquollenes Gesicht. Seine Anwesenheit wirkte immer wohltuend auf mich, aber dieses Mal konnte ich mich nicht beruhigen.

Der Arzt aus Warschau besuchte mich noch einige Male, machte mir widerwärtige Komplimente und brachte verschiedene Leckereien wie Kunsthonig, Milch usw. mit. Ich verteilte sie immer sogleich an meine Nachbarinnen. Später erfuhr er von meiner Zuneigung zu Abram und versuchte, ihn vor mir schlecht zu machen. Ich war empört. Abram konnte diesen Arzt einfach nicht ausstehen.

Bald waren drei Wochen seit meiner Einlieferung in den Krankenblock vergangen. Das letzte Drittel des Januars 1.945 brach in Auschwitz an. Wir alle wussten, dass Auschwitz, die nazistische Foltereinrichtung mit ihrem ausgefeilten Tötungsprogramm, in den nächsten Tagen unter dem Ansturm der sowjetischen Streitkräfte zusammenbrechen würde. Auf welche Weise würde es geschehen, wie würde es aussehen, wie würde sich die grausame Bestie im Augenblick des Todeskampfes verhalten? Die verschiedensten Gerüchte, Vorstellungen und Phantasien kursierten darüber.

Spät in der Nacht wurde ich von einer Unruhe in der Baracke geweckt. Ich wunderte mich, dass das Licht eingeschaltet war, dass auf dem Boden Krankenkarten, Dokumente und alle möglichen Unterlagen verstreut herumlagen. Die Schwestern und Patientinnen redeten laut und liefen nervös und erregt in der Baracke umher. Immer wieder kamen unbekannte herein, verständigten sich kurz mit den Frauen und verschwanden wieder. Bevor ich begriff, was vor sich ging, sah ich Abram neben meiner Pritsche stehen. Er war wie zur Reise gekleidet. Eine böse Ahnung schnürte mir die Kehle zu.

«Das Lager wird evakuiert», sagte Abram. «Ich muss mit dem ersten Transport weg. Sie stellen sich schon zum Abmarsch auf».

Ich lag wie versteinert, konnte mich nicht rühren und brachte kein Wort hinaus. Abram beugte sich über mich, küsste mich auf Mund, Augen und Wangen und drückte mir einen Talisman in die Hand, ein kleines Scherchen und ein Silberkettchen mit einem Herzchen daran, das er vor ein paar Tagen für mich aus einem Zigarettenetui angefertigt und in das er seine Initialen eingeritzt hatte.

Nachdem Abram gegangen war, begriff ich, dass ich jetzt noch viel einsamer und durch meine Behinderung noch viel hilfloser war als je zuvor. Die Gefangenen zogen sich unterdessen die dicksten und wärmsten Sachen an und berieten flüsternd miteinander in den Ecken. Verzweifelt und kraftlos blieb ich liegen, ich war nur mit dem dünnen seidenen Nachthemd bekleidet, das man mir im Frauenlager mitgegeben hatte. Was sollte ich anziehen? Draussen herrschte Januarfrost, ich hatte kein Kleid, nicht einmal Schuhe! Die Nazis würden alle Gesunden und Kräftigen aus dem Lager führen und die Schwachen und Kranken auf der Stelle erschiessen. So war es bisher in allen anderen Lagern geschehen, die vor den heranrückenden Sowjettruppen geräumt werden mussten. Hilfe konnte ich von keiner Seite erwarten. Alle meine Gefährtinnen waren von ihren eigenen Vorbereitungen und der Angst vor dem ungewissen Schicksal völlig in Anspruch genommen. Mein Schicksal aber kümmerte niemanden. Ich selbst hatte nicht die seelische Kraft, darüber nachzudenken. Unfreiwillig aber bekam ich die lautereren Gespräche mit, aus denen ich schliefen konnte, dass niemand etwas wusste. Sicher schien nur eines: die Rote Armee kam immer näher.

Ich rechnete nicht damit, Abram noch in dieser Nacht wiederzusehen. Als die Türe quietschte, wandte ich nicht einmal den Kopf. Die Patientinnen und Schwestern umringten ihn sofort und überschütteten ihn mit Fragen: War der Transport zurückgekehrt, wurde die Evakuierung abgebrochen? Als er erwiderte, dass er einfach aus der Marschkolonne geflüchtet sei, waren sie ärgerlich und enttäuscht.

Er hatte keine Ruhe gehabt, sagte er mir später, weil er mich so unbekleidet, unbeweglich und ganz auf mich selbst gestellt zurückgelassen hatte. Er fürchtete, die SS-Männer würden mich umbringen. «Mach dir um mich keine Sorgen! Flüchtige suchen sie jetzt nicht mehr!» schloss er. Aber ich hatte mir gar keine Sorgen gemacht – weder ihm noch mir konnte irgendetwas Schlimmes zustossen, solange wir nur zusammen waren.

Ich war der unerschütterlichen Überzeugung, dass uns die Russen befreien würden, bevor die Nazis die Evakuierung beendet hatten.

Abram brachte mir eine ganze «Reiseausstattung» und half mir beim Anziehen. Als ich schliesslich so von Kopf bis Fuss eingekleidet war, sah man mir auch nicht mehr meine Krankheit und Behinderung an. Abrams blaue Jacke, die ich über ein Wollkleid zog, eine dicke Männerjacke, Herrenhosen, die er irgendwo für mich aufgetrieben hatte, und seine eigenen, festen, eisenbeschlagenen Stiefel verhüllten meine Magerkeit vollkommen. Über die Hände zog er mir Handschuhe, die er im Operationssaal gefunden hatte – weisse Ärztehandschuhe. Und ständig bat er mich, eine Adresse in Krosniewice zu wiederholen, wo wir uns nach dem Krieg treffen sollten. Er wollte, dass ich sie auswendig wusste.

«Vergisst du sie auch nicht? Versprich mir, dass du sie nicht vergisst!» sagte er immer wieder.

«Nein,» versprach ich, «niemals!»

Vom frühen Morgen an warteten wir auf den Befehl zur Evakuierung des Frauenlagers, der erst in den späten Nachmittagsstunden erfolgte. Die Mittagssuppe ass ich noch mit Abram zusammen, und fast den ganzen Tag verbrachten wir miteinander. Bevor ich mit den anderen Frauen weggebracht wurde, kam Samek, um sich von mir zu verabschieden. Je näher der Moment des Abschieds kam, desto mehr wuchsen Abrams Beklommenheit und Aufregung. Er äusserte sogar laut seine Zweifel daran, dass wir uns jemals wiedersehen würden: Alles sprach dafür, dass die Nazis darauf eingestellt waren, ihre Opfer noch im letzten Moment zu erledigen. Ich dagegen war guten Mutes, ruhig und sicher wie immer an Abrams Seite.

Als ich die kleine Krankenbaracke verliess, um mich der Gruppe der hiesigen Krankenschwestern und Patientinnen zum Abmarsch ins Frauenlager anzuschliessen, steckte mir Abram noch eine Stückchen Kunstthong, eine kleine, Flasche Milch und eine Schachtel Zigaretten in die Tasche, in einigem Abstand begleitete er mich dann mit Samek hinaus. Mir war es weder schwer noch unwohl ums Herz, als ich in der Häftlingsgruppe unter SS-Bewachung über die Auschwitzer Landstrasse auf das Frauenlager zuing. Ich spürte noch Abrams liebenden Blick auf mir, die Berührung seiner Hände und seine Küsse auf meinem Gesicht.

Im Lager herrschte die gleiche Panik wie in der Krankenbaracke in der Nacht zuvor. Kälte, Hunger und Angst waren unbeschreiblich. Ich traf keine meiner ehemaligen Kameradinnen, Bekannten und Freundinnen an, sie waren schon

mit früheren Transporten weggebracht worden.

Wahrscheinlich waren sie jetzt schon tief in Deutschland.

Es wurde Abend. Das Frauenlager (es hiess nicht mehr B II b) war durch elektrisch geladene Drähte vom Männerlager getrennt. Während ich einsam in dieser Menge fremder, aufgeregter und ängstlicher Gefangener umherschlenderte und durch den tiefen Schnee stapfte, geriet ich fast unwillkürlich in die Nähe dieses Drahtzauns. Ich hoffte, dass mir vielleicht jemand Grüsse von Abram ausrichten oder ihn für einen Augenblick zum Zaun rufen würde.

Als ich in der Nähe der Krankenbaracke war, ertönten durchdringende Pfiffe von allen Seiten, die zum Abendappell oder zur Versammlung riefen. Ich wollte schon umkehren, als ich bemerkte, dass jemand ungeduldig am Rahmen des zugefrorenen Fensters einer Baracke riss, die in der Nähe des Drahtzauns stand. Ich begriff gar nicht, dass es genau die Baracke war, in der ich gelegen hatte. Ohne zu wissen weshalb, blieb ich unschlüssig, obwohl das nicht ungefährlich war. Das Fenster wurde aufgerissen, Abram sprang heraus und kam rasch zum Zaun gelaufen, dann schrie er mir laut, damit ihn trotz der überall gellenden Pfiffe verstehen konnte, über den Zaun zu: «Halt dich tapfer! Vergiss nicht! Vergiss es nicht!» Er winkte mit der Hand und verschwand hastig um die Ecke der Baracke.

Ich sah ihn nie wieder.

Aber noch bevor wir am gleichen Abend in der riesigen Kolonne losmarschierten, suchte mich eine unbekannte Gefangene auf, die überall nach Halina mit dem angeschossenen Arm gefragt und so zu mir gefunden hatte. Dankbar und gerührt nahm ich von ihr einen Laib Brot entgegen, das letzte Zeichen von Abrams Fürsorge.

Es war schon tief in der Nacht, als wir aus Auschwitz geführt wurden.¹⁷ Gelblichrot und hellblau zeichneten sich Feuerzungen und Rauchwolken vor dem weissen Hintergrund des Schnees ab – die Nazis verbrannten die Beweise ihrer Verbrechen.

Als Wegzehrung erhielt jeder eine Dose eingemachtes, sehr salziges Fleisch und einen halben Laib Brot.

So viele Monate, Wochen und Tage hatten wir auf die Ankunft der Russen gewartet, und jetzt, da sie kamen, wurden wir gezwungen, fortzugehen. Wie üblich wurden wir grausam und brutal vorangetrieben. Ohne Ruhepause marschierten wir die ganze Nacht, den ganzen Tag und noch die folgenden Tage und Nächte. Wer keine Kraft mehr hatte, fiel, wer seinen Schritt verlangsamte, wurde erschossen. Wir durften uns nicht umschaun. Auf dem vereisten Weg blieben Leichen zurück, Männer und Frauen mit durchschossenen Schädeln. Ein ums andere Mal zerrissen Schüsse die Luft. Wir gingen durch Wildnis, Felder, Dörfer, Städtchen. An Flucht war kaum zu denken, nicht nur deshalb, weil uns von Kopf bis Fuss bewaffnete SS-Männer bewachten, sondern auch, weil uns die gestreifte Häftlingskleidung, die Lagerkleidung mit dem aufgemalten Zeichen, sofort verraten hätte. Die Bevölkerung bestand vorwiegend aus Volksdeutschen oder Polen, die von den Deutschen bestialisch terrorisiert wurden und in Todesangst vor ihnen zitterten.

Vor Kälte und Müdigkeit hatte ich schon kein Gefühl mehr in den Beinen. Dauernd rutsche ich aus, mit Mühe schleppte ich Abrams eisenbeschlagene Schuhe an meinen Füßen. Durch den langen Aufenthalt in der Krankenbaracke war ich nicht mehr ans Gehen gewöhnt. Ich kannte keine der Frauen in meiner Nähe, und keine kam mir zu Hilfe. Ich geriet immer weiter zurück und fand mich bald in den

vorletzten Reihen der Kolonne. Allmählich schwanden mir die Sinne. Frost, Schläfrigkeit und Schwäche wirkten wie ein Betäubungsmittel. Die letzten Reihen hatten keinen Moment Ruhe, weil sie dauernd angetrieben wurden, den Abstand zu den Vorangehenden aufzuholen. Die Nazis schossen auf viele von diesen Geschwächten. Ich trank die Milch, die mir Abram gegeben hatte, aber davon wurde mein Durst nur noch schlimmer. Von Zeit zu Zeit bückte ich mich mit Mühe, um ein wenig Schnee aufzuheben. Damit rieb ich mir das Gesicht ein und steckte mir etwas davon in den Mund, um nicht endgültig einzuschlafen. Ein Ende dieser Höllenwanderung war nicht abzusehen. Mit dauernden Versprechen auf einen baldigen Halt und eine Ruhepause hetzten sie uns immer weiter. «Noch einen Kilometer», sagten sie, «noch ein paar Schrit-te». Wir assen nur Schnee, wir tranken nichts als Schnee. Der Frost wurde stärker, die Strassen glatt wie ein Spiegel. Akrobatische Kunststücke waren nötig, um sich nicht die Beine zu brechen, besonders in den beschlagenen Stiefeln. Irgendwann war mein Kräftevorrat erschöpft und ich verlor die Herrschaft über meine Muskeln. Ich fühlte, dass ich keinen Schritt mehr vorwärts tun konnte. In dem gleichen Moment vernahm ich eine bekannte Stimme, die mir auf Deutsch zurief: «He, du, was machst du denn da?!» Eine starke Hand fasste mich unter den Arm. Jemand zog mich an sich. Ich schaute nicht gleich ins Gesicht meiner Retterin. Auch als ich wieder zu mir gekommen war, konnte ich mich nicht sofort drauf besinnen, woher ich diese Stimme kannte. Erst die hellblauen Augen voll herzlichem Mitgefühl zerstreuten alle meine Zweifel – es war doch Alwira! Der Kapo aus dem Kartoffelbunker. Sie wollte wissen, was mir zugestossen war. Ich stützte

mich mit meinem ganzen Gewicht auf sie und erzählte ihr alles, was sich ereignet hatte. Sie zog mich noch fester an sich, bis sie mich richtig mitzog. Sie selbst war schlank und eher schwach, sie stöhnte und wischte sich den Schweiß von der Stirn, aber sie liess mich nicht los, fast den ganzen Tag schleppte sie sich so mit mir ab, bis uns die SS-Männer am Abend endlich einen Halt gönnten. Am folgenden Tag gingen wir bis zum Mittag zusammen, dann traf ich bei einem kurzen Halt in einem Städtchen zufällig Celina und die ganze Gruppe der Kameradinnen aus Auschwitz. Alwira übergab mich Celina. Ich habe Alwira nie wiedergesehen, ich weiss nicht, was mit ihr geschehen ist. Ihr verdanke ich wesentlich mein Leben – wäre sie nicht gewesen, hätten mich die SS-Männer unterwegs erschossen.

Von da an blieb Celina bis zum Ende des Krieges immer bei mir. Ich fühlte mich nicht mehr einsam, fremd und ohne Bedeutung in dieser riesigen Menge gehetzter Frauen. Allein wäre ich weder auf dem Weg noch später in den Lagern in Deutschland zurechtgekommen. Selbst die Fleischkonserve und den Kunsthonig, den ich in Auschwitz von Abram bekommen hatte und der jetzt in meiner Tasche so verklebt war, dass Celina ihn mit einem geliehenen Messerchen herausschneiden müsste, hätte ich nicht alleine essen können. Nun assen wir wieder zusammen, teilten uns Brot, Fleisch und den Honig. Die Zigaretten – ein Geschenk von Abram – hatte Celina mir unterwegs heimlich, damit die SS-Männer es nicht bemerkten, aus der Tasche gezogen und sie zusammen mit ihren Bekannten geraucht. Ich nahm ihr diesen Leichtsinn ein wenig übel, denn ich hielt es für besser, die Zigaretten aufzubewahren, die uns im nächsten Lager, in dem wir sicher wieder eingesperrt würden, als Tauschwert gegen Lebensmittel von Nutzen

sein könnten. Aber ich sprach es nicht aus, weil ich fürchtete, Celina könne beleidigt sein und ich dann wieder alleine Zurückbleiben.

Je weiter wir uns von Auschwitz entfernten, desto häufiger gestatteten uns die SS-Männer Ruhepausen, meistens in Scheunen am Wegrand, in denen wir kaum alle Platz fanden. In der entsetzlichen Enge brachen Kämpfe und Streitigkeiten aus... Viele Frauen starben vor Erschöpfung, etliche zogen ihre schweren Kleidungsstücke aus und warfen sogar die Konservendosen weg, um sich nur das Gehen zu erleichtern. Trotz ihrer Müdigkeit stand Celina dann vom Stassenrand auf und sammelte diese fortgeworfenen Lebensmittel in ihren Stoffbeutel; einmal fand sie sogar eine Handvoll Zucker in einem Taschentuch.

Als wir am äussersten Rand unserer Kräfte angelangt waren, kamen wir zu einem Ort, wo offene Güterwagen auf uns warteten. Eng zusammengepfercht machten wir uns darin auf die nächste Etappe des Weges. Diese Fahrt – meine dritte – unterschied sich von den vorherigen dadurch, dass man Luft zum Atmen hatte, aber wir froren entsetzlich. Der Zug fuhr schleppend, kroch dahin, blieb verschiedentlich auf Nebengleisen stehen, um Soldatentransporte, die sich auf dem Rückzug von der Ostfront befanden, und Transporte mit evakuierter Zivilbevölkerung vorbeizulassen. Wie anders sahen Hitlers Soldaten jetzt aus, als die, die ich 1939 gesehen hatte, als sie grossmäulig und selbstsicher ins zerstörte Warschau einmarschierten.

Die von Celina aufgesammelten Fleisch- und Brotrationen bewahrten uns fürs erste vor dem Verhungern. Erst im Zug machte sich der Hunger bemerkbar. Vorher, während des Marsches, hatten wir vor Erschöpfung, Ermüdung und

Entkräftung kein Bedürfnis nach Essen verspürt, wir hatten nur trinken und ein wenig ausruhen wollen.

Aber viel zu schnell waren diese bescheidenen Vorräte erschöpft. Jedesmal, wenn wir jetzt aussteigen und uns erleichtern durften, füllten wir die leeren Fleischbüchsen mit Schnee. Solange noch etwas Zucker in dem Taschentuch war, streute Celina etwas davon über den Schnee, und dieses originelle Eis schmeckte uns wunderbar.

Obwohl sich in dem Waggon wahre Kämpfe um jeden Zentimeter abspielten, nahmen die drei bewaffneten Posten ein geräumiges Lager in Anspruch. Es war uns bei Todesstrafe verboten, sich diesem Platz zu nähern. Sie nahmen sich eine jüdische Gefangene als Gefährtin, die Tag und Nacht bei einem von ihnen lag. Die Frauen schauten mit Hass und Verachtung auf sie hinab, aber sie waren auch voll Neid auf ihren Platz am Boden. Und sie, froh über ihr Vorrecht, warf uns ihrerseits verächtliche Blicke zu.

Am frühen Morgen hielt der Zug an einer Station, und das Ausladen der «Ware» begann. Wir lasen den Namen, der in grossen schwarzen Buchstaben hier angeschrieben war: Ravensbrück. Schon in Auschwitz hatten wir von den harten Bedingungen in diesem Lager gehört. Jetzt sollten wir sie am eigenen Leib zu spüren bekommen...

Denn ganzen Tag warteten wir auf einem mit Stacheldraht umzäunten Platz darauf, dass die Nazis für uns eine Unterbringung fanden. Am späten Abend jagten sie uns in Baracken, wo wir, vor Erschöpfung kaum noch bei Sinnen, auf den schmutzigen, verdreckten Boden sanken und sogleich in einen bleiernen Schlaf fielen. Am nächsten Morgen bekamen wir ein wenig wässrige Lagersuppe. Wir ver-

schütteten sie im Gedränge, und im Verein mit den Auschwitzer Funktionären, die auch hier schnell wieder zur Macht gelangen wollten, rissen die Kapos von Ravensbrück den halbverhungerten Frauen das Geschirr aus den Händen und prügeln sie auf Kopf und Rücken. Im Lager seinen Essnapf zu verlieren, das war gleichbedeutend mit dem Hungertod.

Am Abend fand ein Appell vor der Baracke statt. Wir wurden mehrmals genau durchgezählt, dann wurde uns unter Androhung schwerster Strafen – wie Erhängen oder Erschiessen – befohlen, alle Schmuckstücke, Messer, Gabeln, Löffel, absolut alles, was wir aus Auschwitz mitgebracht hatten, abzugeben. Eine Revision! Wir waren schon davor gewarnt worden. Ich zitterte vor Angst, obwohl ich nichts Wertvolles bei mir hatte; es tat mir nur um die Kette mit dem Herzchen und den Talisman, das Scherchen leid, die mir Abram zum Abschied geschenkt hatte. Lohnte es sich aber, sein Leben für diese Kleinigkeiten aufs Spiel zu setzen? Wenn Abram wüsste, dass ich dadurch ums Leben kommen könnte – würde er mir nicht sofort raten, sie loszuwerden? Aber ich zögerte – es war so schwer, mich zu entscheiden.

«Gib's besser ab!» flüsterte Celina mir warnend zu.

Schon wollte ich meine Andenken auf den allgemeinen Haufen werfen, der vor unseren Augen immer grösser wurde, als mir der Gedanke durch den Kopf fuhr, dass ich Abram vielleicht nie wiedersehen würde, und ich rührte mich nicht von der Stelle. Schliesslich ging es ihnen ja um richtigen Schmuck, um Gold und Edelsteine – so versuchte ich mich selbst und Celina zu überzeugen, die vom Anblick der uns umkreisenden SS-Männer verängstigt war.

Nach der Revision und dem Appell teilten uns die SS-

Männer in Gruppen ein und jagten uns in verschiedene Blocks. Celina und ich wurden zusammen mit einigen hundert Frauen dem Strafblock zugewiesen, denn dort war noch etwas Platz frei; auf dem Fussboden dieses Raumes, der abgeschlossen und vom übrigen Lager getrennt war, verbrachten wir etwa zehn Tage und Nächte. Die richtigen «Dauerbewohner» des Strafblocks – Mörderinnen, Prostituierte, der Abschaum der Gesellschaft – tyrannisierten uns pausenlos, unter Verwünschungen und Beschimpfungen gossen sie Eimer voll Wischwasser über uns aus, und sie stahlen unsere jämmerliche Lagerverpflegung. In diesem Gedränge war es schwer, sich vor Hieben und Schlägen zu schützen, zu alledem krochen mir Läuse unter den Verband und frassen sich in die eiternden Wunden. Während ich so auf dem schmutzigen Fussboden lag und permanenten Tritten ausgesetzt war, kehrte ich in Gedanken auf das Krankenrevier von Auschwitz zurück. Es erschien mir jetzt wie ein Paradies, wie etwas völlig Unwirkliches, und die Erinnerungen daran rührten mich bald nicht mehr.

Draussen schmolz der Schnee, rauschend strömte das Wasser vom Barackendach durch die Rinnen und Traufen und an den Wänden hinab. Es war Februar. Man sprach vom Einmarsch der sowjetischen und amerikanischen Truppen in das Reichsgebiet. In Erwartung ihres Sieges vergingen die letzten Tage mit gegenseitigen Entlausungen, Prügeleien und Zankereien um ein Stück Fussboden. Einmal am Tag bekamen wir Essen – eine wässrige Brühe. In unregelmässigen Abständen gab es alle paar Tage ein Stück Brot, ein Fünftel von einem Laib. Einmal täglich wurden wir herausgelassen. Aber wir wurden zu keiner Arbeit geholt.

Eines hellen, sonnigen Nachmittags Mitte Februar wurde unerwartet ein Appell auf dem Hof einberufen. Die SS-Männer zählten uns durch und führten einen Teil der Frauen aus den Mauern hinaus.

Je weiter wir uns vom Strafblock entfernten, desto leichter wurde es mir ums Herz. Unter Bewachung von SS-Männern wurden wir auf der Bahnstation in einen Zug verladen – in einen Personenzug! Jeweils zu zweit bekamen wir einen Laib Brot und ein Stück Wurst. Die Waggontüren wurden zugeschlagen, und der Zug setzte sich grell pfeifend in Bewegung – als sei er entrüstet, dass er, ein ehrwürdiger deutscher Personenzug, Jüdinnen transportieren musste.

Wohin sollte es jetzt gehen? Eigentlich war es gleichgültig – weil wir ein Brot hatten, ein ganzes, volles, ungeteiltes Brot. Das war der Beweis, dass sie uns nicht in den Tod brachten. Und wir konnten uns sattessen. Voll Erstaunen und Begeisterung verteilten wir uns auf den Bänken in den geräumigen, hellen, geheizten Abteilen.

Draussen vor den breiten, schönen Fenstern zog die Landschaft vorbei. Nur die Läuse begannen, durch die angenehme Wärme ermutigt, uns mit einer unglaublichen Dreistigkeit heimzusuchen. Wären sie nicht gewesen, wir wären wie richtige Passagiere eines Personenzuges gereist! Der Zug hielt mal länger, mal kürzer an vielen Stationen. Mit heimlicher Neugierde schauten wir aus den Fenstern und betrachteten die Welt der Deutschen, wie sie aussah, wie sich die Deutschen in ihrem eigenen Land bewegten und verhielten. Stattliche Güter, ordentliche Höfe, schöne Landschaften, Menschen, die ihrer Arbeit nachgingen, ein Leben, das ruhig dahinströmte. Nichts hier zeugte von der deutschen Barbarei, die wir aus Ghettos und Lagern kann-

ten! Aber bei genauem Hinsehen spürte man auch hier eine angespannte Stimmung, eine Furcht vor der bevorstehenden Niederlage. Wegen der Fliegerangriffe waren Städte und Höfe verdunkelt. Auf den Bahnsteigen standen schweigende Menschengruppen. Die Wände der Häuser und Gebäude waren mit Plakaten verunziert, die die Bevölkerung des Reichs vor dem roten Feind warnten. «Der Feind naht!» «Der Feind wird sich rächen!» schrien sie grell. Wir freuten uns darüber und flehten umso inniger, dass dieser «Rote Feind» kommen möge – unser Retter.

In der Frühe erreichten wir das Städtchen Neustadt Glewe. Die grosse, runde Bahnhofsuhr zeigte fünf Uhr. Das hübsche, saubere Städtchen, das um diese Zeit noch friedlich schlief, machte einen angenehmen Eindruck.

SS-Männer jagten uns zu Fuss über stille Waldwege. Das Lager in der Gegend von Neustadt war wohl erst kürzlich errichtet worden, denn wir hatten noch nie davon gehört. Oder konnte es sich in seinem Ruhm nicht mit Auschwitz, Majdanek, Ravensbrück und Buchenwald messen? Bald sollte sich herausstellen, dass es nicht weniger schrecklich war.

Es war ein kleines Lager, dem Anschein nach nicht bedrohlich. In den wenigen Holzbaracken lebten Polinnen, die nach dem Warschauer Aufstand hierher gebracht worden waren, und Ukrainerinnen. Sie arbeiteten über zehn Stunden täglich in einer Flugzeugfabrik, die, in den Wäldern verborgen, in der Nähe lag. Unweit des Lagers befand sich ein Flughafen. Vor dem Lagerzaun standen Baracken, in denen deutsche Flieger untergebracht waren. Als wir das Lagergelände betreten hatten, gingen die SS-Männer und liessen uns vor den leeren, abgeschlossenen Baracken stehen. Unsere Verwunderung darüber, dass es hier keine Eingangsregistrierung und Revision gab, verwandelte sich in

Beunruhigung, als der Abend kam und wir immer noch so dastanden. Am Abend kamen die Insassen des Lagers von der Arbeit zurück. Nach dem Appell erhielten sie ihre normale Lebensmittelration: einen Fünftellaib Brot und Kaffee (ein bitteres, dunkles Gebräu), und gingen in ihre Baracken, um sich auszuruhen und auf den Pritschen ihre Mahlzeit einzunehmen. Wir bekamen weder an diesem Abend noch an den folgenden Tagen etwas zu essen. Natürlich waren die Lagerküche und die Versorgungsabteilung nicht auf einen so grossen Transport vorbereitet! Die Polinnen, die nach den Warschauer Aufstand nach Neustadt Glewe gekommen waren, teilten ein paarmal Brot, Suppe oder Kaffee mit uns, obwohl sie selbst dem Verhungern nahe waren. Aber sie waren nicht so viele wie wir, ausserdem hatten sie in der Fabrik Schwerarbeit zu leisten und mussten deshalb bei Kräften bleiben.

Jeweils zu zweit schliefen wir auf engen, modrigen und klapprigen Pritschen; ein SS-Mann schloss die Baracke ab und drehte das Licht aus. Die Fenster waren dicht mit Vorhängen verdeckt. Es brodelte und dröhnte vom Gezänk und Geschrei in dieser überfüllten Hölle. In einem winzigen Gang neben der Tür standen Kübel für die Notdurft. Es waren zu wenige. Morgens war der Boden ringsum von Kot und Urin besudelt. Diesen Schmutz trugen wir an unseren Füissen durch die Baracke, der Gestank war übelkeitserregend. Wer sich in dem unglaublichen Gedränge und dieser Enge zu den Kübeln aufmachte, wurde von den Verwünschungen der aufgeweckten Frauen verfolgt. Manchmal brachen die alten Pritschen zusammen, und die Schlafenden verletzten sich.

Die Nächte in Neustadt waren grässlich, aber die Tage waren nicht besser. Nach einem mehrstündigen Appell vor

Tagesanbruch wurden die Frauen aus Auschwitz teils zu verschiedenen Arbeiten abgerufen, teils mussten sie im Lager bleiben. Dann begann die Hungerqual. Wir konnten nur Wasser trinken, und dafür mussten wir uns in die Waschräume stehlen. Mit Stöcken bewaffnete Wärterinnen bewachten diese Waschräume – Mitgefangene, die sich freiwillig zu dieser Arbeit gemeldet hatten. Wenn es einem Glücklichen zufällig gelungen war, eine Rübe oder Kohlrabi von dem Gemüsehafen neben der Lagerküche zu stehlen, erwachte Neid in unseren Herzen, obwohl die Nazis solchen Diebstahl schwer bestrafte, manchmal sogar mit dem Tod. Viele von uns verloren so für eine gestohlene Rübe ihr Leben. Wir wurden ermahnt, uns zu gedulden, bis neue Kochkessel und entsprechendes Küchengerät eingetroffen seien. Vorerst aber waren wir besinnungslos vor Hunger. Die Schwächeren starben während der Appelle, in den Baracken und draussen. Ich konnte mich nicht auf den Beinen halten, mit Mühe kroch ich auf die obere Pritsche und wieder hinab. Zu allem Unglück erkältete sich Celina, sie bekam Fieber, und ich konnte ihr überhaupt nicht helfen. Ich konnte ihr nur über den Kopf streichen, die Hand an ihre heisse Stirn legen und ihr tröstende Worte zusprechen. Aber selbst das Sprechen verlangte immer mehr Anstrengung. Mir dröhnte der Kopf, vor den Augen tanzten schwarze Kreise, das Herz raste bei der geringsten Bewegung. Im Bauch hatte ich solche Schmerzen und Krämpfe, dass ich Tag und Nacht kein Auge zutun konnte. Solche Qualen hatte ich noch nie durchgemacht. Ich hatte mir nicht vorstellen können, dass es so etwas gab.

Während der zehn Tage, in denen wir so schrecklichen Hunger litten, durften wir nicht immer auf den Pritschen liegen. Immer wieder kamen Kapos in die Baracken ge-

stürzt und jagten uns mit Peitschen und Stöcken zu verschiedenen Arbeiten: wir mussten aufräumen oder verschiedene Pakete von Ort zu Ort schleppen. ... Ich dachte damals öfter an das religiöse Fasten, besonders am Feiertag Jom Kippur, wenn die Menschen freiwillig Gott auf diese Weise ehren. Ich schwor mir damals, dass ich, falls ich den Krieg überleben und etwas zu essen haben würde, mir niemals das Fasten auferlegen würde. Mit diesem Schwur übte ich bewusst und mit Genugtuung Rache an dem Gott, an den wir alle im Hause meiner Eltern geglaubt hatten, der uns alle im Unglück im Stich gelassen hatte und sich jetzt hier, in den Vernichtungslagern als ein Einfall betrügerischer Kapläne erwies, die uns befohlen hatten, ihn zu lieben und zu achten und seine Gerechtigkeit zu fürchten.

Ich weiss selbst nicht mehr, wie ich es bis zum zehnten Fastentag ausgehalten habe; endlich bekam jede von uns einen Viertelliter heisser, ungesalzener, dünner Suppe, in der ein paar Rübenstückchen und Kartoffelschalen schwammen. Am Abend des gleichen Tages bekamen wir je einen Fünftellaib Brot. Welch ein Glück! Zumindest für die, die überlebt hatten. Ich ass meine Brotration sofort auf. Ich hatte nie sparen können, mir nie etwas in meinem Beutel aufheben können. Ich spottete boshaft über diejenigen, die ihr Brot in papierdünne, fast durchsichtige Scheibchen schnitten und sie ganz langsam, portionsweise assen, alle paar Stunden ein Scheibchen, wie Rationen einer lebensrettenden Medizin. Ich lachte, wenn diese bedächtigen Häftlinge nachts bestohlen wurden. Mir drohten solche Diebstähle nicht. Mein ewig hungriger Magen war das beste Versteck.

Nach einiger Zeit wählten die SS-Männer eine Gruppe von Auschwitzer Frauen zur Arbeit in der Flugzeugfabrik

aus. Sie sollten im gleichen Block bleiben und die gleichen Lebensmittelrationen bekommen wie vorher. Die übrigen Häftlinge wurden auf andere Baracken verteilt, wo die Bedingungen in jeder Hinsicht schlechter waren, dort wurde ein Laib Brot z.B. nicht unter fünf sondern unter zehn Personen geteilt. Ich verbarg meine steife Hand im Ärmel meines riesigen Herrenmantels und gelangte zusammen mit Celina in die Arbeitsgruppe. Zwölf Stunden lang, jeweils in Tag- oder Nachtschicht, drehte ich in der Fabrik verschiedene Schrauben in einzelne Flugzeugteile. Ich machte das mit der rechten Hand, während ich mit der linken das Material festhielt.

Pünktlich um zwölf bekamen wir einen halben Liter gute, dicke Suppe – unsere einzige Stärkung während der zwölf Stunden.

Das betäubende Lärmen und Dröhnen der Maschinen, die riesigen, düsteren Hallen, die erbarmungslose Kälte der Fabrikmauern, die strenge und harte Disziplin und die Arbeit, die über unsere Kräfte ging und in unentwegter Angst vor den Meistern ausgeführt wurde, die uns zusammen mit einem Haufen Lümmel aus der Hitlerjugend unablässig hetzten und die Produktionsnormen in die Höhe trieben, dabei die Notwendigkeit, meine Behinderung vor ihnen geheim zu halten – das alles war nicht leicht zu ertragen. Nur der Fliegeralarm ermöglichte uns Ruhepausen – dann stürzten die Nazispzialisten, unsere Aufseher und Meister scharenweise in die Schutzbunker. Und die Fliegerangriffe kamen immer öfter und dauerten immer länger. Unsere Angst, an den Bomben zu sterben, die für unsere Feinde bestimmt waren, wuchs immer mehr.

Die wenigen Pritschen mit ordentlicheren Strohsäcken und Decken in der Baracke waren von der früheren Aussch-

witzer Elite» belegt, die aus ein paar ehemaligen Blockältesten und einem Ex-Lagerkapo, einer Volksdeutschen, bestand. In Neustadt hatten sie nicht so «wichtige» Funktionen wie in Auschwitz, aber auch hier besaßen sie bestimmte Vorrechte: Sie brauchten nicht zu arbeiten, bekamen grössere Mengen dickerer Suppe und konnten, zu den Waschräumen und Latrinen gehen, wann immer sie wollten. Obwohl sie nicht mehr über uns zu befehlen hatten wie früher, nahmen sie doch jede Gelegenheit wahr, um uns ungestraft zu peinigen und zu schikanieren. Für uns Jüdinnen waren sie also weiterhin eine Bedrohung und Gefahr.

Dem Kalender nach hatte schon der Frühling seinen Einzug gehalten, ein sanfter, warmer Hauch drang bis ins Lager. Mit ihm kamen neue Nachrichten vom Sieg über den Faschismus. Es fielen die Namen von deutschen Städten und Ortschaften, die schon von der Roten Armee eingenommen worden waren, man sprach von Kämpfen in der Nähe von Berlin und von der panischen Flucht der Deutschen.

Die Arbeit in der Flugzeugfabrik wurde auf die Dauer für mich unmöglich. «Dann schon lieber einen Block ohne Pritschen, nur ein Zehntel Brot und Wassersuppe, nur nicht mehr diese schreckliche Quälerei in der Fabrik!» dachte ich. Eines Tages ging ich nicht zur Arbeit. Eine andere Gefangene aus dem Block der «Nichtarbeitenden» wurde für mich hingeschickt, ich bekam ihren Platz zugewiesen. Celina blieb noch ein paar Wochen lang in der Fabrik. Dann zwang die Erschöpfung auch sie, die Arbeit aufzugeben.

In Auschwitz hätte es einen solchen Block der «Nichtarbeitenden» schon längst nicht mehr gegeben. Seine Insassen wären in die Gaskammern gebracht worden. In Neu-

stadt Glewe gab es aber kein Krematorium, es fanden keine Selektionen statt. Die Häftlinge starben von selbst an Hunger, Krankheiten, Erschöpfung. Manchmal wurden sie erschossen, um ein Exempel zu statuieren – wenn sie Appetit auf eine Steckrübe oder eine Möhre aus der Küche gehabt hatten....

Durch die ganze Länge des Blocks verlief ein schmaler Gang, zu dessen beiden Seiten kleine Kammern lagen – gross genug für zwei, drei Soldatenbetten –, in der Mitte befanden sich die Toiletten und der Waschraum, kurz, es war eine Baracke mit «Komfort». Doch war es nicht möglich, in einem dieser Kämmerchen einem festen Schlafplatz zu finden. Jeder Quadratzentimeter Fussboden, jeder Kubikzentimeter Luft war schon «vergeben». Jeder Neuankömmling weckte den Unwillen oder sogar Hass der alten Bewohnerinnen der Baracke. Als ich versuchte, in eine der Kammern zu gelangen, wurde ich dort mit Krallen, Fäusten und Füßen, die in harten Auschwitzer Holzpantinen steckten, vertrieben. Ich war übersät mit blauen Flecken. Tagsüber, wenn die Frauen im Lager herumgingen oder sich freiwillig zu einer Arbeit gemeldet hatten, weil sie hofften, in der Küche ein Stückchen Rübe oder Kartoffel zu ergattern, wurde es in der Baracke etwas leerer. Aber sobald die Zeit der Suppen- und Brotverteilung kam, wurde sie wieder zu einem engen Bienenstock.

Mit anderen Frauen, die nicht mehr genug Kraft hatten, um sich einen Platz in den Kammern zu erkämpfen, verbrachte ich die Nächte auf dem Gang. Ich lag auf dem schmutzigen Fussboden, der mit dem Dreck aus den ewig verstopften Toiletten bedeckt war, ich zog nicht einmal meinen Mantel aus, nur meine Schuhe nahm ich und schob sie mir nach Lagerart unter den Kopf. Ungezählte Male traten und stiessen mich die Gefangenen auf dem Weg zu und

von der Toilette. Zum Glück waren sie nur in Strümpfen und ohne Schuhe, aber diese stinkenden, mit Exkrementen besudelten Strümpfe hinterliessen feuchte, widerwärtige Spuren auf meinem Kopf und meinen Schultern. Ich begann, mich vor mir selbst zu ekeln, fühlte mich wie ein zertretener, abscheulicher Wurm. Was hätte meine Mutter gesagt, wenn sie noch lebte und sähe, wo ihr Kind herumliegt? Ich weinte lautlos in meiner Verzweiflung und Erniedrigung. Noch nie war ich so hilflos gegen Missachtung gewesen. In der Frühe, wenn der SS-Mann die Barackentür aufschloss, wurde ich von der Menge der vorandrängenden Frauen wie ein Haufen Lumpen hinausgetreten. Auf dem grossen Appellplatz war es dunkel, kalt und feucht, aber wenigstens konnte ich frische Luft atmen. Bald darauf begannen die schrecklichen Hungerqualen.

Als Celina aufhörte, in der Fabrik zu arbeiten und in die benachbarte Baracke für «unproduktive» Gefangene verlegt wurde, besserte sich meine Situation tagsüber entscheidend. Celina fand sofort einen guten Platz auf dem Fussboden – auch dort gab es keine Pritschen – in der Nähe des Fensters. Diesen Block hatten die ehemaligen «Grössen» von Auschwitz belegt, Ex-Blockälteste und Kapos, und hier konnte man sich verhältnismässig frei bewegen.

So ging ich jeden Tag nach dem Appell zu Celina, und wir sassen bis zum Abend zusammen; oft schlief ich, den Kopf auf ihre Knie gelegt, wie einst bei meiner Mutter. Die Zeit verbrachten wir meistens damit, die Kleiderläuse abzusuchen und zu töten; sie krabbelten hier ungeniert über Wände und Fussboden; die Gefangenen erzählten von ihren Erfahrungen in der Freiheit und in den Lagern, diskutierten

die politischen Neuigkeiten und Gerüchte, Träume, Pro-
phezeiungen und Voraussagen. Ich vertraute Celina meine
Liebe zu Abram an, ich konnte dem inneren Bedürfnis,
über ihn zu sprechen, nicht widerstehen.

Ich glaubte damals daran, dass wir uns wiedersehen wür-
den, ich hatte keine Ahnung, dass Abram die Freiheit er-
langen würde, noch bevor ich aus den Fängen der Henker
befreit war, und dass er kurz darauf an Bauchtyphus ster-
ben würde.

Celina trug jetzt die Jacke, die ich von ihm beim Ab-
marsch aus Auschwitz bekommen hatte. Ihre eigene Klei-
dung war schon sehr abgetragen. Celinas Freundschaft war
hier meine einzige Stütze. Sie half mir, einen Weg durch
was Gedränge der Gefangenen zu bahnen, sie beschützte
mich in den Warteschlangen bei der Austeilung der Mahl-
zeiten, und sie kämmte mich mit einem dicken Kamm, den
sie irgendwann gegen Brot eingetauscht hatte – sie war
sehr darum besorgt, dass sich in meinen Haaren keine
Läuse einnisteten. Ein paar Mal stahlen wir uns zu zweit in
den Waschraum, wo wir uns von Kopf bis Fuss wuschen.
Celina schaffte es, im Lager Schwierigkeiten zu meistern,
die ich für unüberwindbar gehalten hatte. Sie dachte nicht
über alles und jedes nach, und im Kampf um das Essen
hatte sie nicht so viele Skrupel wie ich. Von einer Kamera-
din aus Auschwitz, die ich noch aus dem Bunker an der
Milastrasse kannte, und die jetzt hier in der Küche arbei-
tete, konnte Celina immer etwas erbetteln: Ein bisschen
Suppe oder rohes Gemüse, sogar ein wenig Ersatzkaffee.
Ich hingegen ging dieser Kameradin aus dem Weg, weil
ich mich meines Elends schämte und nicht wollte, dass sie
mir den Hunger und die Hoffnung auf ihr Erbarmen am
Gesicht ablesen konnte. Brot wurde in der letzten Zeit nicht
beim Appell geteilt, es wurden jetzt immer zehn Frauen in

der Baracke abgezählt, die dann einen ungeschnittenen Laib bekamen. Unter Streit und Schlägerei teilten ihn die Gefangenen untereinander auf. Die Portionen wurden zuerst vorsichtig und sorgfältig mit einer Schnur gemessen, dann erst ging man daran, die zehn winzigen Portionen zu schneiden. Es kam vor, dass ein Laib stellenweise verschimmelt war. Welcher der zehn Frauen, die alle verrückt vor Hunger waren, würde dieses ungeniessbare Stück zufallen?

Sehr oft tauschten wir eine von unseren beiden Brotrationen gegen eine Steckrübe. Diese waren zwar nicht so schmackhaft und begehrt wie Brot, dafür aber viel grösser. Celina schnitt sie in hauchdünne Scheibchen, bestrich sie mit Margarine – von Zeit zu Zeit bekamen wir ein zuckerwürfelgrosses Stück Fett – , streute «Kaffee» auf diese Sandwiches, und dann genossen wir diesen Geschmack und gelobten, ihn auch nach dem Krieg, in der Freiheit, nie zu vergessen. Rohe Kartoffeln hingegen konnte ich auch in den Zeiten grössten Hungers nicht essen, ich bekam sie einfach nicht hinunter.

Celina war für unseren Proviant zuständig. Es machte ihr Spass zu planen, wieviel und wann wir essen würden. Sie teilte dann mir und sich selbst die entsprechende Ration zu, den Rest steckte sie in den Beutel und schwor hoch und heilig, dass er vor der festgelegten Zeit nicht wieder angerührt werden sollte. Aber schon nach wenigen Minuten schaute sie wieder gierig in den Beutel und gab ihre vorherige Entscheidung wieder auf. Ich stimmte dem immer voller Freude zu.

Die Tage wurden immer länger, der April näherte sich seinem Ende. Keines der vorausgesagten Daten hatte uns die Befreiung gebracht. Weder die prophetischen Träume

noch die anderen Zeichen, die ein Ende der Gefangenschaft ankündigten, hatten sich erfüllt. Diese ganze Mystifizierung hatte uns in die Irre geführt, und immer noch brannte der Hunger in unseren Innereien, bissen uns die Läuse und schwanden unsere Kräfte.

Die grausame Nazidisziplin beherrschte weiter das Lager, die SS-Männer hatten sich kein Jota geändert. Voll Neid dachte ich an die, die in Auschwitz geblieben waren – sie waren schon frei.

Kurz vor der Befreiung verteilten die Nazis Lebensmittelpakete an uns, die das Internationale Rote Kreuz schon vor langer Zeit geschickt hatte. Jeweils fünf Frauen erhielten eine Pappschachtel. Wunderbare Dinge fanden wir darin: Fleischkonserven, Milchpulver, Butter, Kaffee, usw. Ein unglaubliches Durcheinander entstand im Lager: Lauferei, Diskussionen, Tauschhandel, Diebstähle, Aufteilung der Schätze, Prügeleien... Das alles nicht ohne Überlegungen und Grübeleien: was hatte diese plötzliche Gnade der SS-Männer zu bedeuten?

Celina und ich assen noch am selben Tag unsere Paket-zuteilung und Brot und Lagersuppe dazu. Um unser Glück vollkommen zu machen, fehlte nur noch Wasser, mit dem wir uns die Reste aus der Kehle spülen konnten. Aber Wasser hatte das Rote Kreuz nicht in seinen Schachteln – sie hatten nicht voraussehen können, dass es in den Nazilagern auch daran fehlte. Am Abend verabschiedete ich mich wie immer von Celina, um zur Nacht in meine Baracke zurück-zukehren zum ersten Mal seit vielen Monaten richtig satt. Ich schlief zu dieser Zeit nicht mehr auf dem Korridor an der Latrine, sondern auf dem Fussboden in einer der Kammern, unter einer Decke. Eine Gruppe Polinnen, mit denen

ich zufällig Bekanntschaft geschlossen hatte, hatten mich zu sich geholt. Als ich ihnen von meinen Erlebnissen in Ghetto und Lagern berichtete, waren sie sehr bewegt und kümmerten sich von da an liebevoll um mich. In dieser Nacht tat ich kein Auge zu – vielleicht wegen der vielen Eindrücke, vielleicht wegen der paar Körnchen Kaffee aus dem Paket.

Nach diesem Festmahl, das wir dem Roten Kreuz zu verdanken hatten, quälte uns der Hunger an den folgenden Tagen noch heftiger, die Erinnerung an die Leckerbissen regte den Appetit an, verursachte Krämpfe im Magen und machte den Mund wässrig.

Celina beschloss, Abrams Jacke für eine Schüssel Suppe an ein Mädchen aus der Küche zu verkaufen. Die blaue Jacke fand bei allen Gefallen, am meisten stach sie denen in die Augen, die keinen Hunger litten und nicht nur von dem Gedanken ans Essen in Anspruch genommen wurden. Der Vorschlag war verlockend, aber ich wollte erst nichts davon wissen. Die Suppe würden wir in einer Minute gegessen haben, die Jacke aber war für mich ein wertvolles Andenken. «Und ausserdem», versuchte ich Celina zu überzeugen, «musst du ja auch etwas zum Anziehen haben!» Aber Celina machte mir sofort klar, dass wir jetzt keine Zeit für Sentimentalitäten hatten, und da es ja jetzt auch immer wärmer würde, käme sie gut ohne diese Jacke zurecht. Vom Hunger gepeinigt gab ich schliesslich klein bei. Ich setzte mich hinter die Baracke, und Celina lief zur Küche. Sie kam mit einer zugedeckten Schüssel voll dicker, heisser Suppe zurück. Wir assen mit zwei Löffeln (einen hatten wir extra zu diesem Zweck geliehen) abwechselnd: Sie einen Löffel, ich einen Löffel. Dabei zitterten wir vor Angst, dass uns eine der ausgehungerten Frauen dabei erwischen könnte. Sehr bald kam der Boden der Schüssel zum Vorschein.

Celina überliess es mir, die Schüssel auszulecken – als Entschädigung für den Verlust der Jacke. Wir waren natürlich überhaupt nicht satt geworden.

Es war an einem der letzten Apriltage. Erschöpft lag ich auf dem Fussboden neben Celina in ihrer Baracke, als plötzlich Leuchtraketen aufblitzten, die Fliegeralarm ankündigten. Seit einiger Zeit schalteten die Nazis keine Warnsirenen mehr an. Die Angriffe der «Unsrigen» wurden jetzt mit Raketen signalisiert. Wie immer rannten die SS-Männer hastig in die Unterstände. Und wie immer rührten wir uns nicht vom Fleck. Plötzlich entdeckte eine der Frauen am Fenster, dass die sowjetischen Flugzeuge weisse Papierchen abwarfen, die langsam und sachte wie Schneeflocken durch die Luft herunterwirbelten. Flugblätter! Sanft landeten sie auf den Barackendächern, auf der Erde hinter dem Lagerzaun, auf dem Gelände, wo die deutschen Flieger untergebracht waren. Als der Alarm vorbei war, stürzten wir in freudiger Erregung hinaus. Durch den Drahtzaun konnten wir sehen, wie die Flieger die Papiere in düsterem Schweigen aufsammelten und lasen. Die SS-Männer rannten durch das Lager und schrien wütend, dass es uns unter Todesstrafe verboten sei, auch nur eines dieser Blätter anzurühren. Aber einige Frauen hatten schon Papiere aufgehoben und in ihre Taschen gesteckt. Auf der Stelle verbreitete sich im Lager die Nachricht, dass den Nazis auf diesen Flugblättern in verschiedenen Sprachen ein Ultimatum folgenden Inhalts gestellt wurde: Wenn die Nazis nicht im Laufe der nächsten drei Tage alle Waffen niederlegten, würde das ganze Gebiet völlige zerbombt und dem Erdboden gleichgemacht.

Drei Tage also noch! Das hiess, bis zum zweiten Mai. Entweder Freiheit oder Untergang zusammen mit unseren Unterdrückern. Wir zweifelten keinen Moment daran, dass die im Ultimatum enthaltene Drohung wahr gemacht würde.

In den nächsten drei Tagen sollte sich unser Schicksal entscheiden!

Im Lager änderte sich weiterhin nichts. Morgens und abends die gleichen Appelle, Durchzählen, Abmarsch zur Arbeit, Austeilung der Lagersuppe und des schimmeligen Brots, Abschliessen der Baracken, Öffnen beim Morgenrauen. Jeden Abend legte ich mich in der Hoffnung schlafen, dass uns am nächsten Tag keiner der verhassten SS-Männer die Baracke aufschliessen würde, um uns unter Peitschenhieben und Verwünschungen zum Appell zu treiben. Aber jeden Morgen erschien er wieder auf seinem Posten. Wir lebten in einer ungeheuren Aufregung, unruhig und verängstigt; mal schien es, dass sich die Nazis heimlich davon machen würden, dann wieder trieb uns der Gedanke zum Wahnsinn, dass sie dies ganze Lager in die Luft gehen lassen würden. Wer konnte wissen, was ihnen in den letzten Stunden vor der endgültigen Niederlage einfallen würde? Voll Furcht und Ungeduld erwarteten wir den 2. Mai...

Der Tag war regnerisch und bewölkt wie im Herbst. Wir mussten wesentlich länger als sonst beim Appell stehen. Inzwischen wurde es ganz hell. Die SS-Männer und Aufseherinnen gingen ihren normalen Tätigkeiten nach und behielten ihre steife, drohende Haltung bei, aber sie gaben kein Kommando zur Arbeit. «Es ist etwas geschehen! Alle bleiben zusammen! Keiner verlässt seinen Platz!» Diese Befehle wurden immer wieder ausgegeben.

War man sich unschlüssig, was mit uns geschehen soll-

te? Zur Arbeit schicken oder nicht? Schliesslich bekamen ausnahmslos alle den Befehl, in die Baracken zurückzukehren. Das war ungewöhnlich, tagsüber waren wir noch nie eingesperrt worden. «Wenn sie uns bloss nicht alle hier erschliessen!» sagten wir zueinander, als wir uns auf den Boden legten. Hunger und Läuse waren ganz vergessen. Trotz des strengen Verbots gab es ein paar Mutige, die unbeirrt aus dem Fenster schauten. Zuerst geschah im Lager nichts, was zu Befürchtungen oder Hoffnungen Anlass gegeben hätte. Erst später, gegen Mittag, kamen grosse Lastwagen mit Lebensmitteln. (Kurz darauf stellte sich heraus, dass die Nazis sie aus Ravensbrück gebracht hatten, das sich schon in sowjetischer Hand befand.) Die Nazis kommandierten etwa fünfzig starke Frauen – vornehmlich Ukraineerinnen – ab, die die Lebensmittel ausladen und in das Lagermagazin neben der Küche bringen mussten.

Die nervliche Anspannung liess weiter nach, als wir am Nachmittag feststellten, dass die Aufseherinnen und SS-Männer schon in Zivilkleidung waren. In einigen Baracken hatte man inzwischen begonnen, Suppe auszuteilen. In andere Baracken wurden erst gar keine Kessel gebracht. Es entstand ein immer grösseres Durcheinander. Die dreiesten und risikobereitesten Frauen sprangen aus den Fenstern und schlossen sich denen an, die am Magazin mit Ausladen beschäftigt waren: Sie ergriffen ganze Pakete und warfen sie ihren Kameradinnen durchs Fenster zu, oder sie steckten sich Nahrungsmittel unter die Kittel und rannten zu den Blocks zurück. Die Nazis sahen das, aber keiner schoss, was schliesslich auch die übrigen Frauen ermutigte.

Die ganze Zeit stand ich an der Wand in der Nähe des Fensters, beobachtete das unbeschreibliche Durcheinander rings um die Wagen und bewunderte die mutigen Aktionen

unserer Frauen. Mitten auf dem Appellplatz tauchte jetzt der Kommandant auf, der Schrecken des ganzen Lagers, der Herr über Leben und Tod. Er war völlig betrunken, schwankte komisch hin und her, und unter grossen Schwierigkeiten mit seinem Gleichgewicht begann er seine Ansprache: Angesichts der Veränderung der Lage wollte er uns beruhigen, es sei nicht ihre «Schuld», und er bat uns fast um Entschuldigung dafür, dass sie keine Möglichkeiten hätten, uns auf ihre Flucht vor dem herannahenden «Feind» mitzunehmen; in wenigen Stunden würde dieser Feind in Neustadt Glewe einmarschieren und sie, die Deutschen, müssten sich in Sicherheit bringen und uns leider zurücklassen... «Versucht, Ruhe zu bewahren, denn Panik ist in solchen Augenblicken gefährlich!» riet er uns besorgt. Um das Essen brauchten wir uns nicht zu schlagen, im Küchenmagazin seien genügend Vorräte. Dort seien Pakete vom Roten Kreuz und andere Dinge, auch Kleidung, aber das Wichtigste sei – die Ordnung. «Haltet Ordnung!» schrie er heiser.

Niemand hörte ihm zu. Als er von dem herannahenden Feind sprach ergriff alle ein Gefühl der Freiheit. ... Aber solange der Kommandant auf dem Platz stand und in den Lautsprecher brüllte, solange SS-Männer und Aufseherinnen, wenn auch in Zivilkleidung, im Lager herumliefen, solange konnte ich nicht an die Freiheit glauben.

Vor der Küche entstand ein unglaubliches Gewirr und Gedränge. Die Frauen traten und stiessen sich in der Menge, die in das Magazin gelangen wollte. Der bedrohliche SS-Mann, der unsere Baracke täglich auf- und zugeschlossen hatte, derselbe SS-Mann, bei dessen Anblick wir vor Angst gezittert hatten, versuchte jetzt, die Gefangenen freundlich davon zu überzeugen, dass dieses Durcheinander auf dem

Hof nicht notwendig sei. «Bitte schön, liebe Frauen, gehen Sie doch hinein!» lud er sie höflich ein. Aber niemand beachtete diese Kriecherei. Er wurde beiseitegeschoben wie ein lästiger Eindringling. Das war eine Szene, die uns wahrhaftig Genugtuung verschaffen konnte!

Es dämmerte, als die Nazis in Lastwagen stiegen und mit einer letzten Salve in die Menge der Frauen am Magazin davonfuhren – und das Lagertor weit geöffnet hinter sich zurückliessen. Es war ihnen noch gelungen, eine Frau dabei zu töten und mehrere zu verletzen.

Ich rührte mich nicht von meinem Platz am Fenster, wo ich schon fast seit dem Morgen stand, und obwohl ich alles genau gesehen hatte, konnte ich in mir keine Freude, keine Regung verspüren. Ich war einfach neugierig, was weiter geschehen würde. Celina, die mit einigen anderen noch während der Ansprache des Kommandanten aus dem Fenster gesprungen war, kam jetzt keuchend an und lud die ergatterten Lebensmittel auf dem Fussboden ab. Sie schob mir ein Stück Brot in den Mund und rief voller Freude: «Hier, iss, so viel du willst, du hast doch so davon geträumt, von einem ganzen Laib schneiden zu können!»

Aber ich ass nicht viel. Nach den ersten hastig verschlungenen Bissen bekam ich irgendwie nichts mehr hinter. Ich wunderte mich selbst, wenn ich auf den grossen Laib sah – Brot zu haben und nichts essen wollen! Ich ging wieder ans Fenster. Frauen kamen aus den Baracken gelaufen, um nachzusehen, ob die SS-Männer und Aufseherinnen nicht zurückkehrten, oder ob nicht zufällig andere Nazis kamen, um ihre Stellen einzunehmen. Plötzlich ertönte von der Strasse her ein lauter Jubelschrei aus vielen Kehlen. Die

Frauen, die bisher ganz in das Öffnen von Dosen und Konserven vertieft am Boden gesessen hatten, liessen alles stehen und liegen und stürzten hinaus, um sich mit ihren eigenen Augen davon zu überzeugen, was der Grund für diese freudige Ovation war. Eine Truppe näherte sich. Aber es waren keine Deutschen. Das ganze Lager kam jetzt zur Begrüssung aus den Baracken. Einige Minuten später kam ein Panzer durch das Tor gefahren, darauf sassen sowjetische Soldaten.

Ich verliess das Fenster nicht. So sehr ich mich auch mit den anderen über diese wunderbare Befreiung freuen wollte – ich konnte es nicht. Celina riss mich schliesslich mit Gewalt vom Fenster weg und brachte mich in eine bequeme, saubere Baracke, wo bisher die deutschen Flieger gewohnt hatten. Wir richteten uns jeweils zu zweit oder dritt in den Zimmern ein. Nach so vielen Jahren lag ich wieder ausgekleidet in einem warmen, weichen Bett! Die Stiefel waren unter dem Bett – und nicht unter meinem Kopf. Dennoch konnte ich in dieser Nacht nicht einschlafen. Ich hatte Angst. Ich meinte, die Nazis würden jeden Moment wiederkommen. Vielleicht hatten sie sich im Wald versteckt und würden jetzt im Schutz der Nacht versuchen, das Lager zurückzuerobern, sie würden in die Fliegerbaracke eindringen und uns alle dafür erschiessen, dass wir es gewagt hatten, uns in diese Betten der Übermenschen zu legen – und die Nacht war auch alles andere als ruhig. Keinen Augenblick verstummten die Schüsse, die Detonationen, der Klang vieler Schritte. Im Lager erzählte man, dass die Russen die Minen hochgehen liessen, die die Deutschen bei der Flucht auf dem Weg deponiert hatten – aber ich fuhr bei jeder solchen Explosion in die Höhe.

Der nächste Tag erstrahlte in heller Maisonnette.

Ich ging mit Celina ins Freie hinaus. Draussen begrüßte uns ein sanfter Wind, der von fern das Lied marschierender Soldaten an unsere Ohren trug.

Erst jetzt atmete ich aus vollem Herzen auf und glaubte daran, dass wir endlich, endlich frei waren!

Dieses erste Lied, das ich auf deutschem Boden hörte, war «Na rybalki u rieki». In meinen Ohren klingt es heute noch so feierlich wie eine grossartige, erhabene Hymne und rührt mich immer wieder auf die gleiche Weise.

SCHLUSS

Meine Kindheit verging in den brennenden Ruinen von Warschau, zwischen den Mauern des Warschauer Ghettos, hinter den Stacheldrähten von Majdanek, Auschwitz, Ravensbrück und Neustadt Glewe.

Von unserer ganzen Familie blieb ausser mir nur Marek übrig. Ich traf ihn nach dem Krieg, und zwar unter so wunderbaren Bedingungen, wie sie nur in den Träumen Gefangener vorkommen: auf einer Strasse in Warschau, gleich am ersten Tag nach meiner Ankunft aus Neustadt-Glewe, im Juni 1945.

Marek fuhr auf dem Fahrrad vorbei, und ich ging in ausgetretenen Sandalen über den Gehsteig, ich war unterwegs zum jüdischen Komitee in Praga¹⁸. Plötzlich rief Celina, die neben mir ging: «Schau mal, wie der Marek ähnlich sieht, der da auf dem Fahrrad!» Nichtsahnend drehte ich den Kopf – Celina entdeckte auf Schritt und Tritt Ähnlichkeiten mit Verwandten und Bekannten – und sah wirklich meinen Bruder!

«Marek!» schrie ich aus vollen Hals. Er sah sich erstaunt um, sprang blitzartig vom Fahrrad und stürzte auf mich zu. Umringt von einer Menge neugieriger und gerührter Zuschauer fielen wir uns mitten auf der Strasse in die Arme. Kurz darauf aber trat Marek ein paar Schritte zurück, betrachtete mich aufmerksam und begann mich auszufragen: wie ich hiess, welchen Vornamen meine Mutter hatte und was mit ihr geschehen war. Er glaubte nicht, dass ich es war...

Noch im Lager hatte ich beschlossen, über alles zu schreiben, was ich gehört, gesehen und erlebt habe, falls ich die Befreiung erleben würde. Aber als das ersehnte Ende

des Krieges und unserer Leiden kam, wurde ich ganz von den Problemen der neuen Wirklichkeit in Anspruch genommen. Ich war fünfzehn Jahre alt und genoss meine freie Jugend. Das neue Leben mit all seinen alltäglichen Freuden und Sorgen, das darauffolgte, liess mich auch lange Zeit nicht dazu kommen, diese Aufgabe zu erfüllen. Aber alles ist mir bis auf die kleinsten Einzelheiten ungetrübt und deutlich im Gedächtnis geblieben, als sei es gestern geschehen... Nachts quälen mich gespenstische Bilder, der Alptraum der Verfolgungen; oft suche ich im Traum nach Verstecken und Unterschlüpfen, flüchte mit meiner Mutter oder in einer Gruppe von Häftlingen vor den Verbrechern Hitlers, die uns auf der Spur sind.

Als mein erster Sohn geboren wurde, dachte ich: Wieviel Leiden kostet die Geburt eines Menschen – und mit welcher Leichtigkeit haben diese Verbrecher Millionen ermordet! Und wenn ich, wie jede junge Mutter, stolz und gerührt mein Kind betrachtete, das mit weit geöffnetem Mund hungrig nach seiner Nahrung suchte, fielen mir mit Schauern die vielen tausend unglücklichen Mütter ein, die nichts hatten, um ihre hungrigen Säuglinge im Ghetto zu füttern.

Und unwillkürlich, fast auf Schritt und Tritt, fliessen so Szenen, Erinnerungen und Vergleiche aus diesen Tagen in jeden meiner heutigen Tage ein.

Jetzt aber, mitten im normalen, geregelten Lauf meines Lebens, haben diese Erinnerungen plötzlich eine ganz neue Macht bekommen. Das wurde ausgelöst durch die alarmierenden Nachrichten vom Wiederaufleben des Faschismus in der Welt und durch die Gerüchte von Überlegungen zur Verjährung der Verbrechen der Hitlerzeit. Unter einem inneren Druck machte ich mich daran, meine Erinnerungen

aufzuschreiben. Anfangs meinte ich, einer solchen Aufgabe nicht gewachsen zu sein. Ich habe einen Mann und Kinder und führe einen Haushalt. In der Regel ist es selten, dass eine normale Hausfrau zur Feder greift, um anderen Menschen ihre Geschichte zu erzählen. Nicht selten habe ich über meinen Aufzeichnungen geweint, weil ich noch einmal das ganze Unglück und die Tragödie meiner Nächsten miterlebte, die in den Vernichtungslagern vergast worden und gestorben sind. Dabei brachte mich jedes Geräusch im Haus auf, Lachen, ein unbeschwertes, fröhliches Gespräch, selbst der Klang von Musik. Manchmal hatte ich grundlose Zornesausbrüche gegenüber meinem Mann und meinen Kindern. Ich weiss, dass das ungerecht und verletzend war, aber ich konnte mich nicht beherrschen: Ich atmete noch die vergiftete Luft aus dem Krematorium. Ich bin sicher, dass meine Kinder das verstehen und mir meine Ungerechtigkeit verzeihen werden, wenn sie herangewachsen sind und dies lesen werden.

Die eintätowierte Nummer auf meinem linken Arm – die Kennmarke von Auschwitz – erregt heute die Aufmerksamkeit vieler Menschen. Für die einen ist es ein merkwürdiges, unverständliches Zeichen, für andere die schmerzliche Erinnerung an die grausamen Zeiten des Nazismus. Für mich hingegen ist es in gewissem Sinne ein Reifezeugnis aus der Zeit, in der ich das Leben und die Welt in ihrer nacktesten Form kennenlernte, den gnadenlosen Kampf um ein Strück Brot, einen Atemzug Luft, ein bisschen Platz; aus der Zeit, in der ich gelernt habe, die Wahrheit von der Täuschung zu unterscheiden, den Ausdruck menschlicher Gefühle von tierischen Instinkten, Güte und Edelmut von Bosheit und Niedertracht. Ich entkam dieser Hölle dank des Sieges der Roten Armee. Ich war damals fünfzehn Jahre alt.

Zum Glück musste nicht jeder, der ein solches Reifezeugnis besitzt, dieses mit dem Verlust seiner Familie und Kindheit, dem täglichen Umgang mit dem Tod und diesem Anteil schrecklicher Erlebnisse und Erfahrungen bezahlen. Das war das Los Tausender jüdischer Kinder, die von den Faschisten gehetzt und ermordet wurden.

Ich will mit diesem Buch meinem innigsten Wunsch Ausdruck geben, dass sich niemals und nirgends auf der ganzen Welt ein solches Verbrechen wiederholen möge!

Herzlija, 1964/65

ANMERKUNGEN

- ¹ Hashomer Hacair: Linksgerichtete Jugend- und Pfadfinderorganisation der zionistischen Bewegung. Einer der Anführer von Hashomer Hacair, Mordecai Anielewicz (1920 – 1943) war Kommandant der Jüdischen Kampforganisation beim Aufstand im Warschauer Ghetto.*
- ² Ing. Adam Czerniakow, Vorsitzender des Judenrates im Warschauer Ghetto, beging am 24. Juli 1942 Selbstmord, zwei Tage nachdem die Nationalsozialisten mit den Massendeportationen von Juden aus dem Ghetto in das Vernichtungslager Treblinka begonnen hatten.*
- ³ Umschlagplatz, Umschlag: neutrales Gelände zwischen dem jüdischen und dem arischen Stadtteil, bzw. Umladeplatz, der anfangs auch zu diesen Zwecken benutzt wurde. Von dort wurden von 1941 an die Juden aus dem Ghetto mit Zügen nach Treblinka oder in andere Vernichtungslager transportiert.*
- ⁴ Baracken: Fabriken und Werkstätten, die von deutschen Industriellen und Kaufleuten besetzt waren (W. C. Toebbens, Schultz, Haimann usw.). Dort wurden die jüdischen Arbeiter und Handwerker in Zwangsarbeit ausgebeutet.*
- ⁵ Aussenarbeiter: Juden, die auf Aussenstellen, d.h. Arbeitsstellen ausserhalb des Ghettos beschäftigt waren.*
- ⁶ Anordnung von Hans Frank vom 15. 10. 41.*
- ⁷ «Im Laufe von 20 Monaten, von November 1940 bis Juli 1942, starben im Warschauer Ghetto etwa 100.000 Menschen an den Folgen von Hunger, Erschöpfung, Epidemien und der unmenschlichen Zwangsarbeit in den Lagern sowie durch Hinrichtungen. Im Laufe von nicht ganz zwei Monaten, vom 22. Juli bis Mitte September 1942, wurden über 300.000 Bewohner des Ghettos von den deutschen Besatzern oder ihren Helfershelfern nach Treblinka deportiert oder auf der Stelle ermordet.» aus: B. Marek: «Der Auf-

- stand im Warschauer Ghetto», Idisz Buch, Warschau 1963.*
- ⁸ Der Kommandant des «Ordnungsdienstes» (so lautete die offizielle Bezeichnung der jüdischen Polizei im Ghetto), Josef Szerzynski (Schenkman), der die Deutschen bei der Deportation der Juden unterstützte, wurde damals von dem Untergrundkämpfer Israel Kanal nur verwundet.*
 - ⁹ Seder Pessach: die erste Nacht des Pessachfestes. Während des Pessachmahles wird das Buch Haggada über den Auszug der Israeliten aus der ägyptischen Gefangenschaft vorgelesen.*
 - ¹⁰ Strafkompagnie: In diese Kompagnie kamen Gefangene meistens für einen begrenzten Zeitraum zur Strafe für Übertretungen von Lager- oder Gestapoverordnungen. Die Gefangenen in der SK wohnten in gesonderten, abgeschlossenen Baracken und wurden für besonders schwere Arbeiten eingesetzt.*
 - ¹¹ Josef Mengele, Hauptsturmführer, 1944-45 Standortarzt im Lager Auschwitz, Anthropologe, gesucht wegen verbrecherischer, pseudowissenschaftlicher Untersuchungen an Lagerhäftlingen, besonders an Zwillingen.*
 - ¹² Blocksperrung wurde verhängt, um zu verhindern, dass die Gefangenen Zeugen bestimmter Vorgänge im Lager wurden (z.B. der Selektionen für die Vergasung), und um eventuelle Fluchtversuche in andere Blocks zu erschweren.
 - ¹³ Lagerstrasse: Hauptader des Lagers, auf die alle Seitenstrassen führten. Die Lagerstrasse durften nur Kommandos oder Mitglieder der Lagerführung benutzen. Den normalen Gefangenen war es, insbesondere während der Arbeitszeiten, nicht gestattet, sich dort aufzuhalten.*
 - ¹⁴ Lagerstab: Die Autorin meint damit sicherlich die Lagerkommandantur.*
 - ¹⁵ Mitte Mai begannen die Massentransporte ungarischer Juden nach Birkenau. Die Zahl der Deportierten wird auf 400.000 geschätzt.*
 - ¹⁶ Die Juden aus dem Sonderkommando waren in den Krematorien und an den Verbrennungsgruben in Auschwitz beschäftigt und

wurden mindestens alle paar Monate liquidiert. Im Oktober 1944 brach ein Aufstand des Sonderkommandos aus, das damals (wegen der verstärkten Vernichtungsaktionen) 660 Menschen umfasste; fast alle wurden umgebracht.*

- ¹⁷ Die Evakuierung des Lagers Auschwitz wurde am 17. Januar 1945 angeordnet. Am 18. Januar verliessen 25.000 weibliche und männliche Gefangene das Lager, in den folgenden Tagen etwa, ca. 33.000 weitere Häftlinge. Das von der SS verlassene Lager wurde am 27. Januar von der sowjetischen Armee eingenommen.*

¹⁸ Praga: Stadtteil von Warschau.**

* Anm. d. poln. Red.

** Anm. d. Übers.

Das Lager Auschwitz II – Birkenau war in drei Hauptabschnitte eingeteilt, die mit BI, BII und BIII bezeichnet wurden. Der Abschnitt BI war wiederum in die Abschnitte BIa und BIb, der Abschnitte BII in BIa bis BIg unterteilt. Diese Abschnitte waren jeweils mit Stacheldraht umzäunt.

AUFBRUCH IN DIE VERGANGENHEIT

POLEN 1986, BERLIN 1989

POLEN 1986

Ich sitze im Flugzeug. Nach vierzig Jahren fliege ich nach Polen... Muss ich betonen, dass dies für ein historisches Datum ist? Das ist wohl überflüssig.

Ich bin allein unterwegs. Es lässt sich schwerlich behaupten, dass ich mich gut fühle. Ich bin voller Anspannung und Unruhe. Ich schreibe jetzt hauptsächlich deshalb, weil ich meine Angst und Aufregung zerstreuen möchte. Nichts betrifft mich in diesem Augenblick ausser der Flug selbst. Ich werde drei Stunden bis Rom fliegen, dann noch einmal drei Stunden nach Warschau. Nach Warschau! Wie kann ich so ruhig darüber schreiben? Offensichtlich habe ich es mir noch nicht ganz bewusst gemacht, dass ich nach Polen fahre.

Die ganze Nacht habe ich kaum ein Auge zugetan. Ich habe überlegt, mir vorgestellt, was sein wird. Wird mich jemand auf dem Flughafen in Warschau erwarten? Werde ich mich zurechtfinden?

Das Flugzeug «zittert» immer heftiger. Es ist schwierig, den Füller zu halten, die Buchstaben hüpfen auf und ab. Aber die Aufregung hat abgenommen. Ich beginne, mich an jede Lebenssituation zu gewöhnen, an der nichts zu ändern ist. Die Leute halten mich für mutig und stark. Selbst die Tatsache, dass ich mich zu dieser Reise entschlossen habe, erklären sie sich damit, aber dennoch fragen sie: «Nach all dem, was du dort durchlitten hast?» Nicht selten haben sie mich voll Mitleid angeschaut. Sogar auf dem Flughafen. Es war unangenehm, in gewisser Weise sogar demütigend. Die Menschen fürchten sich meistens vor einer Rückkehr in die Vergangenheit, vor allem wenn es sich

um die Zeit der Vernichtung handelt. Das ist nicht verwunderlich. Es lohnt sich nicht, ihnen das zu erklären. Ich habe mich auch nicht leicht entscheiden können, und wäre nicht der Anruf von Danusia aus Rzeszow gewesen, ich weiss nicht, ob ich es gewagt hätte. Es war mein Wunsch, trotzdem habe ich immer gezögert und alle möglichen Zweifel gehegt.

Der überraschende Anruf dieser Frau, die ich nur aus Briefen kannte, und ihre herzlichen Worte brachen in mir allen Widerstand und alle Furcht. Sie versprach mir, mich abzuholen, als Erkennungszeichen würde sie ein rosafarbenes Kleid tragen und eine Puppe in der Hand halten. Ich habe mehrere solcher Freunde, die ich nicht persönlich kenne – ich habe sie durch mein Buch gewonnen, das in Polen erschienen ist und auf das diese Menschen dann zufällig gestossen sind. Schon lange hatte ich mich mit ihnen treffen wollen. Jetzt sollte es Wirklichkeit werden.

Ich schreibe von alledem, um meine Aufmerksamkeit von dem «zitternden» Flugzeug abzulenken. Es ist gut, dass niemand neben mir sitzt und dass ich mich ganz allein mit diesem gelben Heft hier beschäftigen kann, das mir mein ältester Sohn auf die Reise mitgegeben hat. Ich bin ja noch nie zuvor allein gereist. Ich habe jetzt nicht einmal jemanden, dem ich zulächeln könnte. Aber auch das wird vorübergehen, so wie alles im Leben. Vorerst muss ich mich mit der Wirklichkeit abfinden, die stärker ist als alles andere und die der Grund dafür ist, dass wir fliegen, dass wir uns dem Ziel nähern, den Orten, die ich vor über vierzig Jahren zum letzten Mal gesehen habe. Der Kreis schliesst sich. Ich kehre zurück. Zur Vergangenheit...

Zu Hause hat man vor dieser Reise gewarnt. Sie hatten Angst, dass ich an der Erschütterung bei der Konfrontation

mit den früheren Stätten der Qual zerbrechen würde. Sie wollten nicht, dass ich dorthin fahre. Warum alte Wunden wieder aufreißen? Mit mir ist es aber anders. Ich fürchte mich nicht, ich laufe nicht vor den Erinnerungen davon. Ganz im Gegenteil – ich bemühe mich, sie weiterzugeben, im Gedächtnis der Menschen wachzuhalten. Ich wünsche mir, dass so viele Leute wie möglich all diese Tatsachen kennenlernen, um die ganze Wahrheit zu erfahren. Ich habe geschworen, nicht zu den früheren Vernichtungslagern zu fahren, wenn es mir schlecht geht. In meiner Seele wusste ich, dass diese Lager das Hauptziel meiner Reise sind – die Lager, die ich nun als freier Mensch aufsuchen würde. Mit diesem Entschluss im Herzen bin ich aufgebrochen.

Ich habe meinem Sohn gesagt, wenn mir etwas Schlimmes zustossen sollte, möchten sie nicht verzweifeln, es würde nur bedeuten, dass meine Eltern mich bei sich behalten wollten. Er ist erschrocken. Er verstummte plötzlich, dann flüsterte er: «Nein, dir wird nichts Schümmers zustossen – du wirst gesund und wohlbehalten zurückkehren.»

Ich werde Majdanek, Auschwitz und Treblinka sehen. In meinen Gedanken ist Treblinka immer die Hölle gewesen – nicht eine Station, zu welcher man fahren und von der aus man zurückkehren kann. Eine «Höllens-», eine «Todesstation» – und dennoch Wirklichkeit. Ich kann es mir nicht vorstellen. In ein paar Tagen werde ich mich davon überzeugen, wenn ich auf jener Erde stehen, sie berühren werde. Ich werde sie berühren, jene Erde, wie soll ich es ausdrücken, damit es nicht zu pathetisch und klischeehaft klingt, jene Erde, die mit der Asche meiner Verwandten, Angehörigen und Freunde aus dem Warschauer Ghetto übersät ist.

Nein, ich kann nicht die richtigen Worte finden. Es muss

anders sein, klarer, deutlicher, einfacher und stärker, so, wie ich es mir selbst sehe, wie ich in mir diese Station, diesen Namen sehe – Treblinka. Treblinka ist in mir und ich bin in Treblinka, obwohl es mir damals gelungen ist, den Waggons zu entgehen, obwohl sie mich nicht gefasst und dorthin geschleppt haben. Das, was mich mit diesem Ort verbindet, ist stärker und grösser als alles, was menschliche Worte ausdrücken. Ja, ich bin ein Geschöpf jener Zeit, jener Epoche. Dort bin ich aufgewachsen, dort hat sich mein Charakter, meine Persönlichkeit gebildet.

Ich habe schon gesagt, dass mich die Leute mit Furcht und Mitleid angesehen haben, als sie hörten, dass ich zu diesen Orten fahre. Als fürchteten sie sich vor dem Nachhall des Grauens, von dem man ihnen erzählt hat, oder davor, dass meine Nerven diese erneute Begegnung, wenngleich unter so veränderten Umständen, nicht verkraften würden. Oder vielleicht fürchteten sie sich allein vor dem Gedanken, dass diese Schrecken wirklich existierten und dass man nur dorthin fahren müsse, um den unwiderlegbaren Beweis dafür zu erhalten. Und die, die dort damals gequält wurden, fürchteten sich noch hundertmal mehr vor einer solch unmittelbaren, greifbaren Konfrontation.

Ich habe viel darüber nachgedacht. Wir sind eine Generation, die sich vor den eigenen Erinnerungen fürchtet, vor den Visionen, die sie unablässig verfolgen und quälen. Eine Generation, die vor sich selbst fliehen möchte, die das ersticken und aus sich herausreissen möchte, was sich nicht herausreissen lässt. Also gilt es, sich fernzuhalten von alledem, es nicht aus der Nähe zu betrachten, sich weit davon fortzubehalten, und sei es durch geographische, eine körperliche Entfernung.

Ich möchte endlich all die Orte sehen, aus denen ich im

Alter von 15 Jahren befreit wurde, und erfahren, wie ich sie jetzt mit den Augen einer 57 jährigen Frau, betrachten und darüber schreiben werde.

Was habe ich zu fürchten? Womit können mich die Erzählungen eines Fremdenführes in Majdanek und Auschwitz schrecken? Ich bin doch dort gewesen! Was kann man mir sagen, das ich noch nicht weiss? Es wäre mir lieber, an diesen Orten allein zu sein, sie allein zu sehen und zu hören. Und zu weinen oder zu schweigen.

Das Flugzeug «zittert» inzwischen immer stärker. Es fällt mir schwer, bei diesem Rütteln zu schreiben, ausserdem habe ich wohl auch alles beschrieben. Mir ist etwas unwohl. Wenn nur nicht dieses nervöse Herzklopfen beginnt, das mich manchmal heimsucht. Es ist eine merkwürdige Gesellschaft, die mich hier umgibt. Fetzen dümmlicher Gespräche dringen an mein Ohr. Gespräche, die lächerlich sind in ihrer Banalität. So sind sie, darüber denken sie nach, so reden sie. Schliesslich denkt ja nicht jeder an Treblinka...

Verschiedenerlei Artikel werden auf kleinen Wagen zum Verkauf angeboten: Zigarettten, Parfums, Wein – alles zollfrei. Günstig. Alle kaufen. Mir fehlt dazu die Geduld, ausserdem habe ich meine Koffer schon daheim gefüllt. Ich verspüre inzwischen eine gewisse Erschöpfung. Die schlaflose letzte Nacht und die anstrengende Arbeit der zurückliegenden Tage machen sich jetzt deutlich bemerkbar. Ich bin auf die Landung gespannt. Wer wird mich in Warschau erwarten? Wieviel Aufregung ist mit alledem verbunden!

Bei der Lektüre meiner Aufzeichnungen könnte man meinen, dass ich bei dem Gedanken, in wenigen Stunden in Warschau zu sein, überhaupt keine Rührung und Aufre-

gung verspüre. Aber jetzt ist noch nicht die Zeit, darüber zu schreiben. Schon seit mehr als einem Monat lebe ich mit dieser Aufregung. Seidem ich begonnen habe, die Reise zu planen, die Formalitäten zu erledigen und alle übrigen Vorbereitungen zu treffen.

Das Flugzeug senkt sich langsam. Mir wird schwindelig. Ich fühle mich unwohl, aber das wird vorübergehen. Ältere als ich halten es aus, also werde ich es auch ertragen. Aber meine Nerven... Es ist drei Uhr. Endlich beginnt die Landung in Warschau. Wie leicht wird es mir jetzt ums Herz! Eben habe ich noch gedacht, dass ich es nicht schaffen werde.

Bei der Landung in Rom hatte ich ein scheussliches Herzklopfen bekommen, Schwindel und Schmerzen. Ich nahm ein Beruhigungsmittel, doch es wurde mir immer schlechter, aber ich wollte es keinem sagen aus Angst, in irgendeinem römischen Krankenhaus zurückgelassen zu werden. Es dauerte eine Ewigkeit... Mir war so elend, und ich hatte solche Angst! Ich wünschte mir so, meinen Mann bei mir zu haben, der mir mit seinem sicheren, vertrauensvollen Lächeln sagen würde: «Du weißt doch, das ist nichts, das sind nur die Nerven...» Ich sagte mir das selber und stellte mir dabei vor, dass er neben mir säße und so zu mir spräche. Aber nichts half. Mein Herz hämmerte wild und eine solche Schwäche erfasste mich – ich fürchtete, mein Ziel nicht zu erreichen, vom Tod in diesen Namen, diesen Erinnerungen eingesogen zu werden. Ich sank immer tiefer hinein und fand keine Rettung. Das war schrecklich. Da erbot sich ein älterer Mann aus unserer Reisegruppe, mir die schwere Tasche zu tragen. Überraschend stellte sich heraus, dass er ein Nachbar aus meinem Haus war. Welch ein Zufall!

Wahrscheinlich war ich sehr bleich, und deshalb hatte er seine Hilfe angeboten. Ich schämte mich meiner Schwäche,

aber ich war wirklich ausserstande, mein Handgepäck aus dem Flugzeug zu tragen. Und da kam diese unerwartete Hilfe! Noch ein paar Stunden zuvor hatte ich mich über die Leute beklagt, die mir nicht passten, darüber, dass ich allein war und noch nicht einmal jemandem zulächeln konnte. Mein Zufallsbeschützer nahm mein Gepäck auch wieder, als wir in das Flugzeug nach Warschau stiegen, und mit zitternden Beinen und flatterndem Herzen schleppte ich mich hinter ihm her wie zum letzten Gericht. Der alte Herr setzte sich neben mich und sagte: «Wie konnte man dich denn fahren lassen, wenn du so krank bist!» Er selbst war achtzig Jahre alt. Beschämend, beschämend! Ich versicherte ihm, dass ich in der Lage sei zu reisen, dass ich völlig gesund sei und diese Schwäche gleich vorübergehen würde. Ich nahm noch eine Tablette und begann, mich leise «davonzumachen». Es tat mir leid, dass ich diesem guten Menschen die Laune verdarb, aber was sollte ich machen? Zum Glück war jetzt gutes Wetter. Die LOT-Maschine flog ruhig, ohne Rütteln und Hüpfen, es herrschte eine besänftigende Stille und eine Atmosphäre der Geborgenheit, die sich mir sogleich mitteilte. Ich trank ein Mineralwasser. Die Anspannung liess nach. Mein Herz hörte auf, zu «galoppieren». Ich fühlte mich wieder bei Kräften, als sei nichts gewesen.

Ich habe Warschau erreicht! Ich bin aufgelebt, wieder jung, voller Energie, Begeisterung und Kraft. Wir landen. In diesem Moment berühren die Räder des Flugzeugs polnischen Boden. Ich bin angekommen. Ich bin hier. Ich möchte es aus vollem Halse schreien.

Nein, ich weine nicht. Mir ist es so wohl! Jetzt bin völlig glücklich. Dort oben im Himmel wacht gewiss jemand über

mich und meine Träume – jetzt bin ich bereit, das zu glauben. Irgendeiner wacht dort über mich!

Man wird sehen, wie es weitergeht. Es muss wunderbar werden. Schon lange habe ich mich nicht mehr so gut gefühlt wie jetzt. Ich steige aus dem Flugzeug und gehe auf die Terrasse zu, wo die Abholenden ihre Gäste erwarten. Danusia im rosafarbenen Kleid winkt mir mit der Puppe in der einen Hand und einem Strauss Nelken in der anderen... Sieben Stunden ist sie von Rzeszow nach Warschau gefahren, um mich zu begrüßen, und danach hat sie noch lange gewartet, bis unser Flugzeug ankam und die Zollabfertigung zuende war.

12. Juni 1986

Schon zwei Tage in Warschau sind vergangen, doch es ist so unglaublich, so bekannt und vertraut, so fremd und so nah – und so fern.

Der Sächsische Garten (Ogród Saski), Krakówskie Przedmiescie, Nowy Swiat, Aleje Jerozolimskie, das Grab des unbekanntenen Soldaten – ein warmer Junitag und dunstige Helligkeit, Polen gehen über die Strassen, stehen an den Autobushaltestellen, führen Kinder spazieren, sprechen polnisch. Ich atme tief den Duft des Grüns, der Luft und der Erinnerungen ein.

Von allen Seiten umgeben mich Erinnerungen, sie begleiten fast jeden Schritt, jeden Gedanken, jede Empfindung, Tränen hängen an meinen Lidern, schnüren mir die Kehle zu. Aber hier, im Ogród Saski sind es andere Tränen, meine Warschauer Tränen.

Erfrischende Kühle, graue Gehsteige, dunkle Häuserwände, ein weisslicher Himmel und eine Sonne, die wärmt, aber nicht brennt. Genau so, wie ich es gewöhnt war, das Klima, in dem ich aufgewachsen bin. Ich bin hier. Ich bin immer hier gewesen. Hier ist mein Anfang, der meines Vaters, meines Grossvaters und Urgrossvaters. Hier lernte ich

laufen, sprechen, fühlen. Hier hätte ich so wie meine Grosseltern und Eltern mein Leben verbringen können. Jetzt, nach vierzig Jahren, stehe ich am frühen Morgen hier auf der Strasse, schaue umher – und weine. Das ist es. Das ist hier.

Hier haben sie mich an der Hand in den Park geführt, hier haben sie mit mir gespielt, mich gelehrt, mir Dinge erklärt. Dorthin sind wir vor einem plötzlichen Regenguss geflüchtet, durch diese Strassen zwischen den Mauern dieser Häuser. Das ist die Wahrheit. Auf diese Gehsteige und Pfade trete ich jetzt wieder. Allein – sie sind nicht mehr in diesen Häusern. Sie gehen nicht mehr über diese Wege, obwohl ich immer noch den Klang ihrer Schritte, ihrer Stimme, ihres Lachens höre... Unter diesem dunstigen, glanzlosen aber warmen Himmel fühle ich ihre Gegenwart. Stundenlang könnte ich so verharren. Sie neben mir fühlen wie damals. Ich kann nicht genug bekommen von dieser Empfindung, diesem Anblick aus den Jahren der Vertrautheit, hier im Gedränge der Polen, die nichts von meiner Existenz wissen, weder von «damals» noch von «heute».

Ich gehöre nicht zu ihnen, bin keine aus dieser Menge, keine der ihren. Und dennoch gehört dieser Nebel, die milde, nicht erhitzte Luft, dieses Grau der Mauern und Pflastersteine nicht weniger zu mir als zu ihnen, schon immer ist all das in mir gewesen. Das bin ich. Das ist kein Fieberwahn. Wer das leugnet, der lügt oder will so tun, als habe er vergessen und sehne sich nicht zurück. Deshalb wollen sicher die meisten von uns nicht wieder all diesem gegenüberstehen, es wiedersehen und spüren. Denn es schmerzt sehr. Mir tut es irgendwie gut, diesen Schmerz zu spüren, diese Tränen unter meinen Lidern, in meiner Kehle, auf meinen Wangen zu spüren. Sie sind für mich hiergeblieben, und ich bin in eine so weite Ferne gezogen, dass

ich zu einem ganz anderen Menschen geworden bin. Ein Mensch ohne Tränen, ohne Quellen, so oft ohne sich selbst... Aber für einen Augenblick bin ich zurückgekehrt. Ich bin wieder in Warschau. Ich bin bei mir, bei meinem wirklichen Ich, hier unter den Angehörigen, die nicht leben, an den Orten, wo ich mit ihnen zusammen war. Ich weine vor Erinnerung, vor Sehnsucht, die mich durchdringt, Tränen, die unordentlich und unbeherrscht hinabfließen.

«Ich bin in Warschau», sage ich zu mir selbst, «ich bin hier...» Nicht zu glauben, nicht zu fassen, wer ich eigentlich bin und was ich bis heute an anderen Orten getan habe. Und dennoch verstehe ich es hier und weiss es deutlicher als je. Das übrige wird mir heute in Treblinka klar werden... In ein paar Stunden in Treblinka.

Ich werde keine Kerzen anzünden, und ich werde nicht beten. Ich werde nicht vor Erinnerungen weglaufen. Von dieser Schuldigkeit werde ich mich nicht durch das Anzünden von Kerzen und das Murmeln eines Gebetes befreien. Ich werde mich nicht zu Gott flüchten. Zu Gott, dessen Nichtexistenz sich in eben diesem Grauen ein für allemal so klar und eindeutig bekundet hat.

13. Juni 1986

Sechs Uhr früh. In Lublin.

Ein leichter Sommerregen ist gefallen, jetzt beginnt die Sonne die wässrigen, grauen Wolken zu durchdringen. Welch eine Stille hier und so viel Grün! Das Zimmer ist kleiner als das im Hotel Europejski in Warschau, aber es ist hell und bequem. Die Luft ist kühl, sauber und erfrischend. Die Fältchen glätten sich davon, die Haut wird wieder weich und zart.

Das alte Lublin war schön, die Häuser im altertümlichen

Stil, jedes anders und eines origineller als das andere. Die Fahrt von Warschau nach Lublin hat viele Stunden gedauert, denn ich bin über Treblinka gefahren. Der Weg ist schön – Dörfer, kleine Städte, Wälder, Felder, Flüsse und Grün. Kleine Häuser, Kappelen, Kreuze. In den Ohren klang mir ein Lied aus meiner Kindheit: «Jad», «jad dzieci drog, siostrzyczka i brat» (Die Kinder fahren den Weg entlang, Schwesterchen und Bruder). Die gleiche Landschaft, die gleichen Namen der Orte. Bug, Wieprz. Saftige, üppiges Grün, Vielfalt der Landschaft. Solch eine Ruhe über allem. Das tut wohl, darauf zu schauen.

Es ist heiss, aber diese Junihitze erschöpft und ermattet nicht. Es ist nicht unsere schwere, feuchte Hitze und auch nicht die sengende Wüstenglut. Man «klebt» nicht und zerläuft nicht vor Schweiss. Man atmet frei und bewegt sich leicht. Aber was schreibe ich? Über welche unbedeutenden Dummheiten? Es fehlt noch, dass ich die verschiedenen lächerlichen Gespräche mit Polen wiedergebe, die mir begegnet sind, oder die Angebereien meiner Reisegefährten über unser Land – dass es das reichste und mächtigste sei mit der besten und stärksten Armee. Jeder von uns schwimme in Wohlstand und Überfluss – so prahlen sie wie die kleinen Kinder. Manchmal könnte ich mich für diese alten, ernsthaften Menschen schämen, die in ihrer Aufregung über das Wiedersehen mit dem altneuen Polen jedes Mass verlieren und jedem Dorflümmel beweisen wollen, welche Helden die «Giborim»¹ jetzt dort in ihrem fernen, legendären Israel sind.

Ich bekomme Fetzen solcher Gespräche mit, sehe die Hiesigen, denen vor Erstaunen der Mund offensteht, aber in meinem Kopf, vor meinen Augen und Ohren habe ich Treblinka. Nein, darüber kann ich vorerst nicht schreiben. Noch

nicht. Mein Kopf ist so voll davon, dass er einfach zu platzen droht. Und das heute, einen Tag nach dem Aufenthalt dort, mehr als gestern, als ich am Ort selber war. Gestern habe ich nur alles in mich hineingeschluckt, was die Steine und die mit grünem Gras und ihrer Asche bedeckte Erde sprachen.

Nun sind wir also in Lublin, wie ich schon geschrieben habe. Ich sitze im Bus, denn ich bin nicht mit den anderen gegengen, um das Museum zu besichtigen, das sich in dem schönen alten Schloss dort oben auf dem Hügel befindet. Ich bin nicht mitgegangen. Wir sind zusammen auf dem Weg nach Majdanek, und ich bin nicht in der Lage, die üblichen touristischen Unternehmungen mitzumachen, wenn ein solches Ziel vor mir liegt. Wie kann man Denkmäler besichtigen, wenn das Hauptziel der Reise Majdanek ist?

Mich ergreift ein Zittern beim blossen Klang dieses Namens, und Tränen steigen mir in die Augen. Vor einigen Minuten waren wir in der grossen alten Jeschiwa² - heute ist dort eine medizinische Hochschule untergebracht. Ich weiss nicht warum, aber die ganze Zeit war mir zum Weinen zumute, obwohl ich doch gar nicht religiös bin und es niemals war. Ich habe an die Chassiden gedacht, die hier einst studierten. Mir kam es vor, als sähe ich ihre Gesichter, ihre Hüte, als hörte ich ihre Stimmen, ihre Schritte, den Schrei und die Todesangst, als die deutschen Soldaten vor diesem schönen Gebäude vorfuhren, die Treppen hochstürmten und sie alle ergriffen, um sie umzubringen. Keiner von ihnen blieb übrig, kein einziger. Von so weit her sind wir an diesen Ort gekommen, nach so vielen Jahren, und haben uns auf die Stühle gesetzt in einem Saal, der einst der Gebetsraum war und in dem jetzt die Studenten ihre Vorlesungen hören. Wieder einmal, ich weiss nicht zum wie-

vielten Mal, muss ich mir klar machen, dass es sie nicht mehr gibt. Das ist ihr Jeschiwa-Palast, die Spuren von den abgerissenen Mesusot³ sind noch an den Türpfosten, Spuren, die davon zeugen, dass wir alle hier gelebt haben, wir und sie, und dass es das Land Polen gibt, diese Strasse, dieses schöne Gebäude, das sie errichtet haben, alles ist an seinem Ort geblieben und hat überdauert, aber ohne uns und ohne sie. Uns gibt es nicht mehr. Auch die Lebenden nicht. Wir sind heute zu anderen Menschen geworden.

Der Bus fährt los. Wir fahren nach Majdanek.

Ich fahre zu Mama. Gestern war ich bei meinem Vater. Gestern war ich eine Touristin in Treblinka, in wenigen Minuten werde ich Touristin in Majdanek sein. Der Reiseführer erklärt. Er informiert mit ruhiger Stimme über die Geschichte Lublins.

15. Juni 1986

Ich habe bis jetzt noch kein Wort über Majdanek geschrieben. Ich konnte es nicht, aber alles steht genau in mir aufgezeichnet. Dieser Besuch wird nie aus meinem Gedächtnis schwinden. Endlich war ich dort, habe geweint aus ganzem Herzen und für all die vergangenen Jahre. Noch nie in meinem Leben habe ich so geweint wie dort. Ich habe mich vor den Gaskammern auf den Boden gesetzt und geschrien, gebrüllt. Dann bin ich aufgestanden und gerade und aufrecht hineingegangen. Drinnen herrschte Dunkelheit und eine merkwürdige, dumpfe Luft. Dumpfheit und Schweigen des Todes, der hier gewütet hat und jetzt mit der Asche der Emordeten im Moder dieser Schwarzen Wände ruht, in dieser Leere, die erfüllt ist von der Last grenzenloser Qualen und dem Röcheln des Sterbens, das sie aufgesogen hat. Ich trat plötzlich und entschlossen hinein, so als begäbe ich

mich freiwillig, dem Leben zum Trotz und dem Tod und der Angst zum Spott in die Fänge des Grauens. Ich hatte keine Angst. Eine unbekannte Kraft, ein unbegreiflicher Drang trieb mich hinein. Energisch, fast zornig ging ich nacheinander in alle Baracken. Dunkel und leer war es darin. Wie im Grab. In einem offenen Grab, in dem der Tod hockt wie eine in der Ecke verborgene Spinne.

Immer wieder schlug ich heftig und laut mit meinen Absätzen auf den Holzboden, während ich immer tiefer in die Baracken hineinging, so als wollte ich jemanden aufwecken, diese Ödnis vertreiben, den Tod verhöhnen und verjagen, ihn auch aus dem «Damals» verjagen. Ich verspürte in mir eine solche Kraft, eine solche Macht meiner Freiheit, meines Lebens und meiner Verzweiflung, dass mir hier alles möglich erschien. Ich wollte dieses Grauen überwinden. Beweisen, dass ich existiere und lebe. Meine Schritte dröhnten auf dem Boden dieser düsteren, modrigen Baracken. Jene mussten sie hören, irgendwo dort im weiten Raum. Nach vierzig Jahren gehe ich wieder hierher. Hierher, über diesen Boden führten sie uns zur Folter. Es war die gleiche Erde, der gleiche Himmel hing über uns, als sie uns hierher schleiften und voneinander rissen. Heute weiss jeder, wie dieser Ort heisst: Majdanek. Damals kannte niemand diesen Namen, und im ersten Moment waren wir sogar glücklich, dass wir nicht ins Lager Treblinka gebracht worden waren, das im Ghetto schon einen schrecklichen Ruhm hatte... Jetzt weiss es jeder, aber dennoch kann sich keiner vorstellen, was wir fühlten, dachten und miteinander sprachen, als sie uns aus den vollgestopften Viehwaggons trieben, um uns hinter Stacheldraht zusammenzupferchen, zu quälen und zu morden. Das Herz bricht an all diesen Ge-

danken, Reflektionen und Erinnerungen und an der Sehnsucht nach denen, die mir an diesem Ort für immer entrissen wurden. Mir ist, als stehe ich jetzt mit ihnen hier. Meine Mutter, jung und trotz der unmenschlichen Erschöpfung immer noch schön, hüllt mich in ihren Wollmantel, lächelnd beruhigt sie mich, indem sie auf die Menschen in gestreifter Kleidung zeigt, die jenseits des Stacheldrahtes Schubkarren schieben. «Sie werden uns nicht töten», sagt sie, «wir sind jung und gesund, wir werden Feldarbeit verrichten und überleben, bis wir befreit werden...»

Mir ist, als sehe ich sie, als fühlte ich ihre Wärme unter dem Mantel, als umarmte ich sie. Sie ist hier, sie hat auf mich gewartet, hier an diesem Weg in Majdanek. Verzweiflung erfasst mich, ein Abgrund der Hilflosigkeit, so wie damals, und des Zorns darüber, dass ich hier gesund und lebendig stehe, und sie ist nicht mehr da, niemals mehr da sein wird. Ich lebe, bin frei, aber völlig machtlos gegenüber diesem Unglück, das sie über uns gebracht haben, genauso machtlos wie das kleine, gehetzte Mädchen, das ich damals war.

Ich weiss mir nicht zu helfen, ich weine aus vollem Hals, brülle, als würde mir die Haut bei lebendigem Leibe abgezogen, ohne Scheu, wie von Sinnen, bis ich keine Luft mehr bekomme.

Eine Gruppe kam vorbei, und ein Aufseher fragte mich: «Wen haben sie dir hier umgebracht, dass du so weinst?» Seine Stimme klang in meinen Ohren, als käme sie von einer anderen Welt, aus der Welt derer, die heute leben, während ich bei meiner Mutter war, die hier vergast wurde, und vielleicht bei meinem eigenen Tod... Was sollte ich ihm antworten? Sie gingen weiter, und ich blieb wieder allein mit meinen Gedanken.

Ich kann das alles nicht fassen. Ich will mich in keiner Weise damit abfinden. Ich will nur hier auf der Erde liegen

und durch meine Tränen hindurch schreien. Gut, dass kaum jemand mein Gesicht gesehen hat, das ich hinter meinem Händen verborgen habe. Dann stand ich plötzlich auf.

Ich ging in die Gaskammer, in der ich damals, fast vor einer Ewigkeit, eine Nacht lang eingesperrt gewesen war. (Ich kam am folgenden Morgen heil heraus, es hatte wohl an Gas gefehlt.) Die Leute lauschten gerade den üblichen, auf Statistiken beruhenden Erklärungen des Fremdenführers. Ich stellte mich dreist mitten in die Kammer, als gehöre sie mir allein, und begann zu erzählen, was hier gewesen war, woher und wie sie uns hierhin gebracht hatten. Ungebeten, ungefragt und ohne Erlaubnis fiel ich jemandem ins Wort, in seine Seele und sein Bewusstsein. Die Lava meines besinnungslosen Ausbruchs vorhin war zur Quelle der Worte geworden, die bisher von Tränen versiegelt gewesen waren. Alle weinten. Ich hörte sie schluchzen und ihre Nasen putzen, aber ich schaute niemanden an. Ich hatte nur das vor Augen, was ich lebhaft in höchster Erregung erzählte. Ich weinte nicht, ich sprach nicht verzweifelt. War das alles doch während jener schrecklichen Jahre damals und heute wieder, erst recht jetzt da ich hier in dieser Gaskammer stand, gewöhnlich und «natürlich» für mich. Ich erzählte nur. Aber es klang hier so, als seien alle, die damals bei mir waren, mit mir aufgestanden, um zu sprechen.

Morgen Auschwitz. Der nächste Sturm, der nächste Zusammenbruch, der nächste Stoss vulkanischer Lava.

Aber vorher noch Krakau, das elegante und schöne Hotel «Cracovia», die Tuchhallen, Volkskunst als Andenken für meine Verwandten und Freunde zu Hause, die Türme der

Marienkirche, das Wawelschloss, die Weichsel, die Legende vom Drachen, Besuche bei neuen polnischen Freunden, Gewitter und Regen mitten im Sommer, was ich schon so lange nicht mehr erlebt habe, denn bei uns gibt es so etwas nicht in dieser Jahreszeit. Der Zauber Krakaus, die traurigen, schmerzlichen Eindrücke meiner neuen Freunde, die ich auf dieser Reise gewonnen habe und die ich in dieser Stadt bei ihrem «Aufbruch in die Vergangenheit» begleitet habe.

«Hier haben wir gewohnt, das war meine Schule, das Gymnasium, dort wohnten meine Grosseltern...» Wir standen vor dem Gymnasium, als plötzlich ein Passant stehenblieb. Er hatte die Worte mitangehört, sprach uns bewegt an und fügte hinzu: «Im Krieg war hier die deutsche Polizei, die Gestapo...»

Im Haus der Grosseltern wollten die jetzigen Bewohner nicht die Türe öffnen und uns in die Wohnung lassen. «Wir kennen Sie nicht, wir wissen von nichts», wiesen sie uns durch die einen Spalt weit geöffnete Türe ab. Beim nächsten Versuch aber liessen sie sich überreden und empfingen uns sogar sehr freundlich. Begegnungen mit der Vergangenheit gehören nicht zu den leichten und angenehmen Dingen. Für niemanden.

Aber wie wohltuend und angenehm war es trotz allem, durch die Strassen Krakaus zu spazieren, auf polnisch zu plaudern, historische Stätten zu besuchen und das eigene, so wundersam gerettete Leben und die wiedergeschenkte Freiheit zu spüren. Für mich war es umso schöner, als ich diese Stadt in meiner Kindheit nie kennengelernt hatte. Während des Krieges war es den Juden ja ohnehin verboten gewesen zu reisen.

In Krakau war es mir irgendwie weniger wehmütig, und ich weinte nicht mehr so oft. Sehnsucht und Schmerz konzentrierten sich offenbar auf meine Heimatstadt Warschau

und die Vernichtungslager. Dort wurde alles in mir wieder mir ungeheurer Kraft wach, obwohl ich in Warschau niemanden zeigen konnte, dass hier unser Haus und dort meine Schule gewesen war... Davon ist keine Spur mehr geblieben. Es gibt nur noch die Strassennamen und die Erinnerungen, die damit verbunden sind, die Bilder in meiner Seele. An der Stelle des Umschlagplatzes ist jetzt ein Schulhof (vor dem Krieg befand sich dort auch eine Schule), und nichts mehr erinnert an diesen «Vorhof von Treblinka, an diese Eintrittshalle zu jener Welt... Nichts als eine mehrsprachige Erinnerungstafel mit einem Blumenkasten daneben. Ich nehme es niemandem übel. Ich selbst habe mich dort vor einem Ballnetz fotografieren lassen, ich, die zweimal auf dem Umschlagplatz gewesen war – und heute nach vierzig Jahren lebe ich noch, habe ein Zuhause, Kinder und Enkel... und ein Foto von einem freien Menschen auf diesem sonderbaren Schulhof, der so still an diesem Warschauer Sommersonntag daliegt.

Auf der Lesznostrasse – ein kleines Stück dieser einst sehr langen Strasse existiert noch – habe ich mich vor einem Schild mit der Aufschrift ENDE fotografieren lassen. Es ist ein Strassenschild, aber ich habe ihm eine andere Bedeutung gegeben: An dieser Stelle fand mein Weg durch die alten Strassen des Warschauer Ghettos ein Ende.

Die restliche Zeit verbrachte ich im Ogród Saski, auf der Marszałkowska, Hoza-, Polna- und Wiejskastrasse, die im Krieg nicht zerstört wurden. Hier konnte man träumen, dass alles noch so sei wie früher. Sogar Zigeuner waren da, die mich bedrängten, mir «wahrsagen, Karten legen» wollten, und als ich sie nicht loswerden konnte, sagte ich auf hebräisch, dass ich fremd sei und sie nicht verstehe. Das erwies

sich als sehr erfolgreich. Ebenso verhielt ich mich, wenn ich das Gefühl hatte, dass man mir böse Blicke zuwarf. Im Allgemeinen aber zeigte man sich uns gegenüber sehr freundlich, oft sogar gerührt. Von der Leitung in Majdanek wurde ich sehr herzlich begrüsst, man kannte mich von meiner Kassette, auf der ich meine Erlebnisse in diesem Lager festgehalten habe, und auch in Auschwitz, wo ich meine Erzählung auf Tonband sprach.

In Kazimierz hatten wir einen ausserplanmässigen Aufenthalt, daher gab es Schwierigkeiten, für die ganze Gruppe ein Mittagessen zu organisieren. Jemand wies uns zu einem privaten, malerisch gelegenen Haus, in dem «Hausmahlzeiten» serviert wurden. Ein älterer, barscher Mann von ungepflegtem Äusseren empfing uns, er redete viel, war besserwisserisch, ja sogar verletzend. Das Mittagessen, das er zubereitete, war ausgezeichnet, und in seinem Haus gab es einiges zu bewundern: Antike Möbel, schöne, kostbare Bilder.

Als wir wieder in der Stadt waren, fragte jemand, ob es in Kazimierz noch Juden gebe. Ja, antworteten die Gefragten, eben jener, der die «Hausmahlzeiten» anbiete, sei ein Jude... Wer hätte das gedacht?!

Dann wieder Krakau. Das Zimmermädchen entdeckte «Grüne»⁵ in meinem geöffneten Portemonnaie und rief: «Oh, was für hübsche Geldscheine haben Sie!» Offensichtlich sind «Grüne» ausnahmslos auf der ganzen Welt beliebt.

Nun, und dann wieder... Auschwitz.

17. Juni 1986

Ich wäre gerne wieder zu Hause, aber ich muss hier noch aushalten. Ich möchte es, ohne zu wissen, warum. Ich sehne mich danach, allein zu sein. Fern von dem Rest der Gruppe, um nicht die gleichgültigen Erklärungen der Fremdenfüh-

rer mit anhören zu müssen. Für mich ist das alles eine schreckliche, gewaltige Ahnung von Leben und Tod oder auch von meiner ewigen Liebe und Sehnsucht. Ich möchte dabei keine Zeugen oder Begleiter. Ich begreife mich selbst nicht mehr.

Morgen Auschwitz. Meine Schwägerin Heia, ich, sie alle. Wie werde ich es ertragen? Ich bin doch ein Mensch. Ein Mensch. So gross und doch so winzig klein. Morgen werde ich durch das Tor dieses Wahnsinns gehen – als erwachsener, freier Mensch. Ich fahre nach Auschwitz, wo ich auf gewisse Weise für immer geblieben bin. Ich brauchte nicht hierher zu kommen, um mich davon zu überzeugen. Aber dennoch – an Ort und Stelle des früheren Lagers muss es noch einen anderen Geschmack von alledem geben. Schon heute verliere ich beim blossen Gedanken daran die Ruhe. Gewiss wird Auschwitz morgen tief in meine Persönlichkeit eindringen, die damals so stark von diesem Ort geprägt worden ist. Aber was hat das schon zu bedeuten – wen geht das überhaupt etwas an? Es ist nichts als die Feststellung einer einzigen, kleinen Tatsache. Einer auf ihre Weise schrecklichen Tatsache. Aber vielleicht ist das nur eine Vermutung? Wer weiss, was sein wird, wie es sein wird in ein paar Stunden.

Was wusste ich damals, als sie Heia und mich in den Viehwaggons aus Majdanek wegbrachten? Konnte ich mir etwas Derartiges vorstellen?

Frei, befreit, oder wie immer man es nennen mag... Heute bin ich Touristin an den Gräbern, nachdem ich den Fängen der Hölle entronnen bin. Ich weiss, dass das ein Glück und ein Wunder ist. Aber ein Glück, das in ewigen Tränen und Schreckensträumen ertrinkt.

Ich schäme mich schon der Häufigkeit, mit der ich das Wort «Tränen» wiederhole. Hysterie, wird man sagen, Mangel an

Kontrolle über die Gefühle, eine Unbeherrschtheit, die erniedrigendes Mitleid weckt. Warum sich dem Leiden immer weiter so hingeben? Warum immer wieder neue Wunden aufreissen? Und wie soll man diese Tränen zurückhalten? Vielleicht erstarren die Tränen von selbst, so wie in Treblinka? Dort habe ich überhaupt nicht geweint. Ich ging über das grüne Gras, zwischen den Stein umher. Ich lief von einem Stein zum anderen, von einem Hügelchen zum nächsten – und nichts geschah. Ich war ein Stein mehr auf diesem weiten, tauben Feld, das von grünen Bäumen gesäumt ist. Ich ging umher, fotografierte die Steine und Bäume, das Gras, die Gedenktafeln. Ich wollte fotografieren und sogar die Luft, die über allem lag, für immer festhalten.

Ich wühlte mich in jede Scholle dieser Erde, in jedes Rascheln dieser Erde. Hier war jede Spur meiner Angehörigen verschwunden. In dieser Stille, unter diesen Steinen, in dieser Erde unter grünem Gras.

Ich bin auf sie getreten. Ich bin über ihre Asche gegangen. Mir blieb nichts anderes übrig. Die ganze Erde in Treblinka besteht aus ihrem Staub und ihrer Asche, ihren Qualen, Schreien, ihrem Sterben. Ich war damals nicht hier – aber ich weiss es. Ich weiss es gut. Und jetzt betrachte ich diese Steine, die Gräser und Bäume, um ihre letzten Gedanken zu entziffern, ihre letzten Worte, wenn sie ein letztes Mal ihre Kinder, Frauen, Männer und Brüder umarmten, bevor sie völlig nackt in die Gaskammern getrieben wurden. Ich erinnere mich an ihre schreckliche Angst, die das Blut in den Adern gefrieren liess, die Angst vor der Deportation nach Treblinka, davor, ergriffen und in die Waggons nach Treblinka gepfercht zu werden. Ich erinnere mich daran, wie sie versuchten, Verstecke zu finden, wie sie unter-

irdische Höhlen aushoben, um sich zu verstecken und sich zu retten.

Jetzt bin ich hier. Ich habe mir nie vorstellen können, dass dieser Ort wirklich existiert. Er erschien mir immer als eine Legende, ein Ort, den es nur im Reich des Todes gab, zu dem die Sterblichen keinen Zutritt haben. In meiner Vorstellung war Treblinka keine Eisenbahnstation, kein irdischer Ort. Aber jetzt ist es alles zugänglich und so normal.

Noch immer Treblinka.

Wir streifen zwischen den steinernen Schwellen umher. Eine Frau bückt sich und ruft aufgeregt ihrem Mann zu: «Schau mal, ein Pilz, hier wachsen Pilze!» Ein Pilzekenner warnt sie, sie soll ihn nicht pflücken: «Die sind nicht essbar!»

Vielleicht sollte man ein Schild aufstellen: «Achtung, die Pilze in Treblinka sind vergiftet (oder giftig)» Die bitteren, nagendem Gedanken verlassen mich nicht. Wie kann man sich für Pilze interessieren, die nach einem Sommerregen in Treblinka aus dem Boden gekommen sind? Sie waren wohl im Krieg nicht hier in diesem Land. Nein, die Frau ist keine Polin, ihr Mann ist aus Polen, deshalb kennt er sich aus – mit Pilzen. Er ist nicht der Einzige. Nicht weit entfernt bleibt noch ein Paar stehen. Der Mann erklärt wieder, dass diese Pilze nicht essbar sind – diesmal wird das Gespräch auf deutsch geführt.

Die Zeit deckt die Tiefe und Bedeutung der unsichtbaren Gräften zu, Helligkeit und wunderbares Grün werfen täuschenden Zauber darüber, so dass es scheint, als sei es ein Platz wie jeder andere unter der Sonne.

Ich gehe allein zwischen diesen steinernen Schwellen, in meine eigenen Gedanken versunken. Mir ist es, als streife

ich ihre und meine eigene Ewigkeit, so fern von allen Angehörigen und Freunden der Gegenwart und von dem ganzen Leben, das ich seit Jahren führe. So, als gehöre ich ganz und gar zu diesen Schreckensorten, die so wirklich sind in diesem Augenblick.

Aus dem Dickicht der Bäume ertönt ein Kuckucksruf – «Kuckuck – Kuckuck». Der Laut bricht die Stille und bringt mich wieder ins Land der Lebenden zurück, reisst mich fort von den Toten, wenngleich ich immer noch über der Erde schreite, auf der ihre Asche verstreut ist.

Meine Gedankne führen mich heim zu meinem kleinen Enkel in Israel. Vor meiner Abreise hat er mich gebeten, ihm aus Polen eine Kuckucksuhr mitzubringen. Und jetzt hier Treblinka – nur ein Wunder bewahrte mich vor diesem Schicksal – ein echter Kuckuck! Auch ich hätte hier mit all meinen Verwandten und Hunderttausenden Warschauer Juden vernichtet werden sollen. Es fällt mir schwer, die Grenze zu finden zwischen dem Tod, den zu erkunden und auszuloten, ich nach vierzig Jahren hierhergekommen bin, und dem Leben, das weitergeht. Gewiss wird das für meine Enkelkinder noch schwerer werden.

Einen Teil dieser Aufzeichnungen schreibe ich schon im Bus nach Auschwitz. Wir sind fast da. Ich kann nicht sprechen, ich kann keine menschliche Stimme hören. Das Gepolter ringsum treibt mich fast zum Wahnsinn. Wir sind an einem Friedhof vorbeigekommen, und gleich war es mir besser. Offenbar brauche ich die Nähe des Todes. Und wieder – habe ich keine Tränen. Ein Stein, wie damals. Ein unerklärliches Grauen schnürt mir die Brust ein, saugt an meinem Herzen. Angst.

Wovor jetzt? Nicht vor dem Tod – vor etwas, das noch schlimmer, noch grösser ist.

Wieder schreibe ich Dummheiten. Die Reiseleiterin erklärt, wie breit und tief die Weichsel an dieser Stelle ist. Sie spricht ruhig, melodisch. Bin ich verrückt – oder ist sie aus Stein? Die letzten Meter bis zur Ankunft dauern Ewigkeiten.

Jetzt bin ich 56 Jahre alt, damals war ich 13. Aber mir ist, als sei ich jetzt diese hilflose, verstörte Kindergreisin. Solche Fieberwirren erfüllen meinen Kopf. Was soll ich tun? Wie soll ich mir Raum finden für all diese Vergangenheit und die Gegenwart zusammen? Ich kann auch keine normale Touristin sein, die sich von Reiseleitern durch die Vernichtungslager führen lässt, in denen ich selbst so viele Jahre gequält wurde und wo ich tausend Tode gestorben bin. Und ich war damals nicht allein, es geht nicht nur um mein Leben und mein Leiden.

Wir steigen aus. Ich gehe voran. Ich möchte es sehen, mich davon überzeugen, dass es wahr ist, dass ich hier einstmals eine elende jüdische Gefangene gewesen bin, von Vornherein durch meine Herkunft und die Tatsache, dass ich als Kind selbst für die Zwangsarbeit unbrauchbar war, zum Tode verurteilt. Ich erkenne das Lagertor, die Baracken wieder. Ich erkläre dem Reiseleiter, dass ich das kenne, dass ich genau hier gewesen bin, aber er leugnet beharrlich: «Nein, nein, das hier ist Auschwitz, und du bist in Birkenau gewesen...»

Aber ich bin doch jeden Tag hierher zur Arbeit gegangen, nach Kanada, wo die Sachen sortiert wurden, die die Ermordeten hinterlassen hatten.

Der Fremdenführer ist erstaunt. «Ja, wir sind hier wirklich bei den Baracken von Kanada», gibt er leise zu. Ich habe es gespürt, nach all diesen Jahren, wie mit dem In-

stinkt eines Tieres. Ich war angespannt, irgendwie erregt. Ich war nicht imstande zu «besichtigen». Ich bat den Reiseleiter, mich ins Archiv zur Leitung zu führen. Ich spürte, dass ich ihnen etwas erzählen, etwas mitteilen musste, was sie nicht wussten – sie konnten ja nicht all diese Einzelheiten kennen, die ich weiss und noch genau im Gedächtnis habe.

Wir betraten einen der ehemaligen Häftlingsblocks. Als freie Menschen in Auschwitz. Wie im Märchen. Der Reiseleiter stellte mich vor, das übrige erklärte ich selbst. Ich wollte reden, erzählen. Ich dachte, ich würde es schaffen, ich sei stark und beherrscht genug. Seit Jahren erzähle ich doch Jugendlichen von dieser Zeit, ohne jemals die geringsten Schwierigkeiten zu haben. Zuerst hörte mich der Leiter der historischen Abteilung an, dann rief er rasch Helena, die für das Archiv der Kinderabteilung im Lager zuständig war. Beide waren erstaunt und gebannt von meinem unerwarteten und heftigen Auftreten. Sie verhielten sich sogar in gewisser Weise reserviert mir gegenüber, vielleicht wollten sie sich damit vor meiner Aufgewühltheit und Erregung schützen. Meine Beharrlichkeit aber überzeugte sie und hielt sie wider Willen fest. Ich schlug vor, etwas aus meinen kurzen Aufzeichnungen über meinen Aufenthalt in Auschwitz vorzulesen. Jetzt wollten sie nicht mehr fortgehen oder mich loswerden.

Helena fragte, ob sie ein Tonband bringen könne. Nun war sie fieberhaft aufgeregt. Auch der Leiter hatte seine Ruhe und Reserviertheit verloren. Die Zeit drängte. Sie wollten so viel wie möglich von mir hören. Plötzlich wurde alles lebendig, mächtig, hörte auf, nur noch Statistik, nur noch Geschichte zu sein.

Überraschend für mich selbst versagte plötzlich meine Stimme. Hier war ich wieder in einer solchen Auschwitz-

Baracke, draussen vor dem Fenster starrten Reihen dieser Baracken. Ich sah mich damals und heute. Das überstieg meine Kräfte, wie sich jetzt zeigte. Ich stockte, ein Krampf ergriff meine Kehle und liess keinen Laut mehr herauskommen. Hilflos schluckte ich die Tränen. So etwas war mir noch nie passiert. Ich biss mir auf die Lippen. Hier nahm alles etwas so Wirkliches, so Gewaltiges an! Hier war diese Hölle gewesen, hier hatte sie sich abgespielt, zwischen diesen roten Ziegelbaracken, die mich durch das Fenster des Büros anblickten. Ich bin hier zwei Personen zugleich: die aus dem Lager, und diejenige, die nach vierzig Jahren übers Meer gekommen ist, älter und anders als die erste, aber erfüllt von deren Schicksal und der Last der Erfahrungen. Selbst jetzt, da ich eine Woche später darüber schreibe, kann ich mich kaum davon abhalten, das Heft von mir zu werfen und mich weinend auf das Bett fallen zu lassen. Das hübsche, angenehme Zimmer und das wunderbar weiche Bett im Hause von Henka und Ali, meine besorgten, neuen Freunde hier in Krakau, können diesen Schmerz nicht lindern.

Ich sprach zuerst meine Reiseaufzeichnungen auf Tonband, dann kehrte ich zum Anfang meiner Geschichte zurück, zur Vergangenheit. Ich war wieder völlig beherrscht. Sie hatten aufgehört, mir Fragen zu stellen. Wie konnten sie auch fragen nach diesen Einzelheiten des «alltäglichen Lebens» im Todeslager? Diese Dinge waren ihnen neu und völlig unbekannt, obwohl sie doch andauernd mit unzähligen Dokumenten befasst waren. In äusserster Konzentration sassen sie neben mir, schockiert und erdrückt von der Gewalt dieser Leiden, dieses Grauens und menschlichen Schmerzes.

Ich bemühte mich, sie nicht anzuschauen, nicht die Tränen zu sehen, die ihnen über die Wangen flossen, Tränen,

die mir peinlich waren. Sie wischten sie verstohlen ab, denn sie waren hinderlich bei den Aufzeichnungen. Wir verstanden uns jetzt so gut und waren uns so nah, als seien wir seit vielen Jahren miteinander bekannt.

Durch das Fenster sah man hinaus ins Grüne und auf die Besuchergruppen aus den verschiedenen Ländern und polnischen Städten. Die Menschen besuchen dieses Lager wie viele andere historische Städte, lauschen den ernüchternden Erläuterungen der Führer, die für mich so banal klingen, obwohl darin immer wieder Worte wie «schrecklich, entsetzlich, grausam» fallen. Nur Worte, nichts als Worte, die irgendwie leer sind. Aber wie sollte es auch anders sein. Die Fremdenführer sind junge Menschen. Berierig haben sie meine Worte in sich aufgenommen. Manchmal, wie in böser Absicht, geriet ich ins Stocken, weil ich die Tränen zurückhalten musste. Ein ums andere Mal unterbrach ein Schluchzen meine Worte, aber zum Glück immer nur kurz. Ich versuchte, die Tränen so schnell wie möglich hinunterzuschlucken, aber sie alle lauschten geduldig, als vertrauten sie auf unerschöpfliche Kräfte bei mir. Sie erlebten jetzt alles, was ich im Lager erlitten hatte, mit. Nach einer Stunde, vielleicht noch später, hielt ich inne. Ich unterbrach meine Erzählung. Ich wollte mich wieder meiner Gruppe anschliessen, mich im Lager umsehen, in die Baracken gehen. Sie sprangen auf, bereit mir jeden Wunsch und jede Bitte zu erfüllen. Sogleich begannen sie, herumzutelefonieren, um meine Reisebegleiter ausfindig zu machen. Es war nicht schwer. Helena kam mit mir. In einer Baracke holten wir die Gruppe ein. Eine junge polnische Führerin erklärte mit zartem Sümmechen, unter welchen Bedingungen hier die Menschen eingesperrt gewesen waren. Ich schaute sie an, diese mir nur allzu be-

kannten Kojen, die jetzt so dunkel und leer waren. Ihr Anblick ist zusammen mit allem, was sich auf ihnen abspielte, für immer in mein Gedächtnis eingebrannt. Und wieder ist es so schwer, die Gegenwart mit der Vergangenheit zu verbinden, die Erinnerungen mit der Wirklichkeit.

Nein, ich werde jetzt nicht anfangen zu beschreiben, woran ich mich erinnere, was ich hier vor meinen Augen hatte. Aber nur einen kleinen, bekannten Umstand, von dem heute jeder weiss: den Appell im Lager. Wissen denn die Leute wirklich, was das war – Appell in Auschwitz? Als ich nach der Abfahrt meiner Gruppe zu Helena und dem Leiter des Archivs zurückkehrte, berichtete ich ihnen von meinen Zweifeln. (Ich musste natürlich noch einige Stunden in Auschwitz bleiben, um die Aufzeichnungen meiner Erzählung zu beenden.) Ich erklärte ihnen kurz und knapp diese scheinbar so bekannte Sache. Sie baten mich, dies doch unbedingt in den Tonbandaufzeichnungen zu wiederholen.

Appell. Appell im Lager. Keine Selektion, kein Transport ins Gas oder eine andere Art des Todes. Gellende Pfiffe dringen in alle Winkel des Lagers und in die Seelen der Menschen. Über tausend Frauen, die in eine Baracke gepfercht sind, drängen sich an der Tür, um rechtzeitig antreten zu können und keine Prügel zu bekommen. Jede Reihe muss gerade stehen, eine neben der anderen, eine Armlänge voneinander entfernt, höchstens fünf Frauen in einer Reihe. Bei der panischen Flucht auf den Hof geraten immer mehr als fünf in eine Reihe. Man muss sich schnell umstellen, an eine andere Stelle rücken, aber niemand will den Platz verlassen, auf dem er zufällig steht – ein Platzwechsel kann sich plötzlich als so entscheidend für viele Dinge erweisen,

ja selbst als ausschlaggebend für Leben oder Tod. Niemand will in der ersten oder letzten Reihe stehen, denn da ist es kalt, und wenn die Aufseherinnen oder Blockältesten vorbeigegangen sind, kann man sich dort nicht an den anderen Frauen wärmen, vor, neben oder hinter denen man steht. Man weiss nie, welche Reihe zu den besseren Arbeiten eingeteilt wird und welche zu den Arbeiten, von denen man nie zurückkehrt. Ganz zu schweigen davon, dass plötzlich eine Selektion stattfinden kann, bei der einfach jede Zehnte ins Gas geschickt wird. Viele Frauen haben hier eine Schwester oder eine enge Freundin, neben der sie um jeden Preis stehen wollen, um sich gegenseitig zu verteidigen, zu wärmen, zu helfen, um gemeinsam zu derselben Arbeit gehen zu können und gemeinsam einen nicht durchgeschnittenen Brotlaib zu bekommen und nicht durch ungerecht geteilte Brotportionen benachteiligt zu werden. Keine tritt ihren Platz ab, keine lässt sich beiseiteschieben, bis die Aufseherin mit Peitschenhieben und Flüchen den Streit um den Platz beim Früh- oder Abendappell entscheidet. Wer kann sich die Macht und Bedeutung dieser brennenden Probleme des alltäglichen Lagerlebens vorstellen und sie verstehen, diese Probleme, die mit dem üblichen Durchzählen der Gefangenen, vielleicht sogar mit der Verschickung in ein anderes Lager, in eine andere, vielleicht noch schrecklichere Baracke (es gab hier keine Grenzen des Schrecklichen) oder schliesslich – durch den Schornstein des Krematoriums – in die jenseitige Welt verbunden waren. In der ersten und der letzten Reihe war man permanent unter der Beobachtung der Aufseherinnen und ihrer Gehilfinnen, die prügeln – zur Strafe für Schwäche, Blässe, schlechte Kleidung und was nicht sonst alles noch. In den inneren Reihen war es wärmer und sicherer, obwohl es manchmal auch besser war,

am Rand zu stehen, weil man dann schneller auf den Kessel mit den Essen zustürzen konnte und eher die Brotportion bekam, die man kaum erwarten konnte. Wieviel Konflikte und Kämpfe brachte ein einziger solcher Appell mit sich! Meine Gruppe war nach Warschau zurückgekehrt – ich blieb in Auschwitz. Helena schaltete den Apparat ein, wechselte das Band – es war schon das vierte – und ich setzte meinen Bericht mit allen Einzelheiten fort, ohne auf die Tränen zu achten, die ihr ständig über die Wangen strömten.

Ich fühlte, dass meine Kräfte mich verliessen, schnell, rasend schnell begann mein Herz zu schlagen. Mir war es peinlich zu sagen, dass mir nicht gut war. Trotzdem musste ich unterbrechen. Ich fürchtete, in Ohnmacht zu fallen. Ich entschuldigte mich, bat, das Tonband abzuschalten. Helena brachte mir einen Tee und schlug vor, ein wenig nach draussen zu gehen. Sie war um mich besorgt, aber wollte sehr gerne, dass ich die Geschichte zu Ende führte. «Wann werden Sie denn noch ein zweites Mal kommen, wann wird sich noch einmal eine solche Gelegenheit ergeben?» Sie hatte recht, aber ich konnte einfach nicht mehr. Und es war auch schon spät am Nachmittag. Fast alle Angestellten hatten schon ihre Büros und das Gelände verlassen. Alle Zimmer waren abgeschlossen. Wir waren fast ganz allein.

Wir gingen hinaus auf den Hof: Reihen leerer Baracken in der rötlichen Nachmittagssonne. Die Gebäude und Baracken des SS-Stabs, der das Lager beherrscht hatte. Und eine so unbeschreibliche Stille in dem heutigen Auschwitz beschreiben? Die Stille des Todes und der Qualen, diese Stille, vernommen nach vierzig Jahren. Ich legte mich auf ein niedriges Mäuerchen an der Treppe einer Baracke. Ich streckte mich bequem auf dem Rücken aus, fühlte meinen

unregelmässigen Pulsschlag und machte mir bewusst, dass ich mich in Auschwitz befand – als freier und wirklich geachteter Mensch.

Die pflichtbewusste junge Frau, Leiterin der Dokumentationsabteilung, die sich mit den hier im Lager inhaftierten Kindern befasste, sass zu meinen Füßen und wartete darauf, dass ich mich beruhigte und wieder zu Kräften kam. Rings um uns hohe Bäume in dichtem, saftigem Grün. Vogelgezwitscher. Das Paradies in der Hölle. Ausflügler, hier und da Gesang, ein Stand mit Andenken.... Hätte ich mir damals ausmalen können, jemals als Touristin hierher zu kommen, mich frei zwischen Baracken der Lagerleitung und auf der Lagerstrasse – die nur den deutschen «Übermenschen»⁴ vorbehalten gewesen war – zu bewegen, ohne dafür auf der Stelle getötet zu werden? Mich hier in der untergehenden Sonne auf der Treppe einer ihrer Baracken zu wärmen? Dennoch verspürte ich das Grauen jener Tage in mir, es drang durch die Ruhe und Wärme und die sanfte Stille des heutigen Tages hindurch. Es durchdrang durch das Grün jedes Sandkörnchens auf diesem Gelände. Helena sagt, dass frühere Gefangene ihr erzählt haben, dass damals kein Gräschen in Auschwitz wuchs und es kein einziges Vögelchen gab. Und jetzt ist so viel davon da... Ja, das stimmt. Leben und Ruhe sind hierher zurückgekehrt.

Freie Menschen treten hier ein, keine gehetzten und gequälten, zur Vergasung bestimmten Scharen, vor allem Juden, aber auch andere. Von nah und fern kommen sie hierher, um Blumen niederzulegen, Kerzen anzuzünden, zu beten – sich davon zu überzeugen, dass diese Furchtbarkeit wirklich stattgefunden hat, wirklich existiert hat. Manche stimmen sogar in ganzen Gruppen Gottes Lob an – aber da-

bei vergessen sie wohl, dass dieser Ort das Symbol für den Sieg des Teufels ist. Die Hauptsache aber ist, dass sie kommen. Dass sie nicht vergessen.

Die Schwäche und das Unwohlsein gehen vorüber. Jetzt ist mir wieder gut. Plötzlich kommt mir der Gedanke, dass ich nicht mehr zu diesen Erinnerungen zurückkehren werde, es ist genug, das ständige Erzählen und die damit verbundene Erregtheit und Aufgewühltheit zerstören meine Gesundheit. Wieviel, wie lange kann man das? Ich sprach meinen Gedanken laut aus. Helena fuhr auf, zutiefst getroffen: «Aber bitte, das ist doch nur eine vorübergehende Schwäche, die gleich wieder vergangen ist. Sie müssen doch weitererzählen, die Menschen heute wissen doch nichts!» Sie sah mich fast flehend an.

Genauso war es in Treblinka. Ein junges Mädchen sitzt dort in dem Kiosk mit Andenken, sie ist gleichzeitig Fremdenführerin, und wenn die Besuchergruppen fort sind, bleibt sie mit den Geistern und Gesichtern der Vergangenheit allein zurück. Als ich sie fragte, ob sie keine Angst habe, sagte sie: «Aber ich muss doch hier sein! Die Leute müssen doch wissen, was hier war, das darf man doch nie vergessen!»

Die Zeit vergeht so erbarmungslos schnell. Ich muss mich beeilen, den Zug zu erreichen, der mich zurückbringen soll. Ich reisse mich zusammen und kehre mit Heia in ihr Büro zurück. Ich sprach jetzt ein wenig langsamer, ein wenig leiser – aber ich hielt durch bis zum Schluss. Dann begann die quälende Hetze, um den Zug nach Krakau noch zu erreichen. In 6 Minuten sollte er abfahren. Helena liess ihren Mann kommen. Wir rannten aus den tot-lebendigen Baracken dieses Höllenmuseums. Es war nicht einmal Zeit

für ein paar Gedanken oder Tränen. Vier Minuten vor Abfahrt des Zuges stieg ich in den Waggon.

So verließ ich zum zweiten Mal in meinem Leben Auschwitz. Ohne Tränen ... obwohl sie mir in der Kehle stecken. Sie sind in meiner – scheinbar ruhigen und klangvollen – Stimme auf dem Tonband in der historischen Abteilung von Auschwitz geblieben.

Auf dem Rückweg

23. Juni 1986

Nach der Abfahrt aus Auschwitz habe ich überhaupt nicht mehr geschrieben. Ich war einfach mit anderen Dingen, vielleicht mit der Rückkehr zum Leben, beschäftigt. Die Ausflüge nahmen mich in Anspruch – diesmal waren es richtige Ausflüge, nicht solche, die in die Vergangenheit führten, sondern freudige Begegnungen mit Freunden in Rzeszow, die ich nur aus einer langjährigen Korrespondenz kannte, die durch mein 1967 in Polen erschienenes Buch entstanden war.

Ich ass in einem berühmten Restaurant in Krakau (der Abschiedsabend), war dann sieben Stunden mit dem Zug von Rzeszow nach Warschau unterwegs und unterhielt mich die ganze Nacht dieser Fahrt einem Freund, der mich begleitete, dem Buchbindekünstler R. Ziembra. Ich fand kaum Schlaf in diesen Tagen und überhaupt wenig während des ganzen Aufenthaltes in Polen. Ich schlief drei Stunden jede Nacht, kein bisschen mehr, als sei eine Uhr in mir gestellt.

Die letzten drei Tage verbrachte ich in meinem Warschau. Ich war auf dem alten jüdischen Friedhof an der Okopowastrasse, in der Nazykow Synagoge, im Jüdischen Theater sah ich das Stück «Der Traum von Goldfaden», in dem polnische Schauspieler mit einer fast schockierenden und zu Tränen bewegenden Echtheit Jiddisch sprechen und ein jü-

disches Repertoire bieten. All diese Teile jüdischer Kultur und Folklore, im Strom des stürmischen Lebens in Polen während der Jahrhunderte entstanden – die jetzt hier ohne Juden sind. Wie sehr das schmerzte!

Auch ein polnisches Theater haben wir besucht, eine gute englische Komödie mit dem Titel «Wie sie sich lieben» wurde gespielt. Es gab viel Gelächter, doch ich konnte mich nicht freimachen von den immer wieder aufsteigenden Erinnerungen an die Besuche in Treblinka und Majdanek. Immer wieder ging mir die Frage durch den Kopf, was wohl mit mir wäre, wenn jetzt plötzlich ein deutscher Polizist in diesen Saal, in dem sass, einträte – so wie damals. Ich konnte mich dieser Gedanken und Vergleiche nicht erwehren.

Ich habe den Lazienki-Park besucht, das Belweder, Wilanow und Praga, das alte Warschauer Praga. Elf Tage, in denen ich verzig Jahre noch einmal erlebt habe – sie sind vergangen wie ein Augenblick!

Und jetzt schreibe ich schon seit zwei Stunden im Flugzeug, auf dem Heimweg. Ich habe eine Fülle von Eindrücken in mir, aber eine verführerische Schwäche und Schläfrigkeit hüllt mich ein. Ich vertrage das Fliegen schlecht, oder ich bin einfach übermüdet. In Polen wachte ich immer um 4 Uhr in der Frühe auf und konnte dann keinen Schlaf mehr finden, ging dabei immer spät nachts ins Bett. Ich fliege jetzt nach Hause, doch in meinem Kopf und meinem Herzen habe ich noch die frischen Eindrücke von Polen, vor allem von Warschau. Immer wieder steigt in mir ein stummes Schluchzen auf. Ich sehne mich nach jenen Warschauer Strassen, nach diesem Etwas meiner Selbst, das ich dort zurückgelassen habe und das ich niemals wiederfinden werde, obwohl ich mein eigenes Zuhause und meine eigene

Familie habe. Obwohl sie dort voller Ungeduld und Unruhe auf mich warten.

Ich fürchte mich vor ihren Fragen: «Nun, wie war's in Polen, wie hast du die Zeit verbracht?» Ich fürchte mich davor, anstatt mit Freude und Begeisterung zu antworten – in ein beschämendes Weinen auszubrechen.

Immer noch sehne ich mich danach, allein zu sein, meiner Kindheit und den Schatten meiner Verwandten näher zu sein. Ich bezweifle, dass sie das zu Hause verstehen und auf meinen Zustand Rücksicht nehmen werden. Sicher werden sie sagen, dass es sich um eine Nervenschwäche handelt, verursacht durch die Erlebnisse, vor denen sie mich so gewarnt hatten.

Erst jetzt habe ich begriffen, wie sehr man sogar unterbewusst mit jenen Orten verbunden ist, die mit Spuren der Angehörigen, dem Echo ihrer Schritte, Gewohnheiten und Stimmen die persönliche Vergangenheit bilden. Noch nie zuvor ist mir das bewusst geworden.

Dieser Aufenthalt in Polen hat mich bereichert, unter anderem auch durch diese Bewusstwerdung, die eine weitere Erfahrung für mich ist.

Ich schreibe dies alles hoch in den Lüften, fern von der Erde; schon fern von Polen, noch fern von Israel, in Gedanken beiden nah, und bereichert um neue Gedanken und Vergleiche. Der JUMBO ist voll von den unterschiedlichsten Leuten, heimkehrenden Israelis und Touristen. Es ist laut hier und anders als in dem polnischen Flugzeug. Dort herrschte eine wohlthuende Ruhe, Bescheidenheit und Schlichtheit.

Die Atmosphäre ist anders geworden, ich kehre zu dem Leben zurück, das ich all die Jahre hindurch seit meiner Abreise aus Europa geführt habe. Dort ist eine andere Welt, ich weiss nicht, ob sie besser ist, aber sie ist ruhiger.

Ich hatte einen richtigen Urlaub und habe so viel erlebt. Und dabei habe ich sogar noch etwas leisten können: Ich habe meine Erinnerungen in Auschwitz auf Tonband gesprochen und für den Radiosender Rzeszow sowie für das Archiv des Radio- und Fernsehentrums in Katowice aufgenommen. Ich habe viele herzliche Menschen von der Direktion des Majdanek Museums kennengelernt. Ich bin voller Achtung für diese jungen Leute, die dort arbeiten, unentwegt über Dokumenten der nazistischen Verbrechen sitzen und die Erinnerung daran weitergeben. Es ist für sie gewiss nicht leicht, unter diesen Schatten und Gespenstern auszuharren. Es müssen aussergewöhnliche Menschen sein, empfindsam, scharfsinnig, genau und mitfühlend. Ich bin froh, dass ich sie kennengelernt habe, und zwar in für mich so unerwartet glücklichen Umständen. So viel Aufmerksamkeit und Herzlichkeit habe ich hier nicht erwartet. Sie kannten mich ja gar nicht, und es kommen doch Besucher aus aller Welt dorthin.

Bald werden wir landen. Ich werde meine Familie wiedersehen – und alles wird seinen gewohnten Gang wie bisher weitergehen. Der Traum ist ausgeträumt. Aber so viel ist mir geblieben! Mir scheint, dass ich wieder etwas von mir abgeworfen habe. Als hätte ich eine neue Gestalt angenommen. Wir werden sehen, was ihr Schicksal sein wird! Der Kreis hat sich geschlossen. Noch einer, aber wohl nicht der letzte. Oder vielleicht hat sich gerade ein neuer Kreis geöffnet, und ich spüre nicht, wie weit er ist. Nun – das sind romantische Spinnereien. Es wird Zeit, sich zu sammeln. Zur Wirklichkeit zurückzukehren – und zur Arbeit. An Material ist viel da – aber das Haus wartet auch. Wenn nur nicht die vielen verschiedenen alltäglichen Schwierigkeiten und Sorgen diese guten Tränen menschlicher Sehnsucht

und menschlichen Andenkens verdecken! Gut, wenn man sich diese Tränen erlauben darf und sich so sehr als Mensch fühlen kann!

Schon ist der Boden zu sehen. Es fällt mir schwer, mir klarzumachen, dass ich gestern um diese Zeit über den regennassen Gehsteig der Marszalkowskastrasse gerutscht bin, auf dem Weg zum Jüdischen Theater...

Auf meinen Ohren liegt ein starker Druck. Unten zeichnen sich die Umriss der Häuser von Tel Aviv ab. Welch eine Leichtigkeit, Freude, Zärtlichkeit! Endlich zu Hause, zu Hause! Ein Ende der Träume, Sehnsüchte und Alpträume. Ich kehre zur Wirklichkeit zurück, lande in der wirklichsten Gegenwart. Es ist der 22. Juni 1986, zehn Minuten nach acht am Abend.

Meine Reise geht zu Ende. Auf dem Ben Gurion Flughafen warten die Meinen auf mich, um mich nach Hause zu bringen.

Eindrücke von meiner ersten Reise nach Berlin

Im deutschen Flugzeug. Das Datum? Mir scheint, wenn ich mich nicht irre, genau an diesem Tag in diesem Monat vor drei Jahren bin ich allein nach Polen gereist – das erste Mal nach vierzig Jahren.

Es fällt mir schwer, mir bewusst zu machen, wie sich das alles entwickelt hat, was mich in dieses Flugzeug, überhaupt zu dieser Reise geführt hat. Ich begreife nicht, was ich hier tue, oder eher – was ich dort tun werde, wohin mich das Flugzeug jetzt bringt.

Ich fliege mit meinem Mann. Ich würde es diesmal nicht wagen, allein zu reisen: denn das Ziel der Reise ist ... Berlin

Die Geschichte – sie ist es, die uns zu dieser früheren Hauptstadt Hitlers führt. Aber wen geht diese Geschichte in der heutigen, dynamischen Gegenwart noch etwas an? Wen interessiert es hier – und wieviel weniger noch dort, wo wir in zweieinhalb Stunden landen werden? Dennoch – man hat uns eingeladen, uns Flugtickets geschickt. Also gibt es jemandem, den es interessiert – oder er macht es nur aus Spass.

Ich kann mir nicht vorstellen, dass es jemanden wirklich so am Herzen liegt wie mir. Für mich ist es keine Geschichte. (Irgendwie hat sich mein Herz zusammengekrampft, als ich diesen Satz geschrieben habe, vielleicht aber auch nur deshalb, weil das Flugzeug plötzlich, als fiele es ins Leere, in ein Luftloch geraten war.) Nein, ich verspüre keine Angst: Ich fühle nichts. Eine merkwürdige Apathie oder eine unbegreifliche Gleichgültigkeit. Und

Verwunderung. Woher komme ich hierhin? Wohin geht es? Wer ist dieser Fritz Mille, der mich eingeladen und zu dieser Reise bewogen hat? Wer wird auf dem Flughafen sein, wohin wird man uns bringen? Wie wird dort alles ablaufen? Auf nichts habe ich eine Antwort.

Eine solche Müdigkeit plagt mich! Im Flugzeug sind viele blonde Köpfe, blauäugige Gesichter. Deutsche Männer, Frauen, ein hellhaariges Kind und auch dunkelhäutige Grusinier, jüdische Emigranten aus der Sowjetunion und aus Israel, die ihr Glück im reichen, schönen Berlin suchen. Sie sind mir fremd.

Ich soll dort vor den Deutschen auftreten, ich fahre dorthin, um ihnen von ihrer Geschichte zu erzählen; und von meiner eigenen – die sie verursacht haben, ihre Väter und Grossväter. Eine dichte Mauer trennt uns. Wie kann ich sie zerschlagen? Und warum, warum eigentlich zum Teufel? Und warum ich, eine kleine unscheinbare Frau? Einer hat mich ins Wasser geworfen, und ich muss blindlings schwimmen. Oder vielleicht bin ich es selbst, die immer wieder in diese Abgründe springt, ich suche sie mir, um mich immer wieder mit meinem Schicksal zu messen, meine inneren Kräfte daran zu erproben. Genauso war es mit meinem Buch «Die Hoffnung stirbt zuletzt». Es ist jetzt durch einen Zufall auch in Deutschland erschienen.

Dieses Buch hat mein Nachkriegsleben mehr als alles andere beeinflusst. Offensichtlich gibt es noch jemanden, den die darin enthaltene Geschichte etwas angeht, oder besser gesagt, ihn jetzt etwas anzugehen beginnt, da sich junge Deutsche kürzlich an die Übersetzung und Veröffentlichung dieses Buches gemacht haben – und das ist schon einiges.

Eigentlich wollte ich davon sprechen, dass sich die Worte

Berlin, Deutsche, Hitler vor fünfzig Jahren in mein Denken, meine Seele und meinen Körper gegraben haben, zu meinem Schicksal geworden sind – zu Leben, Tod und ewiger Gegenwart auf so unterschiedliche Weise, in so vielfältigen Variationen und Aspekten. Das gilt auch für meine Nachkommen, die nach dem Kriege in Israel geboren sind.

Ich war damals absolut und ausweglos zur Vernichtung verurteilt, zusammen mit Millionen meiner Landsleute und Hunderttausenden Kindern, die entsprechend den Gesetzen der «neuen Ordnung», so wie die Kranken, Alten und Schwachen, in erster Linie umgebracht werden sollten. Ich war nichts, ein unbedeutendes Stäubchen, ein winziges Körnchen unter all den hervorragenden, grossen und mächtigen Vertretern meines Volkes, die einfach zur Vernichtung bestimmt wurden. Und gerade mir gelang es zu überleben, und ich werde nun zum fünfzigjährigen Gedenktag dieses Grauens von den Deutschen nach Berlin eingeladen (nicht mit Gewalt von der Gestapo dorthin geschleppt), um Vorträge über die damalige Zeit zu halten. Es ist nicht zu glauben!

Wahrscheinlich hat man in mir, um es poetisch auszudrücken, eine gewisse Begabung entdeckt, die alten Geister wieder zu beschwören, sie wieder lebendig werden zu lassen; oder eher noch die Fähigkeit, jene Vergangenheit zu verkörpern, die heute für viele so faszinierend ist, obwohl es gegenwärtig auf der Welt so viele neue Kriege, so viel Leiden und Gewalt gibt.

Jetzt, hier, in diesem deutschen Flugzeug kann ich irgendwie nicht recht an den Sinn dieser Vorträge glauben. Ich fliege mit meinen vergessenen, verklungenen Erzählungen nach Berlin, wo man mich sofort umgebracht hätte, wenn ich mich damals auf diesem Pflaster hätte blicken las-

sen. Jetzt wird mich wenigstens niemand verhaften, niemand wird mich meines jüdischen Aussehens wegen erschiessen, von mir einen Ausweis verlangen oder einen Nachweis darüber, dass ich das Recht habe zu leben ...

Das ist auf gewisse Weise Genungtuung und Rache der zehnjährigen Warschauer Jüdin, die ich im September 1939 war, als die Hitlertruppen begannen, die polnischen Städte und Dörfer zu bombardieren, als sie begannen zu morden, zu verbrennen und zu vernichten – und die der nunmehr sechzigjährigen Israelin aus Herzlija.

Es begann wie alles in meinem Leben – durch Zufall. Nachdem in der Wochenzeitschrift «Zwierciadlo» die Eindrücke meines ersten Besuchs in Polen nach vierzig Jahren erschienen waren (unter dem Titel «Aufbruch in die Vergangenheit – Polen 1986»), erhielt ich den begeisterten und bewegenden Brief einer Leserin aus Warschau. Krystyna Usarek, eine ehemalige Gefangene der Hitlerlager, bedauerte es sehr, dass sie nichts von meinem Besuch in Polen gewusst hatte und lud mich herzlich ein, sie bei einem nächsten Aufenthalt zu besuchen. Sie schrieb mir von ihrer Tätigkeit als Betreuerin deutscher Jugendgruppen der «Aktion Sühnezeichen», die sie durch das ehemalige Warschauer Ghetto und die Gedenkstätte von Treblinka geleitete. Schon lange kannte Krystyna Usarek mein Buch «Die Hoffnung stirbt zuletzt», sie las den Jugendlichen daraus Auszüge auf deutsch vor, und sie hatte es sogar in Zusammenarbeit mit Fritz Mille, einem Mitarbeiter der Evangelischen Jugend in Berlin, unternommen, ein Kapitel des Buches ins Deutsche zu übersetzen und als kleine Broschüre zu veröffentlichen.

Mille selbst schickte mir einen herzlichen Brief und ein Exemplar dieser gemeinsamen Übersetzung.

Danach entstand in Israel der Film «Wegen diese Kriege», der die Probleme und die Atmosphäre der unablässigen Angst und übertriebenen, beengenden Sorge behandelt, mit denen die Kinder der Shoah-Opfer aufgewachsen sind. In diesem Film tritt mein Sohn Jaacov Gilad auf, der Dichter und Autor vieler Lieder, Musikregisseur und Schallplattenproduzent ist und sein Freund Jehuda Poliker, ein in Israel berühmter Sänger und Komponist, ausserdem Jehudas Vater, ein Jude aus Saloniki, der auch Gefangener in Auschwitz war, und ich.

Dieser Dokumentarfilm wurde auf dem Internationalen Filmfestspielen in Jerusalem 1988 als bester Film Israels ausgezeichnet und wird seidem ununterbrochen in Kinos, Schulen und Armeeinheiten des ganzen Landes vorgeführt. Auch im Ausland hatte der Film grossen Erfolg; im vergangenen Winter wurde er auf den Filmfestspielen in Leningrad ausgezeichnet und im Februar dieses Jahres auf der Berlinale.

In diesem Film erzähle ich unter anderem einer Gruppe von Schülern, die dichtgedrängt auf dem Boden der Turnhalle eines Gymnasiums sitzen, davon, wie wir in die erstickend engen und vollen Waggons gepfercht wurden, in denen die Nazis unsd nach dem Aufstand im Warschauer Ghetto ins Lager deportierten; davon, wie mir im Duschraum von Majdanek plötzlich meine Mutter entrissen wurde, und davon, wie mir vor dem «Todesmarsch» aus Auschwitz im Januar 1945 ein junger Sanitäter, den ich im Männerlager kennengelernt hatte, nachdem ich von einem Wachtposten angeschossen worden war, seine Brotration zuwarf, die den Gefangenen für den Marsch zugeteilt worden war.

Die Szenen des 95 Minuten dauernden Films verlaufen im Wechsel mit Liedern, die Jehuda bei seinen Auftritten gesungen hat und die von seiner Schallplatte «Asche und Staub» stammen. Diese Platte entstand vor dem Hintergrund einer solchen Kinderheit im Schatten der Erinnerungen der Eltern an die Shoah und unter dem Eindruck meines «Aufbruchs» nach Polen. Alle Texte dieser Platte hat mein Sohn geschrieben. und das Lied «Asche und Staub» ist im Zusammenhang meiner aussergewöhnlichen Reise mir gewidmet. Auf dieser Platte ist auch ein Gedicht von Wladyslaw Szlengel vertont: «Kleine Station Treblinka», das er im Warschauer Ghetto verfasst hat. Ich habe dieses Gedicht ins Hebräische übertragen, und Jehuda Poliker hat dazu eine bewegende Melodie geschrieben.

Auch das Gedicht «Blumen im Wind» aus meinem hebräischen Gedichtband «Innere Melodie», befindet sich auf dieser Schallplatte, die in Israel sehr beliebt ist.

Auch in Polen wurden schon mehrmals einige Lieder der Platte in meiner polnischen Übersetzung gesendet. Das erste Programm dieser Art wurde 1988 in Rzeszow und Warschau gesendet, ein weiteres am 21. April 1989 im 3. Programm in Warschau, und zwar unter dem Titel «Asche und Staub. Lieder aus Mamas Erzählungen...».

Noch ein Ereignis ist eng mit dieser Reise nach Berlin verknüpft. Im vergangenen Jahr trat ich u.a. auch vor einer deutschen Jugendgruppe auf, die im Rahmen eines Schüleraustausches Israel besuchte. Einer der begleitenden Lehrer, Norbert Blume von der Goetheschule in Bochum, interessierte sich für mein Buch und bemühte sich um eine Übersetzung und Veröffentlichung in Deutschland.

Mit Fritz Mille, der ebenfalls sehr an dem Buch interessiert war, nahm ich Kontakt zum Lektor des Reiner Padliger Verlages in Hagen auf. Mille hatte im Februar 1989 mit seinem Freunden und Schützlingen den Film «Wegen dieses Krieges» auf der Berlinale gesehen.

Im Juni dieses Jahres fand in Berlin der Evangelische Kirchentag statt, an dem etwa 140.000 Menschen teilnahmen, vor allem Jugendliche aus Deutschland und anderen Ländern, die für den Frieden und gegen Atomversuche, Atomwaffenproduktion und Rassismus kämpfen.

Ich wurde mit meinem Mann zusammen von der Evangelischen Jugend Berlin West und der Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste zu diesem Kongress eingeladen. Ich hatte viele Begegnungen und Auftritte, eine Menge unerwarteter und aussergewöhnlicher Erfahrungen, auch in Ostberlin. Ich kann es einfach nicht glauben, dass das alles Wirklichkeit ist.

Fritz Mille, den ich nur aus einigen Briefen kannte, empfing uns auf dem Berliner Flughafen und überreichte mir zur Begrüssung eine wunderschöne Rose. Mit seinem Freunden Dagmar Schneider und Bernhard Krane von der Aktion Sühnezeichen brachte er uns zum Auto und fuhr mit uns zu seiner Wohnung, die sich in einem schönen alten Mietshaus befindet. Uns streifte ein Hauch des alten, fast antiken Europa. Von einer Wand des Gästezimmers schaute Janusz Korczak mit seinen gütigen Augen auf uns herab – und schon fühlten wir uns zuhause. Kathrin, die beeindruckende, liebenswürdige Frau des Hauses, fünf Kinder, ein gedeckter Tisch, Ruhe. Der erste Abend in Berlin – Verwunderung, eine wohltuende Enttäuschung.

Danach gab es ein Interview mit der Berliner Morgenpost im Café Einstein, anschliessend eines mit Gesine Stempel für die Radiosendung «Zeit-Punkte» vom Sender Freies Berlin, das bei ihr zu Hause aufgenommen wurde, wo man uns mit grosser Herzlichkeit und Achtung empfing. Es fanden mehrere im Voraus geplante Begegnungen mit verschiedenen Gruppen und interessierten Leuten statt, natürlich auch mit Reiner Padligur und Georg Leifels, den Verlegern meines Buches, die aus Hagen gekommen waren, um das Buch auf dem Kirchentag vorzustellen. Zweimal gab es ein deutsch-jüdisches Treffen: Das eine war die überhaupt erste Begegnung deutscher und jüdischer Jugendlicher im Saal des jüdischen Jugendzentrums, das zweite fand mit Mitgliedern des DIAK (Deutsch-Israelischer Arbeitskreis für Frieden im Nahen Osten) im «Terzo Mondo» statt. Dort lernte ich viele besonders interessante Menschen kennen, darunter die Lehrerin Nea Weissberg-Bob, mit der ich mich besonders befreundete, und Hajo Funke, einen deutschen Dozenten an der Freien Universität Berlin. Hajo Funke wunderte sich über mein Vertrauen zu Menschen, er fragte, ob das an unserer jüdischen Religion liege oder ob ich es von meiner Mutter hätte, die selbst in den schwersten Zeiten noch voller Menschlichkeit, Glauben und Leben gewesen sei. In seiner Widmung zu dem Exemplar der Zeitschrift «Die Neue Gesellschaft – Frankfurter Hefte» von April 1989, das er mir schenkte, weil darin sein Artikel zum Thema «Jugendproteste von rechts und links» veröffentlicht war, schrieb er, dass meine Erzählungen vom Warschauer Ghetto, von Majdanek und Auschwitz ihre Aktivitäten gegen die Republikaner und die Rechtsextremisten unterstützen.

Dagmar und Bernard begleiteten uns überallhin und waren gemeinsam mit Helga Schneider, Dagmars Mutter, um unser Wohl besorgt. All das war von den beiden Organisationen, die uns eingeladen hatten, vorbereitet worden. Ich bekam Bücher mit wunderbaren Widmungen geschenkt, die Herzlichkeit und Wertschätzung zum Ausdruck brachten.

Die junge deutsche Malerin Johanna Ofori Attah, die sich mit der Erforschung von Kinderschicksalen in den Jahren der Shoah befasst, und Alwin Meyer von der Aktion Sühnezeichen besuchten uns im Haus der Schneiders.

Erika Grogor, Besitzerin des Kinos «Arsenal» (sie und ihr Mann haben die deutschen Rechte für den Film «Wegen dieses Krieges» erworben), widmete uns einen ganzen Tag, an dem sie mit uns eine Fahrt durch Berlin unternahm und uns die interessantesten Orte zeigte. Sie kann sehr gut erklären und kennt dort jeden Winkel, was sich bei dem Besuch dieser grossen und in der Tat sehr schönen Stadt als unersetzlich erwies. Zum Mittagessen lud sie uns in das berühmte Restaurant im Blockhaus Nikolskoe ein und am Nachmittag zu einem Kaffee im Garten ihres Hauses.

Zweimal waren wir im Theater. Im Theater Tribüne sahen wir «Schuldig geboren» und im Grips Theater «Ab heute heisst du Sara». Wir liessen uns am Tor des grossen Gartens fotografieren, der die Wannsee-Villa umgibt, in der die Entscheidung zu unserer Vernichtung gefällt worden war. Als im Kino Arsenal speziell unseretwegen der Film «Wegen dieses Krieges» gezeigt wurde, sagte ich, dass mir im Leben die unmöglichsten Dinge widerfahren...

Den Film sah ich hier mit einer unbegreiflichen Gefühlsbewegung, die ich kaum fassen konnte.

Tränen, Schmerzen, Verwirrung, die plötzliche Einsicht in den Sinn all meiner Erfahrungen schnürten mir die Brust zu und brannten unter meinen Lidern.

Nirgendwo und niemals zuvor hatte ich mit einer solchen Klarheit verspürt, welchen Sinn meine Rettung aus den Krallen Hitlers, aus dem Ghetto, aus Majdanek, Auschwitz, der Gaskammer und all den tausend Toden hatte, denen ich damals ins Auge sah und an deren Schwelle ich stand, wie hier, als ich mich selbst, mein Haus in Herzlija, meine Familie, Kinder und Enkel auf der Leinwand sah – in einem Berliner Kino, inmitten eines deutschen Publikums! Ich, das kleine Mädchen, das im September 1939 zehn Jahre alt wurde und dem die Worte Berlin, Hitler, Deutsche, «Fahrfluchte Jude!», «Raus, Raus!» in den Ohren gellten, als schreckliches Gift im Gehirn brannten und rasch zum ganzen und einzigen Lebens- und Todesinhalt meiner selbst, meiner Angehörigen, Nachbarn, Spielkameraden und tausend anderer Menschen wurden, mit denen wir zusammen in Qualen getrieben wurden, wie sie die Welt noch nicht gesehen hatte – in die Vernichtung.

Wider willen kam mir die Erinnerung an die Worte einer Mitgefangenen beim stundenlangen Appell in Auschwitz, als wir starr vor Kälte und von Hunger und Anstrengung erschöpft, auf die schlammige Erde sanken, kaum mehr Menschen ähnlich und kaum noch in der Lage, uns vorzustellen, dass wir irgendwann einmal Menschen gewesen waren oder dass irgendwo auf der Erde noch Menschen existierten. Vor uns, jenseits der Stacheldrähte, ragte der Schornstein des Krematoriums auf, eine Feuersäule und dichter Rauch von vergasten und verbrannten Menschen.

Entsetzt und hilflos starrten wir auf die Menschen, die aus den Waggonen gestossen worden waren und jetzt hier, ihres Schicksals völlig ungewiss, zu ihrem Tod anstanden.

«Seht mal», sagte damals die Mitgefangene, «irgendwann wird es eine Welt und ein Leben geben, in dem sie über uns Bücher schreiben und uns in Filmen zeigen werden!»... Das war eine gewagte, eine völlig unwahrscheinliche Träumerei – ein Gebet ohne die Chance der Erfüllung. Diese Frau lebt nicht mehr, auch nicht mehr die Tausende, die damals mit mir auf dem Appellplatz standen. Und dennoch – ich bin heute in Berlin, in der früheren Hauptstadt Hitlers!

Ein zweites Mal wurde unser Film im Kino Bali gezeigt, wo mich Marianne Wüdrich-Brosien, ein Mitglied der Friedensinitiative Zehlendorf herzlich zu einer Diskussion zum Friedenstag am 17. Juni 1989 einlud. Ich werde ihre Rührung, ihr Verständnis und ihre Achtung nicht vergessen, die sie mir in einer plötzlichen Gefühlsaufwallung bewies und mich an sich drückte. Sie sagte, dass sie das schon hatte tun wollen, während sie den Film sah. Sie schenkte mir ihr Lieblingsbuch «Der gestreifte Kater und die Schwalbe Sinha» von Jorge Amadeo mit einer sehr schönen Widmung.

Zweimal trat ich in der Martin-Luther-Gedächtnis-Kirche auf, in der vor einer Jesusfigur aus der Nazizeit, mit klassischem, muskulösem Körperbau und den Massen des «reinen Arierkörpers» gebetet wird. Hier berichtete ich von meinen Erfahrungen im Ghetto und in den Todeslagern. Ich las aus meinen Schriften vor, die nach dem Kriege von dem Hintergrund dieser Erinnerungen entstanden waren – das Gedicht über den Geist meiner in Majdanek vergasten und verbrannten Mutter, der mir bei meinem merkwürdigen

«Aufbruch in die Vergangenheit» wieder erschienen war. Damals war ich dort Gefangene gewesen – als Jüdin und dazu als Kind eine Todeskandidatin. Nun war ich eine Touristin der Geister und Gespenster ...

Mit gesenkten Köpfen, gebannt von diesem Eindruck, erstarrt von der Macht dieses unvergänglichen Grauens und menschlichen Schmerzen, plötzlich erdrückt von der Gewalt, die von mir, meiner Gestalt und Stimme, aus meinen Worten strömte – so hörten sie mir zu. Deutsche im Jahre 1989. Mir schien, als sprächen all jene, die damals dort gequält worden waren, mit mir, als kommentierten und diskutierten sie alle auf verschiedene Weisen die immer entsetzlicheren politischen Nachrichten, die wie eine Lawine auf uns niederstürzten, als sähen und hörten sie mich, als seien sie nach fünfzig Jahren hier in dieser Adolf-Hitler-Kirche (wie sie nach dem Willen Deutscher Christen hätte heißen sollen) wieder bei mir.

Meine Stimme hatte jetzt hier eine merkwürdige, mir bisher unbekannte Kraft und einen Klang, der die Hörer bannte und an meine Erzählungen schmiedete; an mich, an das, was ich damals und heute in Berlin fühlte und mir vorstellte.

Ich sprach auch in dieser Kirche im Rahmen einer «Stadt-Oase» über Janusz Korczak, die die Evangelische Jugend Berlin mit Fritz Mille und Jugendlichen aus seiner Gedenkstättenarbeit während des Kirchentages veranstaltete. Die Jugendlichen lasen und rezitierten Texte aus Korczaks Werk, seine Bekenntnisse, Gedanken, die er in seinen Tagebüchern aus der Zeit des Warschauer Ghettos aufgeschrieben hatte. Sie sangen alte jüdische Lieder aus der Vorkriegszeit und die tragischen Lieder aus dem Ghetto.

Deutsche Jugendliche – und eine sehr menschliche, anständige Darbietung.

Ein blondes, etwa siebzehnjähriges Mädchen sang «Ojfn Pripetschik» – dieses Lied hatte meine Mutter mir vorgesungen, als ich klein war; ich legte dann meinen Kopf auf ihre Knie, sie streichelte mich und fuhr mir zärtlich mit den Fingern durchs Haar. – Das war damals, vor so langer Zeit, in Warschau in der Nowiniarskastrasse ... Aber dann wurde die Strasse in Brand gesteckt, auch unser Haus brannte, und wir wurden auf den Umschlagplatz gejagt, ein Maschinengewehr war auf uns gerichtet. Mama lächelte mich an und sagte liebevoll, dass alle Menschen sterben müssten, wir würden zusammen sterben, das sei nicht schlimm... «Hab’ keine Angst ...!» Damit begann meine Ansprache in dieser Kirche.

Ich berichtete von der Atmosphäre, die herrschte, als sich in dem immer leerer werdenden Ghetto eines Tages die Nachricht verbreitete, dass man nun auch Korczak mit den Kindern aus dem Waisenhaus deportieren würde. An diesem Tag kamen auch die angeblich unangreifbaren Arbeitsbaracken an die Reihe – und damit all diejenigen, die sich bisher vorgegaukelt hatten, dass ihre Arbeit für deutsche Fabrikanten und die verschiedenen Ausweise im Zusammenhang mit dieser Arbeit ihnen ein Lebensrecht garantierten. Unabsichtlich schilderte ich meinen Zuhörern so den wahren Hintergrund dessen, was sie aufführten.

In höchster Konzentration, überrascht und aufgeregt lauschten mir auch Jugendliche und ihre Erzieher in einer Kirchengemeinde in Ostberlin.

Ich erzählte. Sie sassen im Kreis um mich herum, anfangs fröhlich, mit sich selbst, ihren eigenen Angelegenhei-

ten und Problemen beschäftigt. Helle Gesichter, helle Haare... In dem Masse, wie sich meine Erzählung zuspitzte, wuchs ihr Ernst, ihr Erschrecken. Einige wischten sich Tränen aus den Augen, andere senkten die Köpfe tief. Es dauerte über zwei Stunden; ich nahm sie mit mir – dorthin. Sie waren bei mir, das spürte ich genau. Sie konnten sich danach kaum von dort losreissen, kaum in ihre Wirklichkeit zurückkehren.

Fritz Mille meine, dass ich ihnen die Möglichkeit zur Diskussion, zu Fragen geben sollte. Ich hatte ihm vorher schon gesagt, dass kaum je einer etwas fragt, nachdem er meine Erzählung gehört hat, aber er hatte sich das nicht vorstellen können, er hatte es mir nicht geglaubt.

Wie festgeschmiedet auf ihren Plätzen bekamen die Zuhörer kaum ein Wort über die Lippen, konnten mir kaum in die Augen sehen – weder Erwachsene noch Jugendliche. Schliesslich flüsterte einer der Erzieher nachdenklich, es gäbe eine Zeit zu lauschen und eine Zeit zu fragen – diesmal, bekannte er, sei es nur eine Zeit zu lauschen gewesen.

Ein anderer Erzieher überreichte mir einen vorbereiteten Blumenstrauss. Unterdessen aber kam ein junges, zutiefst erschüttertes Mädchen auf mich zugelaufen und drückte mir einen grossen, unverpackten Rosenstrauss in die Hand. Von den feuchten Stengeln tropfte noch das Wasser, offensichtlich hatte sie ihn gerade aus einer Vase zu Hause genommen, um ihn mir zu schenken. Es war offenbar, dass sie nur mit Mühe die Tränen unterdrückte. Ich gab ihr einen Kuss. Hatte ich kein Recht dazu? Vielleicht könnte ich es nicht jedem gegenüber erklären, aber sind wir nicht alle nur Menschen – gewöhnliche Sterbliche! Wie sehr wollten wir damals einfach nur wieder Menschen wie alle anderen sein!

Und schliesslich – vielleicht ist es gerade das, was unsere Zukunft schützt: Gegenseitiges Verständnis und menschliche Gefühle.

Mir schwindelte von diesen unfassbaren Eindrücken, ich konnte mich kaum auf den Beinen halten. Und dann wieder der Gang durch das Labyrinth kafkaesker Bürokratie, von Ost- nach Westberlin, zur Teilnahme an der Diskussion nach der Aufführung unseres Films «Wegen dieses Krieges» im Kino Bali um zehn Uhr abends.

Fritz wunderte sich, woher ich all diese Kraft und Energie nahm. An diesem Tag hatten wir morgens früh schon ein Gespräch in der Jüdischen Gemeinde in der Oranienburger Strasse und ein Treffen mit Mitarbeitern der Aktion Sühnezeichen in Ostberlin gehabt. Es wäre schwierig gewesen, Fritz zu erklären, dass es die Macht der Erlebnisse ist, die mich vorantreibt und mir diese unerschöpflichen Kräfte verleiht.

Und was meine Sprachkenntnisse betraf, so sagte ich allen gleich zu Anfang, dass ich mich nicht für ihre Unvollkommenheit entschuldigen werde, denn ich hatte diese Sprache leider dort gelernt, wo ich rasch verstehen musste was solche Worte wie «Jude, verboten, Umschlagplatz, Mistbiene, Dreckbiene» usw. bedeuteten.

Überall schenkte man mir Gehör, zeigte mir Rührung und vor allem Dankbarkeit dafür, dass ich überhaupt gekommen war trotz dieser Unmenge an Bösem, das mir von ihren Landsleuten zugefügt worden war.

Aber das war nichts alles. Mein verrücktes Schicksal hatte mir offenbar noch eine unwahrscheinliche Erfahrung zgedacht, diesmal im Gespräch mit einer Frau, die unter den zahlreichen Zuhörern in der Martin-Luther-Gedächtnis-Kirche war. Sie schaute mich beharrlich aus einiger

Entfernung an, während andere sich um mich drängten, bewegt nach Einzelheiten fragten und um Autogramme in meinem Buch baten. Schliesslich kam die Frau auf mich zu. Ihre Augen waren voll Güte und Vertrauen. Plötzlich fühlte ich mich ihr ganz nah. Sie wollte mir etwa anvertrauen. Ich würde es verstehen – bei meiner Ansprache hatte ich doch gezeigt, wie sehr mir der Schmerz über den Verlust eines Menschen vertraut war. Sie hatte ihren verloren. Viele Jahre lang hatte sie nicht einmal gewusst, unter welchen Umständen er umgekommen war, doch kürzlich hatte man ein Gemeinschaftsgrab gefunden – und ein Tagebuch der letzten Monate seines Lebens. Beschreibungen von Gedanken, Gefühlen..., «wie deine ...». Am 5. Mai 1945 hatten Partisanen ihn und zwanzig weitere deutsche Soldaten getötet.

Mit erstickter Stimme schloss ich mit dem Bericht dieser Begegnung meinen Auftritt im Kino Arsenal nach der Vorführung des Films «Wegen des Krieges». Ich fügte hinzu, dass ich damals darum gebetet hatte, dass alle diese Soldaten getötet würden, denn nur darin sah ich die Möglichkeit zur Befreiung – andernfalls würde die ganze Welt vernichtet werden. Aber für diese Frau war es ihr Vater, den sie liebte und beweinte. Ihr Vater. Das ist der Krieg, der Rassismus!

Selbst nach fünfzig Jahren ist es schwer, mit alledem fertig zu werden. Für mich, für sie. «Doch so sehr Sie sich Beethovens, Schillers, Goethes und anderer grosser Landsleute rühmen und Ihren Stolz von Generation zu Generation weitergeben, so wenig lässt sich Hitler jemals aus Ihrer Geschichte streichen.»

Niemand unter den Anwesenden wagte dem zu widersprechen.

ANMERKUNGEN

- ¹ Giborim: Hebräische Helden
- ² Jeschiwa: Tora- und Talmudschule
- ³ Mesusot: Gebetsrollen, an den Eingangstüren befestigt, sollten dem Schutz des Hauses dienen
- ⁴ Kazimierz: ehemaliger jüdischer Bezirk in Krakau
- ⁵ Grüne: Dollarnoten